

Patagonien 2011



STARTSCHWIERIGKEITEN

DER WIND, DER WIND, DAS HIMMLISCHE KIND...

Die Sehnsucht nach Eis und Wind, karger Landschaft und kühlen Nächten brach während der letzten Reise auf, obwohl wir im Tropenidyll einer paradiesischen Insel weilten.

Oder vielleicht gerade deshalb?

„Patagonien“ hieß mein Lieblingstraum in jenen durchschwitzten Stunden auf der modrig müffelnden Matratze. Wenn ich mir unter dem mangels Elektrizität stillstehenden Ventilator mit nassen Handtüchern Abkühlung verschaffte, wünschte ich mir den Sturm herbei, der auf Feuerland angeblich pausenlos tobt, obwohl es dort gar keine lästigen Moskitos zum Vertreiben gibt.

Drei Jahre später sperren wir die Haustüre ab und schultern die Rucksäcke. Sie sind kaum schwerer als beim letzten Mal. Anstelle von Neoprenanzügen, Flossen und Taucherbrille haben wir diesmal Zelt, Matten, Schlafsäcke, Kocher und Wanderstöcke dabei. Bei südamerikanischen Inlandsflügen gilt ein Fluggepäcklimit von 15 kg pro Person, das wir bloß um 1 kg überschreiten. Sollte es Probleme geben, könnten wir die schweren Bergschuhe anziehen oder das Zelt als Handgepäck deklarieren.

Was wir von unserer Ausrüstung tatsächlich brauchen werden, ist ungewiss. Der ursprüngliche Plan, das Zelttrekking in den heimatlichen Bergen auszuprobieren, ist von meinem Spitalsaufenthalt vereitelt worden. Aber die ernsten Zweifel an der Durchführung der Reise kamen erst nach der Entlassung aus dem Krankenhaus. Ein halbes Jahr lang sollte ich auf das Tragen von schweren Lasten verzichten. Vor der Operation hatten die Ärzte nur von 8 Wochen Schonfrist gesprochen! Aber damals sagten sie auch, dass es ein Routineeingriff sei. Bei der darauf folgenden Notoperation versicherte man mir, die Komplikationen hätte niemand voraussehen können.

Nun stand ich vor einer schweren Entscheidung. Etwas mehr als drei Monate waren seit den Tagen auf der Intensivstation vergangen. Ich fühlte mich fit, obwohl das Konditionstraining ausgefallen war. Dennoch meinte eine Ärztin, es wäre besser die Reise um ein Jahr zu verschieben, eine andere wiederum schickte mich zum Schifahren. Das Spektrum reichte von Schonung bis zum vollen körperlichen Einsatz.

„Schlussendlich müssen Sie das selber abschätzen“, hieß es. „Sie kennen ihren Körper am besten.“

Ich beschloss, die Reise anzutreten, jedoch mit offenem Verlauf. Wir hatten nur drei Daten fixiert: Startzeitpunkt, Rückflug und 1 Woche nach Ankunft auf Feuerland eine Bootstour, die wir ein halbes Jahr zuvor bereits gebucht und bezahlt hatten.

1. Tag, Samstag, 5.3.2011

Am Nachmittag fliegen wir von Zürich ab. Dem Abschied waren zahlreiche Erklärungen vorangegangen. Das Reiseziel konnten die meisten Menschen zu meiner Überraschung geografisch nicht einordnen.

„Pata-wohin?“, hatte die Friseurin, die mir einen pflegeleichten Urlaubshaarschnitt verpasste, gefragt. Die Namen Fitz Roy, Torres del Paine, Cerro Torre, Perito Moreno sagten ihr ebenso wenig wie Ushuaia oder El Chaltén. Nur Kap Hoorn war ihr ein Begriff. Allerdings wählte sie es an der Spitze Südafrikas.

In der Verwandtschaft gab es darüber hinaus Bedenken wegen meiner von den Operationen beeinträchtigten Gesundheit.

„Zum Glück fliegt ihr in den Süden. Da ist es wenigstens warm“, meinte meine Schwiegermutter, die in ihrem langen Leben nie eine größere Reise als bis zur Bundeshauptstadt unternommen hatte.

„Mama“, sagte Markus am Telefon, „es ist zwar Spätsommer auf der Südhalbkugel, aber warm ist es dort trotzdem nicht.“

„Sommer? Ich dachte, ihr geht schon im März?“

Der Versuch, via Telefon den Globus und die Jahreszeiten zu erklären, war zum Scheitern verurteilt. Markus beschränkte sich auf praktische Fakten: „Patagonien liegt derart weit im Süden und nahe der Antarktis, dass es selbst im Sommer kalt ist. Gletscher fließen von den Bergen direkt ins Meer.“

„Na so etwas. Reicht das Meer dort so hoch hinauf?“

In Madrid haben wir zwei Stunden Aufenthalt, bevor wir den fast dreizehn Stunden dauernden Nachtflug nach Buenos Aires antreten. Vergeblich hoffen wir auf einen freien Sitz neben uns. Die Maschine ist restlos ausgebucht. Es gibt keine Möglichkeit, sich hinzulegen. Oder doch? Hinter unserer Stuhlreihe befindet sich der Notausgang. Ihm gegenüber öffnen sich die Toilettüren. Dazwischen bleibt eine kleine Fläche harten Teppichbodens, auf dem ich mich zusammenringe. Mein Schlaf dauert nicht lang, denn das Bordpersonal scheucht mich empört auf meinen Sitz zurück.

Ich ergebe mich in meine unbequeme Lage und versuche jedem Druck und jedem Ziehen im Körper mit winzigen Bewegungen zu begegnen. Die Feldenkraismethode zeigt erstaunliche Wirkung. Zum ersten Mal kann ich im Sitzen schlafen und komme relativ frisch in Buenos Aires an. Vielleicht fühle ich mich aber auch nur hellwach, weil plötzlich Adrenalin durch meine Adern pulst.

2. Tag, Sonntag, 6.3.2011

Wir haben Verspätung! Unser Zeitfenster, um vom internationalen Flughafen zum Inlands-Flughafen zu gelangen, schrumpfte von zweieinhalb Stunden auf die Hälfte zusammen. Im Reiseführer steht, dass man rund 90 Minuten Taxifahrt zwischen den Airports berücksichtigen müsse, weil sie am jeweils anderen Ende der Millionenmetropole liegen.

Endlich setzen wir auf argentinischem Boden auf. Ein Blick auf die Uhr zeigt: „Es könnte sich ausgehen.“ Lieber wäre mir eine eindeutige Situation. Ich bin kein Freund von Spannung.

Aber solange ein Chance besteht den Anschlussflug nach Ushuaia zu erreichen, kämpfen wir um jede Minute, drängeln auf dem Gang im Flieger nach vorne, während andere noch im Handgepäcksfach wühlen, schummeln uns bei der Passkontrolle in der Warteschlange vor und lauern beim Gepäckrondell direkt an der Luke. Das Glück ist auf unserer Seite. Unsere drei Rucksäcke plumpsen als erste aufs Förderband.

Am Ausgang des Flughafens ordere ich atemlos ein Taxi zum Jorge Newbery Airport. Zumindest versuche ich es, aber in der Eile fallen mir weder der seltsame Name noch meine Spanischvokabeln ein, die ich wochenlang gebüffelt habe. Die Dame der Reiseagentur sieht mich mitfühlend an und fragt auf Englisch, ob wir zum Domestic Airport wollen. Erleichtert überlasse ich ihr meine Kreditkarte und winke Markus zu mir, der eben mit dem Gepäckkarren aus der Ankunftshalle rollt.

„Wo ist das Taxi?“, frage ich die Dame und schultere den Rucksack.

Es käme gleich, wir sollten hinter dem Schalter warten, sagt sie. Nach Rückgabe der Kreditkarte hat sie offenbar das Interesse an uns verloren.

„Warten?“

Markus blickt erst demonstrativ auf die Uhr und dann zu den vielen Taxis, die mit laufendem Motor keine zwanzig Meter von uns entfernt auf Passagiere hoffen.

Ich fühle mich schlecht und frage zum wiederholten Male nach, wie lange es dauern wird, bis das Auto kommt und vor allem, wie lange es quer durch die Stadt braucht. Die Dame ist genervt und wendet sich ohne konkrete Zeitangaben möglichen neuen Kundschaften zu, die aus der Halle strömen. Ich erkenne Sitznachbarn und blicke ihnen neidisch nach, als sie ein Taxi herbeiwinden.

Während ich überlege, die bereits bezahlte Fahrt verfallen zu lassen und es den anderen gleichzutun, tippt mir der Taxilenker auf die Schulter. Endlich!

Es ist 7:30 Uhr und um 9:00 sollten wir bereits wieder in der Luft sein. Es könnte sich ausgehen. Die Spannung steigt. Wir brausen auf einer fast verkehrslosen Autobahn durch die Stadt. Rosarote Kuppeln fliegen an uns vorbei.

„Was sind das für Bäume?“, frage ich den Fahrer und zeige auf die von Blüten übersäten Kronen. Statt einer Antwort deutet der Mann auf eine hohe Mauer und sagt etwas auf Spanisch. Ich versuche es nochmals, als eine rosa Kugel vor einem monströsen Bauwerk sichtbar wird. Mit dem gleichen Resultat. Markus schnappt das Wort des Taxlers auf, lehnt sich vor und sagt etwas zum ihm, was beim Fahrer einen begeisterten Redeschwall auslöst.

„Wozu habe ich Spanisch gebüffelt?“, frage ich mich in Gedanken.

„Fußball“, klärt mich Markus grinsend auf, „ist eine internationale Sprache. Wir sind soeben am El Monumental, dem größten Stadion des Landes, in dem der argentinische Verein River Plate spielt, vorbeigefahren.“

„Dann hat wohl Boca Juniors auch nichts mit dem Blütenbaum zu tun“, mutmaße ich über die Bedeutung der gefallenen Worte.

Markus lacht. „Nein, das ist die Konkurrenz.“

„Von wem?“

Markus seufzt in Anbetracht meines fußballerischen Unwissens: „Vom Blumentick der Frauen.“

Kurz darauf sind wir da. Gerade rechtzeitig zum Einchecken. Auf der elektronischen Anzeigetafel steht Ushuaia, daneben: *demorado*. Das klingt irgendwie demoralisierend. Als die Anzeige ins Englische auf *delayed* wechselt, ist uns die Bedeutung klar. Verschoben. Von 9:00 Uhr auf 13:40 *Estimated time*. Also voraussichtlich.

Plötzlich überfällt mich die Müdigkeit. Unsere Hetzjagd war umsonst gewesen. Wir hatten gehofft, mittags bereits in Ushuaia anzukommen. Jetzt wird es Abend werden.

SOMMERFRISCHE NEBEN DEM FLUGHAFEN

Stundenlanges Warten steht uns bevor. Wir geben das Gepäck auf und verlassen die klimatisierte Abflughalle. Laue Luft streicht uns übers Gesicht und weckt eine Erinnerung ans Meer. Es ist seltsam still.

In den Alleebäumen rascheln vertrocknete Blätter abgestorbener Äste, eine leere Plastikflasche kollert über den Bürgersteig. Gerade als wir das breite Asphaltband der Küstenstraße überqueren wollen, scheucht uns aufbrausender Lärm zurück. Irgendwo muss eine Ampel den Verkehr freigegeben haben, der nun dreispurig über die Fahrbahn rast. Kurz darauf ist der Spuk vorbei und wir können gefahrlos die Seite wechseln.

Ein dünnes Band eines ehemaligen Grünstreifens trennt die Küstenstraße vom asphaltierten Uferweg, der der Kaimauer entlang führt. Maden aus buntem Plastikfetzen ducken sich im Lee der Brüstung, aus feuchtdunklen Nischen strömt stechender Uringeruch. Alle paar Meter stehen Plastikkübel, die von Fliegen umschwärmt werden. In manchen winden sich verletzte Fische und schnappen im blutgetränkten Wasser nach Sauerstoff. Unzählige Angelruten, mit einer Klemme auf der Mauerkrone befestigt, lehnen sich weit über das Wasser hinaus, das träge unter einem Treibholz- und Müllteppich wogt. Es hat die Farbe von Milchkaffee. Riesige Flüsse aus dem Hinterland transportieren jährlich 50 Millionen Kubikmeter Schlick ins Meer und verwandeln den Mündungsbereich in schlammiges Brackwasser. Die braune Suppe füllt den 180 km langen und bis zu 80 km breiten Meeresarm und trägt den Namen Rio de la Plata, obwohl es sich um kein Fließgewässer handelt. An seinem nördlichen Ufer liegt Montevideo, die Hauptstadt Uruguays, am südlichen Ufer stehen wir und starren ins Wasser. Ein rostiger Kahn ragt aus den Fluten, dass man meinen könnte, er schwimme darauf. Aber stoisch und unbeweglich trotz er der Schaukelbewegung der Wellen. Die Bucht ist sehr seicht. Ihre Wassertiefe beträgt im inneren Mündungsbereich maximal fünf Meter und steigt erst in der äußeren Zone allmählich auf 25 Meter an.

Die Angelruten wippen im Rhythmus der sanften Dünung, ab und zu erhebt sich ein Mann vom Campingstuhl und kontrolliert die Spannung der Leinen. Dann kehrt er zu seiner Familie zurück, die es sich auf dem Streifen zwischen Uferweg und Küstenstraße bequem gemacht hat. Frau und Kinder liegen auf einer Woldecke, die über die spärlichen Grashalme gebreitet wurde. Ein Wall aus Kühltaschen, Plastiksäcken und Getränkeflaschen rahmen das Idyll ein. Hinter ihnen braust der Verkehr, rund um sie spielt der Wind mit leeren Chipspackungen Fangen.

Es ist Sonntagvormittag. Die Argentinier sind bekannt für ihren Hang zum Picknick im Grünen. Wobei das Grün offensichtlich eine untergeordnete Rolle spielt. Wichtiger ist das Essen, das in rauen Mengen angeschleppt wird. Immer mehr Ausflügler besiedeln den Uferweg. Es wird langsam eng zwischen den Campingstühlen, Liegen, Abfallhaufen und Fischkübeln. Garküchen werden in Stellung gebracht und Straßenverkäufer fuchteln mit Zuckerwatte herum. Aus Radios mischen sich Pop- mit Tangoklängen und kämpfen gemeinsam gegen den zunehmenden Verkehrslärm an.

Einige Argentinier verbringen das ganze Wochenende hier. Rund um ein Schild, das die letzte verbliebene Grünfläche zielt, reihen sich Zelte. Ich bin neugierig und versuche die verblichene Schrift zu entziffern. „Prohibido acampar - Campieren verboten“ steht da unmissverständlich. Ein durchgestrichenes gelbes Zelt untermalte die Bedeutung.

„Schau dich um“, sagt Markus, die Logik der Argentinier plötzlich verstehend, „nirgendwo ein gelbes Zelt, nur rote und silbrige.“

Mich befällt beim Anblick der fröhlichen Menschen eine seltsame Traurigkeit. Wie trist muss ihre Situation in der Stadt sein, wenn der Höhepunkt der Woche auf diesem verdreckten Flecken Natur zwischen verpisster Kaimauer und dreispuriger Ringstraße stattfindet? Wir wollten uns eigentlich auch hier draußen hinsetzen, aber wir flüchten zurück in die künstliche des Flughafengebäudes.

Nach sechs Stunden Wartezeit geht die Reise weiter. Das satte Braun des Rio de la Plata kippt unterm Flügel weg, blaues Meer erfüllt den Horizont während das Flugzeug in einer steilen Kurve in den Himmel steigt.

Markus und ich haben uns sehr auf diesen Nachmittagsflug gefreut. Beide sitzen wir an Fensterplätzen, wenn auch einige Reihen voneinander getrennt, um besser sehen zu können. Aber wir sehen nichts. Erst verläuft die Flugroute übers Meer, dann verhindert eine geschlossene Wolkendecke den Blick auf die einsamen Steppen des argentinischen Südens unter uns, wo es angeblich mehr Schafe als Einwohner gibt.

ANKUNFT

Im Landeanflug auf Ushuaia sinken wir in das Wattmeer und als die Nebelschleier plötzlich verschwinden, ragen links und rechts Felsgrate auf. In geringer Höhe überfliegen wir einen Gletscher, meine Augen springen von Spalte zu Spalte, der Blick verfängt sich im tiefen Blau und möchte es ergünden. Da sind wir schon über das Eis hinweg, es treibt in Schollen zerbrochen in einem milchigen See. Ein Wasserschwall stürzt in ein Trogtal hinab, irt in breiten Schleifen durch einen abgestorbenen Wald, staut sich zu einem See, der wie ein Türkis inmitten grüner Matten funkelt. Danach öffnet sich das Seitental zum Haupttal hin, ein kilometerbreites Band, in dessen Rostrot verschiedene Grün eingeflochten sind. An den Tragflächen schieben sich die Wölbklappen heraus, während wir an einem bizarren Felsgipfel vorbei gleiten. Eine scharfe Wendung nach rechts und das dunkle Blau des Beagle Kanals füllt das kleine Fenster aus. Ich höre die Hydraulik für das Fahrgestell, sehe aber nur Wasser,

das immer mehr Struktur erhält. Wellen treten hervor, krönen sich mit weißer Gischt, bäumen sich an den Felsbrocken kleiner Inseln auf und lassen sich vom Wind Schaumfetzen entreißen. Das Flugzeug ächzt unter den Turbulenzen, die Tragflächen wippen und ich ziehe den Gurt fester an. Noch immer kein Land in Sicht. In dem Moment wo ich die Landebahn entdecke, setzen wir auf. Einmal. Ein zweites Mal. Man spürt wie der Wind uns vom Kurs abbringen will, aber die Turbinenkraft ist stärker. Eine geglückte Landung. Während wir zum Flughafen rollen, kommt Markus aufgeregt mit der Kamera zu mir nach hinten.

„Dieser Gletscher!“, ruft er voller Begeisterung und missachtet die Durchsage, dass man am angeschnallt am Sitz bleiben muss, bis die Maschine zum Stillstand gekommen ist.

„Ich hab ihn. Und die Eisberge. Und den See. Und das rote Tal“, kommentiert er seine digitalen Trophäen beim Durchklicken. „Sogar der Felsgipfel ist drauf.“ Befriedigt knipst er noch das Meer, bevor das Gurtzeichen erlischt und wir aussteigen können.

Ich sehe mich nach Javier um. Per Email habe ich ein Zimmer bei ihm reserviert und gebeten, uns vom Flughafen abzuholen. Ob das trotz sechsständiger Verspätung klappt? Vor lauter Fixierung auf einen Mann hätte ich beinahe die Frau mit dem Kartonschild übersehen, auf dem *Mittelberger* steht. Eine Taxilenkerin, die uns in Javiers Auftrag erwartet.

Sie will uns das Gepäck abnehmen, aber Markus lässt das als Gentleman nicht zu und hievt Rucksack für Rucksack in den Kofferraum. Im letzten Moment entschließt er sich, das Handgepäck doch mit nach vorne zu nehmen und beugt sich hinab, da schlägt die Taxilenkerin schon den Deckel zu. In Markus Aufschrei mischt sich der entsetzte Ruf der Frau. Als sie die kleine Wunde auf Markus Stirn sieht, aus der ein paar Blutstropfen quellen, will sie uns nicht zu Javier sondern in ein Spital bringen.

Als Markus ob ihres Vorschlags laut loslacht, beäugt sie ihn so misstrauisch, dass man ihre Gedanken leicht erraten kann: Der Hieb auf den Kopf hat ihm nicht gut getan. Deshalb wendet sie sich an mich und flüstert verschwörerisch, dass sie uns jetzt zum Hospital fahren werde. Obwohl ich mir das Grinsen verkneife, reagiert sie auf meine dankende Ablehnung beleidigt. Während der ganzen Fahrt beobachtet sie Markus mit besorgter Miene im Rückspiegel, als müsse sie sich vergewissern, ob er noch lebt.

Wir kurven durch die Stadt, die Straßenbeleuchtung schaltet soeben ein und ich versuche mich zu orientieren. Hier eine Bank, dort ein Restaurant, doch schon sind wir außerhalb der Stadt. Die Straße hält auf einen steilen Hang zu, zweigt rechts ab und verliert sich in der Dunkelheit. Das Taxi biegt links auf einen Schotterweg ein und rüttelt über Schlaglöcher und wellblechartige Rillen den Berg hinauf. In einem Wald aus dünnen Bäumen, in dem sich ein paar Häuschen verstecken, halten wir. Alles ist dunkel. Kein Schild deutet auf eine Unterkunft hin. Sind wir hier richtig?

Die Taxifahrerin versteht unsere Zweifel nicht, scheucht Markus vom Kofferraum weg und zerrt die Rucksäcke heraus. Ich solle derweil an jener Haustüre dort läuten, erklärt sie mir. Bevor ich im schwachen Licht einer Energiesparlampe die Klingel finde, reißt ein Mann die Türe auf und begrüßt uns überschwänglich. Javier!

„Bienvenidos in el Paraiso“.

Das Paradies haben wir uns etwas anders vorgestellt, aber Javiers Begeisterung für das Zimmer, in das er uns führt, erleuchtet den dunklen Raum und macht das Bad einladender,

wenn auch nicht sauberer. Mit schnellem Griff dreht er die beiden Heizkörper auf und erklärt dabei, dass das zu Boden tropfende Wasser kein Grund zur Besorgnis sondern normal sei. Morgen bringe er uns das Beste aller Frühstücke, die wir jemals gegessen hätten, er müsse nur den Zeitpunkt wissen.

„Um sieben“, sage ich spontan meinem Hungergefühl folgend.

Javier Begeisterung findet ein plötzliches Ende. „Morgen ist Rosenmontag“, gibt er zu Bedenken, „ein Feiertag in Argentinien.“

Ich besinne mich jedoch auf den Jetlag, der unseren Körper um sieben bereits aufs Mittagessen hoffen lässt und bleibe dabei.

„Ok. Um 7:30“, schließt Javier das Feilschen ab, „schließlich macht ihr ja Urlaub!“

Bevor er uns die Schlüssel überreicht, deutet er zum CD-Player. Dort fänden wir Tangomusik, damit wir uns richtig einleben könnten.

Dann ist Javier mit seinem strahlenden Gesicht verschwunden. Im Zimmer ist plötzlich die Kälte spürbar. Eine Energiesparlampe kämpft gegen die Dunkelheit. Draußen beutelt böiger Wind die dünnen Bäume und bläst Staubfahnen von der Schotterstraße herab.

Der schwermütige Tango von Carlos Cardel passt zu meiner Stimmung. Ich weiß nicht, weshalb ich bei jeder Reise am Ankunftstag frustriert bin. Vielleicht liegt es an unerfüllten Erwartungen, an meiner Müdigkeit oder am Jetlag. El Paraiso – wie verheißungsvoll hatte der Straßensname in meinen Ohren geklungen! Obwohl ich stets versuche, mir keine falschen Vorstellungen zu machen, entstehen während der Reisevorbereitung Bilder im Kopf. Ein düsteres Zimmer in einem abgelegenen Waldstück war nicht dabei. Aber von meinen bisherigen Reisen weiß ich, dass ich nur ein wenig Zeit brauche um die Phantasiebilder gegen die Realität einzutauschen. Ich bin zwar gestern von zuhause weggegangen, aber hier noch nicht angekommen. Dieser Zwischenzustand nervt. Außerdem habe ich Hunger. Und das war meiner Laune noch nie zuträglich.

Als ich im Internet die Unterkunft in El Paraiso buchte, war ich mir der Abgeschiedenheit bewusst. Ich sah darin sogar einen Vorteil, weil es hieß, dass direkt hinterm Haus die Wanderwege beginnen würden. Einer führe hinunter in die Stadt. Auf ihm könne man den wunderbaren Ausblick über den Beaglekanal genießen. Ein zwanzigminütiger Panoramaweg zum Abendessen.

In der Dunkelheit suchen wir ihn vergebens. Stattdessen gehen wir zwei Kilometer im Straßengraben der Schnellstraße. Eine Baustelle hat das Bankett zerstört und ist verantwortlich für die dicke Staubschicht, die von vorbei brausenden Autos aufgewirbelt wird. Die unmittelbare Umgebung ist grau, der Rest von der Nacht geschwärzt.

Über den Häusern der Stadt glimmt ein fahler Lichtschein. Beim Näherkommen zerfällt er in viele Straßenlaternen, die ein warmes Gelb verbreiten. Beim Hafen unten bilden sie leuchtende Girlanden, aber so weit kommen wir nicht. Ein Restaurant im oberen Stadtteil holt uns von der Straße weg. Die vegetarische Lasagne auf der ausgehängten Speisekarte hat uns geködert.

Nun sitzen wir zwischen lauter Einheimischen und ich versuche mit meinem besten Spanisch das Essen zu bestellen. Nach mehreren missglückten Anläufen muss ich auf die

Fingerzeigmethode zurückgreifen und bekomme trotzdem nur ein „No tenemos“ zur Antwort. Wieso haben die keine Lasagne, wenn sie doch auf der Karte steht?

„Mas tarde“, lautet die Begründung: Später.

Wir sind für argentinische Verhältnisse viel zu früh für ein Abendessen. Also bleibt uns nur ein Vegi-Burger von der Imbisskarte. Doch das selbstgebackene Brot und die von Hand geschnittenen Pommes Frites sind wider Erwarten hervorragend und meine Stimmung hellt sich endlich auf.

Den langen Heimweg empfinde ich als nützlichen Verdauungsspaziergang, anstelle des staubigen Straßengrabens entdecken wir eine Abkürzung über eine lange Holzterrasse und die Wolken geben plötzlich den Sternenhimmel frei. In dem Moment spüre ich, dass ich angekommen bin. Eine freudige Erwartung auf dieses Land durchflutet mich und als ich später zwischen Bett und Dusche zu den Tangorhythmen einige Pirouetten drehe, mustert mich Markus argwöhnisch. Ihm sind solche Stimmungsschwankungen suspekt.

USHUAIA

Diese Stadt wird oft als die südlichste der Welt bezeichnet. Das stimmt allerdings nur bedingt. Denn gegenüber, am südlichen Ufer des Beagle Kanals liegt das chilenische Puerto Williams, ebenfalls eine Stadt, wenn auch nicht so zahlreich an Einwohnern wie Ushuaia. Es geht um einen Definitionsstreit. Die Argentinier bezeichnen Puerto Williams abfällig als Dorf. Selbst der chilenische Staat setzt normalerweise eine Mindesteinwohnerzahl für eine Stadt voraus. Die Marke liegt bei 5000. Da in dem Hafentort, der den imageträchtigen Titel für sich beanspruchen will, höchstens halb so viele leben, macht Chile eine Ausnahme.

Wie gesagt, für Argentinier ein lächerlicher Versuch, mit Ushuaia in Konkurrenz zu treten. Ihre südlichste Stadt wies 2010 rund 80.000 Einwohner auf und diese Zahl wird angesichts der höchsten Geburtenrate des Landes bald die Hunderttausend-Schwelle überschreiten.

1902 hatte alles mit dem Bau eines Gefängnisses begonnen. Das brachte einen mächtigen Schub für die Stadtentwicklung. Die Sträflinge wurden zum Bau der Eisenbahn gezwungen, die heute eine Touristenattraktion darstellt. 30 Jahre zuvor war ein Missionar gekommen, um die Ureinwohner zu bekehren. Denn die Yamana kannten weder Bibel noch Scham. Sie waren nämlich zum Missfallen des prüden Geistlichen unbekleidet. Dazu gibt es eine Anekdote, die gerne erzählt wird. Eine Version, die mir zu Ohren gekommen ist, beschreibt das Zusammentreffen des jungen Reverend mit den Ureinwohnern:

Die Yamana empfangen ihn freundlich. Um ihn in ihre Gemeinschaft voll integrieren zu können, müssen sie jedoch einige Adaptierungen vornehmen. Als erstes entkleiden sie ihn. Der junge Geistliche schämt sich furchtbar und flieht in den Wald. Die Yamana haben seine dünne Haut gesehen und ahnen, dass er dort unsäglich frieren wird. Sie entzünden ein großes Feuer und versuchen ihn zum Lagerplatz zu locken. Vergeblich. Bevor der Dumme aus Eigensinn erfriert, wird er kurzerhand von ein paar kräftigen Ureinwohnern eingefangen und in der Nähe des Feuers platziert. Weil der uneinsichtige Mann Anstalten macht, erneut davonzurennen, binden sie ihn an. Dann rücken die Frauen an. Sie betrachten mitleidig seinen Vollbart. In guter Absicht wollen sie ihn von dieser offensichtlichen Krankheit befreien (Yamana haben keinen Bartwuchs) und beginnen, ihm die Haare einzeln aus dem Gesicht zu zupfen. Für den Missionar eine Folter, zu der sich Todesangst gesellt. Er glaubt sich einem Volk von Kannibalen ausgeliefert: Denn erst ziehen sie ihn aus, dann entfachen sie das Kochfeuer und schließlich befreien sie ihn von stacheligen Haaren. Wie konnte er ahnen, dass sie ihn nur zu einem der ihren machen wollten...

Die Yamana waren Seenomaden. Leider muss man das in der Vergangenheitsform schreiben. Sie zogen mit Kanus aus Baumrinde zwischen verschiedenen Lagerplätzen umher, lebten von der Jagd, Muscheln und Krebsen. Der Kontakt mit den weißen Einwanderern war fatal. Bislang unbekannte Krankheiten, wie zum Beispiel Masern, raffte die halbe Bevölkerung

hin. Der Rest überlebte die aufgezwungene Umstellung der Lebensgewohnheiten nicht. 1977 starb der letzte Yamana.

Ursprünglich waren auf Feuerland vier Volksgruppen vertreten. Während die einen auf Fischfang spezialisiert waren, jagten die anderen im Landesinneren. So kam man sich nicht in die Quere und lebte konfliktfrei nebeneinander. Diese friedliche Koexistenz dauerte rund 10.000 Jahre lang, soweit sind sich die Forschungen einig. Ob Magellan, der 1420 auf der Suche nach einer schiffbaren Passage in den Pazifik (der damals noch namenlos war) tatsächlich Feuer der Ureinwohner oder nur Rauchsäulen gesehen hat, bleibt ungewiss. Geblieben ist der spanische Name für das Land der Feuer, wie der Kapitän angeblich diesen rauen Flecken Natur bezeichnete: Tierra del fuego.

Wir fragen Javier, auf welchen Umstand das rasche Bevölkerungswachstum in den letzten Jahren zurückzuführen sei.

Ist der Tourismus derart einträglich?

Javier lacht. Seine Hand winkt ab. Davon könne kaum jemand leben. Der Fremdenverkehr sei nur ein kleiner Teil der Wirtschaft, er müsse nebenher auch einem anderen Beruf nachgehen. Es gäbe Industrie, Bodenschätze, Fertigungsbetriebe für Elektronik und vieles mehr.

Was er verschweigt ist die massive Förderung der Region durch den Staat. Mit Steuervorteilen versucht die Politik mehr Menschen in Feuerland anzusiedeln. Das strategische Ziel ist es, in diesem Gebiet Präsenz und Stärke zu zeigen. Dafür wurden tausende Kilometer Straßen durch Einöden gebaut und Millionen Pesos in die Wirtschaft gepumpt. Dabei geht es nicht einmal um Feuerland. Sondern um die viel weiter südlich gelegene Antarktis und ihre vermuteten Bodenschätze. Der Kuchen ist noch nicht aufgeteilt. Um Ansprüche untermauern zu können, ist jedes besiedelte Land in der Nähe des Pols von großer Wichtigkeit. Selbst bedeutungslose Felseilande wie die Falklandinseln spielen dabei eine Rolle. England hoffte mit seinem Anspruch auf diese Inselgruppe auch ein Recht auf einen Anteil an der Antarktis durchsetzen zu können. Es endete im Krieg. Die „Malvinas“, so werden die Falklandinseln seitdem demonstrativ von den Argentinern in ihrer Sprache genannt, sind allgegenwärtig. Auf Gedenktafeln, als T-Shirt Aufdruck in Souvenirshops, als Schriftzug auf Baseballkappen, in den Namen von Reiseveranstaltern und Eisbechern. Argentinien setzt voll auf die „normative Kraft des Faktischen“.

Die Konkurrenz mit dem Nachbarn Chile ist unterschwellig stets spürbar. Obwohl beide Länder durch die seltsam anmutende Grenzziehung auf Zusammenarbeit angewiesen sind. Betrachtet man die Landkarte Südamerikas, dann sticht einem sofort das rechtwinklige Eck ins Auge, mit dem Chile Argentinien in zwei Teile trennt. Eine Straßenverbindung ist nur über chilenisches Staatsgebiet möglich. Das würde einer Willkür Tür und Tor öffnen. Doch ironischerweise ist die Abhängigkeit gegenseitig. Denn obwohl Chile auf den ersten Blick zusammenhängend erscheint, verhindert Eis und Wasser eine Straßenverbindung auf eigenem Staatsgebiet. Deshalb müssen auch Chilener über den Nachbarn Argentinien ausweichen und jede Schikane würde sich postwendend als Schuss ins eigene Knie erweisen.

3. Tag, Montag, 7.3.2011

Javier klopft leise an. Mit einem Satz bin ich bei der Tür und reiße sie schwungvoll auf. Seit Stunden warten wir mit knurrendem Magen auf das Frühstück. Aber Javier kann nichts dafür. Es ist der Jetlag, der in diesem Frühstück bereits ein Mittagessen sehen will. Unser Gastgeber erklärt uns die patagonischen Spezialitäten, die er uns zur Kostprobe gebracht hat. Marmelade aus den violetten Beeren des Calafatestrauches, eine Berberitzenart, die hier gedeiht. *Dolce Leche*, süße Milch, deren Milchzucker nach stundenlangem Kochen karamellisiert und der braunen Paste das typische Aroma verleiht, und Matetee, allerdings nicht lose Blätter, wie sonst üblich, sondern in Beutelform.

Ich habe viel vom Mate-Brauch gelesen. Dass in Argentinien, speziell im Süden, zu allen Tageszeiten dieser Tee getrunken wird. Als gesellschaftliches Ritual. In einer bauchigen Kalebasse werden ein paar Blätter unter der Beigabe von reichlich Zucker mit heißem Wasser überbrüht. Nach einer kurzen Zeit, die der Tee zum Ziehen braucht, wird die Flüssigkeit über ein dünnes Röhrchen aufgesogen und nach ein paar Schlucken weitergereicht. Ist das Wasser verbraucht, kratzt derjenige, bei dem das leere Gefäß landet, die Blätter heraus und setzt eine neue Mischung an. Das Röhrchen, welches am unteren Ende mit einem Sieb versehen ist um die Teeblätter abzuhalten, bleibt immer das gleiche. Für alle.

Markus schaudert bei der Vorstellung und schenkt meiner Schilderung keinen Glauben.

„Das war vielleicht früher einmal so“, meint er und erklärt: „Da wusste man wenig über Hygiene Bescheid.“

Dass es heute immer noch gang und gäbe ist, konnte ich gestern im Restaurant beobachten. Markus hat natürlich nichts gesehen.

„Aber selbst wenn es so gewesen sein sollte“, räumt er ein, „hat es sich vielleicht um Touristen gehandelt, die sich in vermeintlichem Brauchtum üben.“

Zur Untermauerung seiner These führt Markus Lederhosen tragende Deutsche an, die sich auf österreichischen Heimatabenden im Schuhplatteln versuchen.

Es waren aber Einheimische gewesen.

Egal.

Ich kippe Wasser über den Teebeutel und warte, bis es sich grünbraun verfärbt hat. Vorsichtig probiere ich einen Schluck. Der Geschmack erinnert mich an modriges Heu, das man im feuchten Zustand eingelagert hat. Da der Matetee auch mit Zucker nicht besser schmeckt, landet er im Ausguss.

Markus grinst. Er braucht nichts zu sagen. Der Triumph steht ihm ins Gesicht geschrieben.

Auf dem Weg in die Stadt gesellen sich zwei umher streunende Hunde zu uns. Ein großer schwarzer Rüde mit kräftigem Gebiss und eine cremefarbene Hündin, die sich beim Durchqueren eines Schlammgrabens eine dunkelbraune Hose zugezogen hat. Sie haben uns adoptiert. Sehr zum Leidwesen von Markus, der sie gerne abwimmeln würde. Aber jedes „Hau ab“ wird von den Tieren als persönliche Ansprache gewertet und sie danken es mit heftigem Schwanzwedeln und einem nassen Schleck. Je näher wir der Stadt kommen, desto mehr Sorgen bereiten sie uns. Wir sind plötzlich verantwortlich für ihre Taten, da jeder Außenstehende sie für unsere Hunde halten muss. Das hat zur Folge, dass man uns den

Vogel zeigt, wenn der Schwarze knapp vor einem Lastwagen die Fahrbahn quert und dass wir missbilligende Blicke ernten, wenn die Braune ihr Geschäft in einem Garten verrichtet. Als wir den Hunden endlich entkommen, in dem wir uns in das Foyer einer Bank flüchten, schauen sie traurig durch die Glastüre. Die Bankomaten streiken und es dauert lange bis wir Bargeld in Händen halten. Trotzdem warten die Hunde auf dem Gehsteig und knurren Menschen an, die ebenfalls ins Bankfoyer zum Geldabheben wollen. Da es keinen Hinterausgang gibt, bleibt uns nichts anderes übrig als zu unseren Viechern zurückzukehren. Das Wiedersehen löst eine überschwängliche Begrüßung aus, die unser Tun als ob wir sie nicht kennen würden, ad absurdum führt. Dann folgen uns die Hunde auf Tuchfühlung durch die belebte Einkaufstraße bis Blacky im Eingang eines Sportgeschäftes verschwindet. Wir atmen auf. Da hören wir Geschrei und wütendes Bellen, „unser Hund“ stürmt auf die Straße, bringt beinahe einen Motorradfahrer zu Sturz und versucht zwischen Markus Beinen Schutz zu finden. Der Ladenbesitzer faustet uns hinterher. Die Braune legt sich gleich darauf mit einem Pudel an, der vor einer Bäckerei auf einem Pölsterchen thront. Da der Streit die Aufmerksamkeit der Hunde fesselt, sehen wir unsere Chance und tauchen ins Getümmel der Hafenpromenade ein. Das wäre geschafft.

Endlich haben wir Zeit für die Schönheit des Tages. Das Wasser des Beagle Kanals bildet eine glatte, unbewegte Fläche und spannt zwischen den Ufern und den kleinen Inseln einen Spiegel auf, in dem die Schneeberge des Horizonts Kopf stehen. Über uns ein makelloser Himmel von sattem Blau. Nur an den Bergen der Darwin Kordillere, einem Andenausläufer, der sich hinter Ushuaia erhebt, krallen sich Wolken fest und lassen ab und zu einen grauen Regenvorhang fallen. Darüber steht die Sonne. Im Norden. Daran muss sich unser innerer Kompass erst gewöhnen.

Wir schlendern dem Kai entlang und lassen unsere überflüssige Kleidung Stück für Stück im Rucksack verschwinden. Handschuhe, Schal und Kappe entsprechen nicht der angenehmen Temperatur. Außerdem fallen wir inmitten der kurzbehosten Touristen auf.

Trotz aller Anpassungsversuche bleibt uns die Stadt verschlossen. Was tut man hier außer einkaufen? Ich hatte Pläne für Ausflüge ins Hinterland von Ushuaia gemacht, der Stadtbesuch war lediglich wegen des Bankomaten vorgesehen und um Proviant für die Wanderungen der nächsten Tage zu besorgen.

NATIONALPARK TIERRA DEL FUEGO

„Das schöne Wetter sollten wir ausnutzen“, sagt Markus mit Blick zum Himmel und spricht mir dabei aus der Seele. Aber das Kartenmaterial und die Wanderschuhe liegen in unserem Zimmer. Ich wollte nicht den ersten Tag schon mit „Programm“ füllen und glaubte, dass wir imstande wären, wie andere Leute auch, einfach Urlaub zu machen.

Statt zu flanieren nehmen wir den nächsten Bus und fahren zum Nationalpark Tierra del Fuego hinaus. Nach einer Stunde auf einer staubigen Schotterpiste erreichen wir den Beginn des Küstenwanderweges. Es ist bereits später Vormittag und die Gehzeit bis zur nächsten Bushaltestelle ist mit mindestens vier Stunden angegeben.



Ushuaia, die südlichste Stadt der Welt am Beagle Kanal

Küstenwanderung am Beagle Kanal – Begegnung mit Magellangänsen





In den Urwäldern Feuerlands wächst das Brot auf den Bäumen: *Pan de Indios* nennt sich der essbare Baumpilz.

Die violetten *Chauras* sind weniger bekömmlich...



Es ist kalt. Der Magellanspecht trägt eine rote Haube, die Bäume packen sich mit Flechten warm ein. Nur die Kletten lauern ungeschützt...



Doch daran verschwenden wir jetzt keinen Gedanken. Die Schönheit der Bucht schlägt uns in ihren Bann. Ein grüner, dicht gewebter Teppich aus kurzem Gras breitet sich vom Ende der Schotterstraße bis hinunter zum Strand aus, an dem kleine Kiesel in der Dünung rollen. Wir setzen uns auf den Golfrasen und lassen den Blick schweifen, während sich unsere Lungen mit der salzigen Brise füllen. Die Luft fühlt sich nach dieser Staubfahrt wie Balsam an.

Der Beagle Kanal hat seine morgendliche Spiegelglätte verloren und sein Blau ist tiefer geworden. Es liegt nicht mehr das transparente Licht des Himmels auf ihm, vielmehr scheint der Wind ein Tintenfass umgerührt zu haben.

„Farben wie in Tibet“, sagt Markus von der Intensität beeindruckt.

Dort hatte Wasser in jeglicher Form, ob Pfütze, Fluss oder See immer wie Tinte ausgesehen. Ein für uns unerklärliches Phänomen. Mehrmals hatten wir unser Trinkwasser aus diesen dunkelblauen Bächen geschöpft und waren beinahe enttäuscht, dass es in unseren Händen glasklar wurde.

Auch hier ist das Meerwasser von kristalliner Brillanz. Sonnenreflexe tanzen auf den Kieseln am Strand und ehe man sich versieht, steht man bis zu den Knöcheln im Nass. Die Wasserstandslinie ist entweder zu transparent und kaum wahrnehmbar, oder man ist zu sehr auf das Tintenblau fixiert, das ein paar Meter weiter draußen beginnt, und tappt blind darauf zu.

Zu beiden Seiten der Bucht drängt dichter Laubwald ans Ufer heran. Die Bäume ähneln unseren Buchen, was die Blattform betrifft, sind jedoch nur entfernt mit ihnen verwandt. Um auf diesen Umstand hinzuweisen, gab man diese Buchen (Gattungsname *fagus*) die Vorsilbe *notho*, was man mit falsch oder unecht übersetzen könnte. Ich erwähne die Bezeichnung *nothofagus* nur, weil sie dem Besucher in Patagonien immer wieder unerwartet begegnet. Beispielweise im Namen einer Herberge.

Ein schmaler Streifen ausgewaschener Klippen hält den Wald vom Wasser ab. Die Scheinbuchen lehnen sich weit über diese Barriere hinaus und greifen mit knorrigen Ästen in das Blau. Es wächst hier eine Unterart von *nothofagus*, die *lenga*, deren Laub sich im Herbst prachtvoll verfärbt. An den äußersten Zweigen leuchten bereits erste Büschel goldener und rostroter Blättchen und bilden den perfekten Vordergrund für die Meerbilder.

Auf den ersten fünfzig Metern des Wanderwegs knipsen wir mehr als zwanzig Fotos. So kann es nicht weitergehen, liegen doch etliche Kilometer vor uns. Wir reißen uns also von den bizarren Bäumen los und folgen dem Küstenpfad durch den Wald. Immer wieder eröffnen sich unglaublich schöne Blicke auf das Tintenmeer, eingerahmt von uralten Holzskeletten oder Buchenzweigen, von denen weiße Fäden hängen. Greisenbärte – *barba de viejos* - heißen diese filigranen Flechten, die beinahe jedes Stück Holz mit Silberhaar überziehen. Wenn sich Sonnenstrahlen darin verfangen, leuchtet der Baum wie von einer Aura umgeben.

Dem mystischen Waldstück folgt eine kleine Bucht, deren Wiese einem perfekt geschnittenen Green alle Ehre machen würde. Wir lassen uns zum Mittagmahl auf diesem Golfrasen nieder. Wie kommt es, dass dieser grüne Teppich so kurz bleibt, als hätte man ihn soeben mit einer Schere getrimmt? Selbst Blumen tragen ihre schmucken Köpfe ohne Stängel und heben

sich nur farblich ab. Ein Löwenzahn wagt sich zwei Zentimeter übers allgemeine Niveau empor. Vielleicht macht ihn sein Name mutig, selbst in spanisch heißt er *dientes leon*. Bei Pflanzen sind wörtliche Übersetzungen offenbar erlaubt, *forget me not* ist zum Beispiel die englische Bezeichnung für Vergissmeinnicht.

In der nächsten Bucht ist die Wiese weiß gepunktet. Klee steht in voller Blüte. Und eine Gruppe Vögel mittendrin. Wir pirschen uns an, den Fotoapparat mit der größten Zoomstufe parat. Doch die Vorsicht ist nicht notwendig, die Tiere sind nicht scheu. Sie lassen uns derart nah heran, dass wir sie kaum zur Gänze aufs Bild bekommen. Entweder schneiden wir ihnen die gelben Füße ab, oder es fehlt beim nächsten Foto der elegante Kopf mit den dunklen, runden Augen. Es sind Magellangänse, die uns so geduldig Modell stehen.

Am Ende der Bucht klettert der Wanderweg an einem brandrot blühenden Feuerbusch vorbei hinauf auf einen moosigen Felsrücken, der mit verschiedensten Beerensträuchern bewachsen ist. Wenn ich nur wüsste, welche davon essbar sind! *Calafate*, die wie heute morgen als Marmelade serviert bekamen, seien blau bis violett, stand in einem Reiseführer. Ringsum leuchten jedoch nur erdbeerfarbige oder rosa Kugeln. Letztere gibt es allerdings auch in einer dunklen Variante, mit viel Fantasie könnte man sie violett nennen. Ich stecke eine in den Mund. Der Geschmack ist herb, leicht süßlich und nicht unangenehm. Doch die vielen Kerne stören und ich spucke alles wieder aus. Markus schaut mich an, als würde er mit meinem sofortigen Ableben rechnen.

„Was ist, wenn die giftig sind?“, fragt er mich fassungslos.

„Dann werden wir es bald wissen“, antworte ich selbstbewusster als ich bin, denn meine Zunge fühlt sich plötzlich so pelzig und taub an. Zur Sicherheit fotografiere ich sämtliche Beeren, damit ich einem Arzt später erklären könnte, woran ich leide.

Es gäbe noch etwas, das ich gerne probieren würde, aber am ersten Tag sollte ich nicht zu viele Experimente machen. Pilze erregen meine Aufmerksamkeit. Baumpilze, die auch *pan de indio* genannt werden. Das Indianerbrot ist essbar, doch wo und wie sollte ich es zubereiten? Der Pilz ist eine Baumkrankheit. Er befällt seinen Wirt und setzt sich in den Versorgungsbahnen im Stamm fest. Der Baum versucht die Störung seiner Lebensadern zu umgehen und wächst um den Pilz herum. Auf diese Art entstehen wilde, fußballgroße Wucherungen, die dem Baum viel Energie abverlangen, jedoch zum Scheitern verurteilt sind. Für den Pilz sind sie nämlich der geeignete Nährboden. Auf den monströsen Wülsten treibt er schließlich seine Fruchtkörper aus. Kleine Kugeln, die erst beige sind und später im Reifestadium von gelb zu orange wechseln. Die Ureinwohner ernteten diese Kugeln und peppten damit ihren Speiseplan auf.

Markus drängt zu mehr Eile. Wir hätten noch nicht einmal die Hälfte des Weges geschafft und ich ließe mich ständig von Blumen, Pilzen oder sonst einem „Kraut“ aufhalten.

Das sagt der Mann, der vorher fünfzehn Minuten lang regungslos die Magellangänse beobachtet hatte, denke ich mir im Stillen.

Aber in der Sache hat er natürlich Recht. Wir schlagen ein schnelleres Tempo an. Der Pfad ändert seine Richtung und führt uns auf die Luvseite des Hügels, dessen Küstenlinie wir bislang folgten. Böiger Wind beutelt den Wald. Es klingt nicht wie Blätterrauschen, sondern eher, als würde ein Riese mit einem Knüppel auf den Busch klopfen. Unwillkürlich ziehen wir

die Köpfe ein und schauen uns verunsichert an, wenn ein morscher Ast auf den Boden kracht. Ein schmaler Trampelpfad zweigt zu einem Aussichtspunkt ab. Wir stemmen uns gegen den Sturm und betreten vorsichtig die Felskanzel. Zu unseren Füßen gischtet das Meer, die fjordähnliche Bucht trägt weiße Rippen aus sich brechenden Wellen. Der sanfte Liebreiz der Leeseite ist im wahrsten Sinn des Wortes weggeblasen. Hier hat sich alles dem Wind gebeugt. Die knorrigen Bäume wachsen mit Schräglage, hingeduckt an den Abhang. Aus dem spärlichen Grün, das dem pausenlosen Angriff des Windes trotzt, ragt vielerorts gebleichtes Totholz. Es erinnert an Knochen und gibt Zeugnis, dass ein Überleben in solch extremen Bedingungen nicht allen beschieden ist. Entsprechend karg ist auch der Bodenbewuchs. Flechten und widerspenstiges dorniges Gestrüpp, das sich nicht nur in Felsritzen, sondern auch an unseren Hosen und Rucksäcken festkrallt.

Wir flüchten in den dichten Wald zurück, dessen Kronendach uns vor den wütenden Angriffen des Windes schützt. Die Bäume haben sich solidarisiert und ihre Äste ineinander verschränkt. Auch ihre Wurzeln bilden angeblich ein Geflecht, das ihnen mehr Stabilität verleiht. Ein einzelner Baum wäre ein leichtes Windopfer, aber mit einem ganzen Wald kann es auch ein patagonischer Sturm nicht aufnehmen.

Der Wanderweg führt uns nun direkt ins Landesinnere und die Bäume können sich entspannt aufrichten. Hier hat der Wind weniger Angriffsfläche als an der Küste, wo er ungehindert übers Meer heranbrausen kann. Es wird stiller und wir können Vögel zwitschern hören. Doch irgendwo hämmert jemand und hackt Stakkatos in den Gesang. Der Verursacher der Störung bleibt uns vorerst verborgen. Plötzlich flattert etwas großes Schwarzes auf mich zu und knallt gegen den Stamm hinter mir. Es war aber kein Flugunfall, sondern ein Specht, der sofort mit seinem riesigen Schnabel die Rinde massakriert. Es folgen drei weitere Vögel, die im Gegensatz zum ersten einen knallroten Kopf besitzen. Der leuchtende Federschmuck erinnert an eine übergestülpte Kapuze und sieht genauso aus wie Markus' Fleecejacke, die er heute trägt. Es gelingt uns, die als sehr scheu geltenden Magellanspechte zu fotografieren. Offenbar sind wir ihnen völlig egal. Oder sie akzeptieren uns aufgrund Markus' Kapuzenjacke als entfernte Verwandte. Ein Männchen lässt uns jedenfalls so nah heran, dass das gelbe, kreisrunde Auge auf dem Bild zu erkennen ist. Das Weibchen kann farblich nicht mithalten, dafür besitzt es einen lustigen Schopf, der sich wie ein Federsporn über den Kopf nach vorne neigt.

Während sie die Rinde zerhacken, dass die Holzspäne fliegen, plappern sie unaufhörlich vor sich hin. Als würden sie jede ihre Handlung pausenlos kommentieren. „Gleich hab ich den Wurm, dieses Mistvieh, jetzt komm schon, nur noch einen Zentimeter weiterhacken, nicht aufgeben, wie geht es euch dort drüben, habt ihr schon was in den Schnabel bekommen?“ Vielleicht dreht sich ihre Unterhaltung auch um etwas anderes. Wir lauschen fasziniert dieser seltsamen Mischung aus Grummeln und verschieden hohen Quieklauten und können uns das Lachen kaum verkneifen. Die Spechte produzieren eine Vielfalt an Lauten, die sich aus einer Kreuzung von Henne und Meerschwein ergeben könnte.

Motorenlärm lässt die Gruppe erschreckt auf und davon fliegen. In einiger Entfernung sehen wir, wie sich ein weißer Vorhang zwischen den Stämmen bauscht. Staub. Die Schotterstraße. Bald wird der schöne *sendera costera* dort einmünden. Obwohl mir die Füße weh tun – ich habe nur dünne Lederschuhe an, die ich eigentlich als Hausschuhe oder für Stadteinkäufe

verwenden wollte – bin ich nicht erfreut darüber. Markus offenbar auch nicht. Denn als wir die Fahrbahn erreichen, zweigt mein Mann nicht zur Bushaltestelle ab, sondern biegt auf einen als Inselwanderung beschilderten Weg ein.

Wir befinden uns nun im touristischen Herzen des Nationalparks, inmitten der Postkartenlandschaft, die ich in Ushuaia im Souvenirshop heute Morgen bewundert hatte. Hier mündet das milchige Wasser des Lago Roca, der von den Gletschern der Cordillera Darwin gespeist wird, ins Meer. Es ist eine sachte Assimilation. Das Delta besteht aus unzähligen Inselchen und halbverlandeten Mooren, die das Wasser in Becken fangen oder zu übermütigen Mäandern animieren. Je nach Durchmischungsgrad der Gletschermilch mit dem Meer schimmert das Wasser in einer anderen Farbe. Es finden sich alle Schattierungen von türkis bis mintgrün, von himmelblau bis zu dunkler Tinte. Die Ufer sind mit Rasenmatten bedeckt, aus deren sattem Grün sich gelblättrige Bonsaibuchen erheben. Es handelt sich um eine andere Unterart von *nothofagus*, auf spanisch *ñire* genannt. Sie sehen zwar ähnlich aus wie ihre großen Verwandten *lenga*, werden aber kaum mehr als zwei Meter hoch.

Wir wandern durch dieses Naturjuwel und können uns kaum satt sehen. Die tiefe Nachmittagssonne legt einen Goldschimmer auf die Landschaft. Selbst die zerklüfteten Gletscher auf den Bergen am Horizont wirken weich wie cremige Sahne.

Nur der Wind zerrt an den Nerven. Er verteilt den Staub der Schotterpiste über das Flussdelta und lagert ihn bevorzugt hinter Markus Kontaktlinsen ab. Es wird Zeit, nach Hause zu gehen. Sechs Stunden lang sind wir heute gewandert und meine Hausschuhe haben ihr nagelneues Äußeres radikal verändert.

Während wir am Straßenrand auf einen Bus warten, legt der Wind an Stärke zu und jagt dunkle Wellenwirbel übers Wasser. Mit Böen peitscht er die Seeoberfläche und lässt Striemen aus gekräuseltem Blau zurück.

Die Rückfahrt wird für Markus Augen eine Tortur. Im Bus wirbelt der Staub, der im Innenraum millimeterdick liegt, bei jeder Bodenwelle auf. Eine dreiviertel Stunde dauert die Holperfahrt. Als wir in Ushuaia aussteigen, sehen wir verschimmelt aus. In Markus grauem Gesicht zeigen sich zwei klare Linien: Spuren von Tränen.

Wir säubern uns an einem Brunnen, bevor wir uns im Gasthaus den Bauch vollschlagen. Zum Nachtschich wähle ich aus der Kuchenvitrine eine Baisertorte mit karamellisierter Zuckercreme, obwohl mich der frische Topfenstrudel daneben mehr angemacht hätte. Aber von der Baiser ist nur mehr ein Rest übrig, den zu halbieren sich nicht rentiert. Mein Kalkül geht auf. Man serviert mir das ganze Stück. Nach der Hälfte ist mir schlecht. Die Gier war kein guter Ratgeber.

Der Heimweg wird zur Qual. Meine Füße würden sich viel lieber ausruhen, und mein Magen wäre gern die Baiser los. Muss ich gleich am ersten Tag alles übertreiben?

Abends, als das Bauchweh nicht nachlassen will, fallen mir die Beeren ein. Ich zeige Javier die Fotografien auf dem Display der Digitalkamera.

„Das sind keine Calafate“, sagt er bestimmt. Die, die ich gegessen habe, hießen Chauras und seien ungenießbar. Buenos noches - Gute Nacht.

4. Tag, Dienstag, 8.3.2011

Als Javier uns das Frühstück bringt, bitten wir ihn, uns ein Taxi zu bestellen. Damit hoffe ich, etwaige Sprachprobleme zu vermeiden.

Das Taxi ist pünktlich da, aber Javier schon weg. Der Fahrer wundert sich, dass ich vorne einsteige und dreht sich demonstrativ zu Markus um, um ihn zu begrüßen und nach dem Wohin zu fragen. Markus zeigt wortlos mit dem Finger auf mich und jetzt muss sich der arme Macho wohl oder übel mit mir befassen. Das wird schwierig, denn ich bin ob meines ersten Sprachtests nervös und das Spanisch sperrt sich in meinem Mund. Aber Englisch kann der Fahrer leider nicht. Ich deute in meiner Landkarte auf das große Tal und die Schnellstraße und sage: „Valle Tierra Mayor.“

Der Fahrer nimmt das Papier an sich, dreht es auf den Kopf, blickt angestrengt darauf und nickt: „Wasche mechor“.

Ich wusste zwar, dass die Argentinier das doppel-L wie ein *Sch* aussprechen, aber ich brachte es trotzdem nicht über die Lippen. Es klingt einfach zu ungewohnt.

Während der Fahrt gebe ich meine Zurückhaltung auf. Als wir an einer Pferdekoppel vorbei kommen, rufe ich: „Kawaschos“ anstelle von *Cavallos* und registriere erleichtert, dass der Fahrer zustimmend nickt. Jetzt klappt die Konversation besser. Ich muss dem Fahrer nämlich erklären, wo er uns im Valle Mayor absetzen soll. Der Wanderweg zur Laguna Esmeralda beginnt in etwa 19 Kilometer Entfernung von Ushuaia, wo ein Schotterweg von der Schnellstraße abzweigen soll. Blöderweise beginnen sich ab Kilometer 17 die Seitenwege zu häufen und der Fahrer bremst bei jedem ab und sieht mich erwartungsvoll an.

Mist. Es soll da eine Farm geben, „Valle – äh Wasche los Lobos“, heißt sie.

Der Fahrer hat noch nie davon gehört. Er bleibt stehen, mitten auf der Schnellstraße, und deutet auf den Tacho. 19 Kilometer seien wir bereits gefahren.

Ich erinnere ihn an die baustellenbedingte Umleitung hinter Ushuaia und bitte ihn, noch einen Kilometer weiter zu fahren. Ich verstehe seinen Unmut nicht, denn schließlich läuft der Taxameter mit.

Endlich, bei der letzten Abzweigung ein Schild mit dem vergilbten Namen *Los Lobos*. Der Taxler ist sichtlich erleichtert, steckt das Geld ein und beeilt sich davon zu kommen.

„Wir hätten ihn bitten sollen, uns hier wieder abzuholen“, sagt Markus, als er den Rücklichtern nachsieht.

„Wäre eine gute Idee gewesen“, pflichte ich ihm bei.

DER ZAHN DES BIBERS

Wir schultern unsere Rucksäcke und betreten das eingezäunte Gelände einer Ranch. Auf einer trostlosen Fläche ausgetrockneter Erde liegen blaue Plastiktonnen gleichmäßig verteilt. Davor, mit einer kurzen Eisenkette an einen Pfahl gebunden, hockt jeweils ein Hund. Teilnahmslos blicken die Tiere vor sich hin, drehen nicht einmal den Kopf, als Markus ihr Elend fotografiert. Es handelt sich um arbeitslose Schlittenhunde, die auf diese Art den Sommer überstehen müssen. Die umgekippten Fässer dienen ihnen als Hundehütte. Ein Sozialleben ist nicht möglich, denn die Ketten sind absichtlich so kurz gehalten, dass sich die

Hunde gegenseitig nicht erreichen können. Während die Sonne erbarmungslos auf den schattenlosen Platz herab brennt, geht ein Mann mit einem Eimer voller Fleischstücke durch die Reihen und wirft das Fressen in den Dreck. Jetzt kommt Leben in die Meute, Knurren und Winseln übertönt das Kettenrasseln. Als der Rancher mit der Fütterung fertig ist, kassiert er von uns ein Wegegeld und erklärt stolz, dass er den Abschnitt seines Grundstücks markiert habe. Mit blauen Plastikschnipseln, die er an Bäume genagelt hat. So begleiten uns die tristen Hundehütten noch ein weites Stück des Weges.

Die Laguna Esmeralda liegt auf der nördlichen Seite des Valle Tierra Mayor. Wir müssen also zuerst den rund zwei Kilometer breiten, ebenen Talboden durchqueren. Die Gegend ist sehr sumpfig, überall glitzert Wasser durchs Unterholz. Wir halten das für naturgegeben, bis wir am Wegrand seltsam zugespitzte Baumstrünke sehen. Wer sollte sich die Arbeit antun, einen Stamm mit einem Messer zu bearbeiten, bis er einen konischen Kegel bildet? Und vor allem: Wozu?

Plötzlich tut sich eine Lichtung auf und wir stehen vor der Antwort: Biber! Sie haben einen Seitenarm des Flusses mit einem halbmeterhohen Damm gestaut. Die vermeintlichen Schnitzspuren an den Bäumen stammten nicht von kleinen Messerklingen, sondern von den Vorderzähnen dieser Nager.

Voller Staunen betrachten wir das Bauwerk. Die ohnehin schon krumm und verbogen wachsenden Äste wurden von den Bibern derart ineinander verflochten, dass die Vorderseite der Staumauer wie ein Kranz wirkt. Zur Wasserseite hin haben die Tiere – weiß Gott wie – einen Haufen Dreck und Steine zur Dichtung herangeschleppt und die Dammkrone damit derart verbreitert, dass man trockenen Fußes den Fluss überqueren kann. Ein weiteres Rätsel bleibt für uns, wie die Tiere ihr Vorhaben beginnen. Es nützt ja nichts, wenn man einen Ast in einen Fluss wirft. Der wird ja sofort weggeschwemmt. Kippen die Tiere solange Bäume ins Wasser, bis die sich irgendwann verklemmen und als grobes Gerüst für den Damm dienen?

Schön wäre es Biber bei der Arbeit zu beobachten, doch sie sind nachtaktiv. Also bleibt uns nichts anderes übrig, als aufmerksam ihre Spuren zu deuten, die nicht zu übersehen sind. Der gesamte Uferbereich des Flusses ist vom Wald befreit. Abgenagt. Ein hölzernes Stoppelfeld mit konischen Strünken. Die meisten Stämme sind wohl ins Wasser gefallen, oder dort hinein geschleppt worden. Manche Bäume sind jedoch in die falsche Richtung gekippt und nutzlos liegen geblieben. Die Biber haben nur die Rinde mit ihren Zähnen abgeschabt. Offenbar eine Nahrungsquelle. In der Mitte des durch den Damm geschaffenen Sees erhebt sich ein Hügel aus Erde und Ästen. Sogar ein paar Grasbüschel haben sich auf dieser Biberburg bereits angesiedelt. Da drinnen schlummern die Tiere jetzt, durchs Wasser von Feinden geschützt, die es hier gar nicht gibt. Aber das erfahren wir erst später.

Im Moment freuen wir uns über das Glück den Biberdamm entdeckt zu haben. Denn im Reiseführer war dieser tierisch angelegte Teich beschrieben und ausschlaggebend für die Wahl dieser Tour. Wir knipsen das außergewöhnliche Bauwerk wie eine Trophäe nieder und wollen unsere Wanderung nach diesem Höhepunkt zügig fortsetzen. Der Weg bleibt dem Flusslauf, oder besser gesagt dem Seeufer treu und steuert auf eine kleine Geländestufe zu. Wir hören schon von weitem Wasser rauschen und erwarten eine Schlucht oder etwas in der

Art, aber nicht das: Ein über zwei Meter hoher Wall aus Ästen und Bäumen zwingt den Fluss zu einem Wasserfall. Es ist keine zufällige Verklausung, sondern das Werk von Bibern.

In Kaskaden strömt das Wasser von einem Bassin zum nächsten. Die Tiere haben verschieden hohe Staustufen angelegt, mit Niveauunterschieden von einigen Metern. Das ganze Seitental, aus dem Fluss kommt, ist aufgestaut. Der größte See ist gut hundert Meter lang. Würde der Damm plötzlich brechen, hätte das ein beachtliche Flutwelle zur Folge. Als ich Markus bitte zum Größenvergleich für ein Foto sich unterhalb des Dammes hinzustellen, ist ihm gar nicht wohl.

Das muss der Biberbau sein, der im Reiseführer erwähnt war. Da sind wir uns nun sicher.

Die blauen Plastikmarkierungen führen vom Wasser weg in einen dichten Wald. Der Boden ist moosgedämpft, die Luft riecht feucht und modrig. Von den Bäumen hängen Bärte und Flechten in langen Fäden herab. Äste zeigen Spuren des Pilzbefalls in Form von monströsen Wucherungen. Die kugeligen Pilze leuchten wie große, weiße Perlen in diesem düsteren Ambiente. Fällt ein Stamm um, bleibt er liegen und verfault. Das verrottende Holz wird von Schimmel zersetzt. Niemand holt es oder räumt es zu Seite. Es ist ein Urwald, ohne jede menschliche Nutzung. Schön.

Bald haben wir das Ende der Markierungen erreicht. Auf dem letzten Baum am Waldrand wurde eine halbe Tonne genagelt, damit man auf dem Rückweg den Eingang in die scheinbar undurchdringliche Front des Urwalds findet. Jenseits der Waldgrenze breitet sich das bunte Hügelmeer einer Moorlandschaft aus. Weinrote Kissen wölben sich neben ockergelben Polstern, effektiv umrahmt von schwarzem Humus. Auf den Hängen liegen dicke, grüne Matten, mit verschieden farbigen Beeren bestickt. Die Landschaft gleicht einer kuscheligen Steppdecke, die überall glitzernden Wassertröpfchen macht sie jedoch wenig einladend. Es ist nicht einfach, trockenen Fußes weiterzukommen. Tiefe Löcher im Morast zeugen von Fehlritten anderer Menschen. Ein Weg ist nicht mehr zu erkennen, jeder versuchte offenbar sein eigenes Glück.

Ein paar Bäume haben sich in das offene Land gewagt. Ihre bizarren Formen stehen in krassem Gegensatz zu der sanft gewellten Oberfläche. Als hätte sich hier das raue patagonische Klima eindrucksvolle Denkmale gesetzt.

Wir wandern in ein Hochtal hinauf, das sich in einem Halbrund rötlicher Felsen schließt. Unter den höchsten Graten liegt ein zerknittertes blaues Band aus Eis. Der massige Gletscher ruht für uns unsichtbar dahinter.

Die Landschaft ändert sich abrupt. Anstelle des wassergesättigten Moosteppeichs ist getrockneter Schlamm getreten, der einen Großteil des Talbodens mit einer erstickenden braunen Schicht überzieht. Nichts gedeiht hier mehr, kein Grün ist zu sehen. Verwundert halten wir nach der Ursache Ausschau. Gab es hier ein Hochwasser, das zu einer solchen Verwüstung geführt haben könnte? Von einem Vorsprung weiter oben entdecken wir des Rätsels Lösung. Aus dieser Perspektive erkennen wir eine klar abgegrenzte Fläche ohne Vegetation. Die tote Zone endet an den Resten eines gewaltigen Biberdammes, der einst das halbe Tal unter Wasser gesetzt hatte. Da ringsum keine Bäume mehr wachsen, ist der Biber

wohl aus Hunger umgezogen und der Damm mangels Wartung geborsten. Das braune Gebiet entspricht dem ehemaligen Seegrund. Unser Reisehandbuch ist ziemlich alt. Wahrscheinlich galt der Hinweis auf einen gewaltigen Biberdamm in der Nähe der Laguna Esmeralda diesem Bauwerk, von dem jetzt nur mehr einzelne Baumstämme zeugen. Die Staubecken, die wir vorher bestaunt haben, sind neueren Datums und wesentlich kleiner.

LAGUNA ESMERALDA

Zehn Minuten später stehen wir ausnahmsweise einmal vor einem natürlichen See. Seine Smaragdfarbe hat ihm den wohlklingenden spanischen Namen Esmeralda gegeben. Verantwortlich für das eigenartige grün-blau sind ausgeschwemmte Mineralstoffe und der feine Gesteinsabrieb des Gletschers, dessen Schmelzwasser den See speist. Wie ein tropfenförmiger Edelstein funkelt die Wasserfläche. Sie ist von dunklen Bäumen gesäumt, die versuchen die Hänge des Trogtales zu erobern, aber vor den nackten, rötlichen Felsen kapitulieren müssen. Am uns gegenüberliegenden, hinteren Ufer, wo die glitzernde Gletschermilch in den See mündet, steht ein weißer Wald. Bizarre, rindenlose Baumskelette klagen die Biber an, die die Wurzelstrünke geflutet haben. Gespenstisch ragen knochenbleiche Stämme aus türkisem Meer, die sich terrassenförmig entlang des Flusstales ausdehnen. Wir können uns an der morbiden Schönheit des Geisterwaldes kaum satt sehen und klettern am Rande der smaragdnen Pools über Biberdämme, deren Bauweise und Stabilität uns fasziniert. Frische Nagespuren zeugen davon, dass die Tiere immer noch aktiv an der Umformung der Landschaft arbeiten. Offenbar löst das Geräusch fließenden Wassers bei Bibern einen unbändigen Tatendrang aus.

Es wird Zeit, dass wir weitergehen. Die Felsgrate werden von Wolken überflutet, die sich vom Hinterland kommend an der Barriere stauen. Nebelfetzen sinken auf den Gletscher hinab, werden blasser und lösen sich schließlich auf. Wenn wir das Eis sehen wollen, müssen wir uns beeilen.

Hinter dem Geisterwald beginnt eine Geröllwüste, in der sich die Wegspuren bald verlieren. Wir folgen einer imaginären Karte – sprich meiner Erinnerung der Routenbeschreibung – und müssen bald feststellen, dass wir so nicht weiterkommen. Nach einer eingehenden Betrachtung der Felsbarriere, die uns vom Gletscher trennt, entscheiden wir uns für einen Aufstieg, der uns gangbar erscheint. Unsere Intuition erweist sich als richtig. Zwischen bunten Felsrücken klettern wir immer höher. Eingelagertes Eisen färbt das Gestein rostrot, der ehemals große Gletscher schliß alle Unebenheiten weg, sodass die blankpolierten Felsen wie lackiert wirken und im Sonnenlicht schimmern.

Und plötzlich liegt er uns zu Füßen. Der weiße Gletscher, *Glaciar Albino*. Er schmiegt sich in sein Rückzugsgebiet. Eine Felsmulde, deren abgeschmirgelte Ränder Zeugnis davon geben, dass die Eismassen einst darüber hinaus gequollen und ins Tal hinab geflossen sind. Nun aber duckt er sich vor der Wärme des Klimawandels hinter einem namenlosen Gipfel und löst sich auf. Rinnsale fressen blaue Gräben in seine Oberfläche, in tiefen Spalten gurgelt Wasser



Biber gestalten die
Landschaft

Sie machen vor
keinem Baum halt

Und errichten
meterhohe Staudämme





Markus vor der *Laguna Esmeralda*. Der natürliche See fängt das Schmelzwasser des *Glaciar Albino*, der sich hinter der Felsbarriere befindet und gerade von Wolken verdeckt ist.

Biber haben den Seezufluss gestaut und damit die Bäume ertränkt. Ein Geisterwald aus bleichen Holzskeletten ragt aus der Gletschermilch.



und sammelt sich zu einem See, der die Gletscherzunge ertränkt. Große Platten aus Eis treiben in dem milchigen Gewässer. Die meisten sind von eigenartigem Blau, einer zarten Pastellfarbe, aber es gibt auch rosarote Eisberge, deren Farbe wir uns nicht erklären können. Vielleicht hängt es davon ab, ob sich ein Eisbrocken gerade gewendet hat und nun seine lange unterm Wasser verborgene Unterseite ans Tageslicht kehrt? Markus klettert zum Seeufer hinab und stößt einen Eisberg mit dem Wanderstock an. Er ist überrascht, wie leicht sich der Koloss in Bewegung setzen lässt.

Immer mehr Wolken schwappen über die Bergkette und verdichten sich zu einer Decke, die sich knapp hundert Meter über dem Eis ausbreitet. Markus kann der Versuchung nicht widerstehen, in diesem schmalen Sichtstreifen auf dem Gletscher spazieren zu gehen. Das blanke Eis ist rutschig und unsere Schuhe finden nur auf abgelagerten Steinchen oder aufgerauten Stellen Halt. Ich mahne Markus zu Vorsicht, denn ich habe furchtbare Geschichten gelesen; von Menschen, die einen Freund in einer Gletscherspalte verloren, weil sie weder ein Seil hatten, noch rechtzeitig Hilfe holen konnten. Stunden später war der Gestürzte durch seine Körperwärme so tief in die Spalte hinab geschmolzen, dass er nicht mehr gerettet werden konnte. „Wir sind leichtsinnig!“, schießt es mir durch den Kopf. Aber der Reiz, auf diesem Eiswesen zu wandeln ist so groß, dass auch ich nicht widerstehen kann. Ich folge Markus, der zwischen Eis und Wolken wie eine unnatürliche Fotomontage wirkt. Er hat eine Besonderheit entdeckt. Ein dunkler Stein ist durch seine Fähigkeit zur Wärmespeicherung tief ins Gletschereis eingeschmolzen. Jetzt liegt er in einer wassergefüllten Röhre, die mit zunehmender Tiefe ein immer intensiveres Blau annimmt. Es ist, als würde uns das Eis anschauen. Der Blick aus einem Gletscherauge, mit einem schwarzen Stein als Pupille, die Iris strahlend wie ein wolkenloser Himmel, zieht uns in seinen Bann. Fast hätten wir nicht bemerkt, dass die Wolkendecke sich senkt und uns mit ihrem Wattweiß in die Falle eines White-Out locken könnte.

Plötzlich fühle ich mich ausgeliefert und was-wäre-wenn-Gedanken werden in meinem Kopf laut. Ich kann nicht mehr hinsehen, wenn Markus sich über das Blau der Spalten beugt und dränge zum Aufbruch. Trotz aller Vorsicht breche ich beim Rückweg über den Gletscher mit einem Schuh durch eine dünne Eisschicht ein Stückchen ein. Wahrscheinlich bloß einige Zentimeter, doch der Schreck fährt mir durch alle Glieder. Erst als ich soliden Fels unter den Füßen habe, atme ich wieder auf und drehe mich um, für einen letzten Blick auf die Eismasse, die mir auf einmal so bedrohlich erschien. Markus taucht aus der weißen Welt wie aus dem Nichts auf, dann schließt sich der Nebelvorhang.

Nach vier Stunden erreichen wir die Ranch mit den traurigen Schlittenhunden. Den Versuch auf der Schnellstraße per Autostopp nach Ushuaia zu kommen, geben wir bald auf. Niemand bremst für uns ab. Wir lassen uns daher vom Rancher ein Taxi rufen, das uns nach Hause bringt.

Nach der Dusche zwingt uns der Hunger nochmals auf die Beine und in die Stadt. Die beiden Hunde erwarten uns schon an der Kreuzung und begleiten uns wie alte Freunde, die man sich bekanntlich nicht immer aussuchen kann. Während die Tiere glauben, unsere Wegstrecke

bereits zu kennen, schlagen wir ihnen ein Schnippchen und kehren flugs in ein Luxusrestaurant am oberen Stadtrand ein. Dort hatte man uns am Vortag versichert, es gäbe auch genügend Auswahl für Vegetarier. Die Speisekarte weiß leider nichts davon und der Kellner zuckt hilflos mit den Schultern. Er schlägt vor, uns den Spinat ohne die Krabbe zu servieren. Und dazu? Als nicht einmal aus der Küche eine konstruktive Antwort kommt, legen wir die Servietten hin und gehen zum gleichen Gasthaus wie gestern. Die davor wartenden Hunde verzeihen uns den kurzen Ausreißer und wedeln ungestüm zur Begrüßung.

5. Tag, Mittwoch, 9.3.2011

Angesichts meines Muskelkaters habe ich für heute eine flache Wanderung ausgesucht. Ein junger Taxifahrer setzt uns nach viel Überredungskunst am Ende einer Schotterstraße vor einem hohen Gitter aus. Er versteht nicht, dass wir glauben, hier richtig zu sein. Ein Warnschild verbietet das Betreten des Grundstückes, Regentropfen klatschen schwer auf die Windschutzscheibe.

Eigentlich hatten wir vor, mit ihm einen Zeitpunkt zur Abholung zu vereinbaren. Aber er hat nachmittags dienstfrei und gibt mir deshalb die Telefonnummer des Taxiunternehmens. Danach funkt er selbst die Zentrale an und will ihr mitteilen, wohin er uns gebracht hat. Mindestens fünfmal buchstabiert aus meiner Wanderkarte die Worte: „Finish trek one“ und wundert sich, dass niemand diesen Ort kennt. Er selbst versteht ja auch kein Wort Englisch und kann daher nicht ahnen, dass es sich bloß um einen Hinweis bezüglich der Legende zur Trekkingroute Nummer 1 handelt. Da ist uns klar, dass es unmöglich sein würde, jemanden hierher zu ordern – selbst wenn wir ein Telefon auftreiben könnten.

Kopfschüttelnd wendet er sein Auto, und wir ziehen unsere Regenbekleidung an.

Während wir die schwere Eisenkette vom Eingangstor lösen, erklingt wütendes Gebell in das gleich mehrere Hunde einstimmen. Im Reiseführer stand, dass man sich von der Verbotstafel nicht abschrecken lassen dürfe, sie gelte nur für Autofahrer und nicht für Fußgänger, aber man sollte ein Auge auf die gefährlichen Köter haben, die das Anwesen bewachen. Was nützt ein Auge gegen ein gefletschtes Gebiss?

Wir warten knapp hinter dem Tor, ob sich die Hunde nähern. Aber das Gebell bleibt in sicherer Distanz, untermalt vom Rasseln metallener Ketten. Vorsichtig bewegen wir uns auf das Gehöft zu. Ein Mann kommt aus dem Stall, hält inne, blickt in unsere Richtung. Er erwidert unseren per Handzeichen bekundeten Gruß nicht, sondern verschwindet im Hauptgebäude. Schade, ich hatte auf seine Unterstützung gehofft. Die Hunde wüten, ihre Stimmen überschlagen sich. Sie japsen nach Luft, offenbar schüren ihnen die Ketten die Kehlen ab. Noch können wir sie nicht sehen. Erst als wir zwischen den Häusern hindurchgehen, bekommen wir sie zu Gesicht. Sie rasen vor Aufregung, drehen sich um die eigene Achse, kehren zum Befestigungspunkt ihrer Kette zurück und springen mit voller Wucht auf uns zu, bis sie von der gespannten Kette regelrecht zurückgeworfen werden. Das steigert ihren Hass und ich spüre, wie Angst meine Schritte beschleunigt. Wenn die Kette reißt, sind wir fällig. Den verschwundenen Mann kümmert das sicher wenig.

Endlich sind wir außer Sichtweite und das Gebell verebbt. Liebliches Land breitet sich vor uns aus. Der Regen lässt nach, Sonnenstrahlen verfangen sich im feuchten Dunst, der aus den Wiesen aufsteigt. Pferde grasen hinter dem leuchtenden Nebelgespinnst. Neugierig und mit aufgeblähten Nüstern stellen sie sich uns in den Weg, lassen sich streicheln. Auf einem Hügel hopsen halbmeter große Vögel herum. Durchs Fernglas erkennt man gut den gefährlichen Schnabel eines Räubers. Das hakenförmige, spitze Ende ist beige, der Rest bis in den halben Kopf hinein leuchtend orange. Darin eingebettet das runde Gelb des Auges. Auf dem Kopf befindet sich ein Büschel dunkler Federn, gleich einem Piratenkopftuch, das den verwegenen Ausdruck verstärkt. Das Federkleid des Körpers ist fein gezeichnet, wie bei einem Bussard oder Falken. Wir schleichen uns näher. Aber die Vögel haben uns längst bemerkt, stoßen sich mit ihren seltsam lang wirkenden Beinen vom Boden ab und breiten ihre Flüge aus. Mit der beeindruckenden Spannweite von einem Meter zwanzig gleiten sie ohne zu flattern auf einen frei stehenden Baum in einer Senke am unteren Rand der Wiese und lassen sich dort nieder. Es sind Karakaras, wie wir später erfahren, Geierfalken.

AUG' IN AUG' MIT ZORRO

Der Güterweg verlässt die offenen Weiden und taucht am Rand des Talbodens in einen Wald ein. Durch das Blattwerk leuchten unwirkliche Farben, die uns magisch anziehen. Was ist das so dunkelrot, dottergelb und giftgrün? Wir klettern die Böschung hinab und stehen im Morast. Überall glitzert Wasser, das ganze Tal wird von einem riesigen Moor ausgefüllt. Der kilometerbreite Schwamm besteht aus einer unglaublichen Vielzahl an Moosen, Flechten und Polstern, die sich in kräftigen Farbkleckschen Ausdruck verleihen. Mit vorsichtigen Schritten erkunde ich ihre Tragfähigkeit. Das Weinrot ist belastbarer als das filigrane Neongrün, auf Gelb versinkt man sofort in braunem Schlamm. Es ist unmöglich sich auch nur zwei Meter weit vom Hangfuß zu entfernen. Das hatten wir uns anders vorgestellt. Wir wollten das Tal erkunden, die zahlreichen Seen und den mäandrierenden Fluss in seiner Mitte besuchen und eventuell auf die andere Seite wechseln. Der Trek Nummer eins sieht diese Route vor, allerdings erst ein paar Kilometer weiter taleinwärts. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als brav dem Weg zu folgen, der sich in einigen Metern Höhe am Hang parallel zu Talsohle dahinschlängelt. In der Ebene liegt der saftige Moosteppich, hochflorig und farbenprächtig, nur ab und zu durch einen Biberteich unterbrochen, dessen Wasser schwarzem Lack gleicht. Plötzlich bleibt Markus abrupt stehen. Er hat etwas entdeckt und kramt sein Fernglas hervor, während ich automatisch nach der Kamera greife.

Unten, zwischen zwei Biberteichen, bewegt sich etwas. Ich sehe bloß eine Erdfontäne. Erst durch das Fernglas erkenne ich den Fuchs. Ein großer Kerl, der wie von Sinnen in der Biberburg buddelt. Wahrscheinlich hat er den Geruch der Bewohner in der Nase. Ich lasse den Rucksack zurück und pirsche mich an, jede Deckung hinter den Bäumen nutzend. Solange der Fuchs seinen Kopf ins Erdreich steckt, kann ich mich gut bewegen. Sobald er sich umsieht, erstarre ich zur unbewegten Salzsäule. Ich bin nun höchstens zehn Meter von ihm entfernt und bereits im wassergesättigten Boden angelangt. Ich klettere über umgefallene Baumstämme und es wird immer schwieriger mitten in der Bewegung inne zuhalten, wenn der

Fuchs sich umsieht. Äste knacken, ich drohe ins Moor zu plumpsen. Aber der Fuchs gräbt wie besessen weiter. Nun bin ich so nahe, dass uns bloß mehr ein schmaler Wassergraben trennt. Ich knipse ein Foto. Das Geräusch des Auslösers erzeugt ein leises „mau“. Aus irgendeiner dummen Laune heraus habe ich die Digitalkamera so programmiert. Jetzt ist leider nicht der richtige Zeitpunkt, um herauszufinden, wie ich das auf lautlos umstellen könnte. Ich balanciere auf einem dünnen Ast über einem Moorgraben und blicke auf einen buschigen Fuchsschwanz, der zum Greifen nah erscheint.

„Mau“.

Der Fuchs hält inne, dreht den Kopf zur Seite, wittert. Auf seiner Schnauze hängen Erdkrumen. Sein Fell leuchtet rostrot.

„Mau“.

Er blickt mir direkt in die Augen. Erstaunt über meine Nähe erstarrt auch er. Nur seine Nackenhaare beginnen sich zu sträuben.

„Mau, mau, mau“.

„Ich tu dir nichts“, sage ich leise zu ihm.

Seine Hinterläufe knicken ein wenig ein, er fixiert mich unverwandt. Will er mich anspringen? Aus den Augenwinkeln schätze ich die Entfernung zwischen ihm und mir und bin dankbar über den Wassergraben, der uns trennt. Er wird es nicht tun, rede ich mir ein und starre in seine wunderschönen Augen. Er senkt sein Hinterteil weiter ab, der Schwanz schlägt kurz auf den Boden und ich halte die Luft an. In dem Moment wirft sich der Fuchs auf die Seite und springt in wilden Sätzen davon.

Markus kommt mir entgegen.

„Ich dachte, jetzt springt er dich an!“, sagt er aufgeregt. Er hatte die Begegnung durchs Fernglas verfolgt. Ich bin wie verzaubert. Noch nie war ich einem freilebenden Raubtier so nahe gewesen. Der Augenkontakt hat mich im Innersten berührt.

„Ich habe ihm gesagt, er müsse keine Angst haben“, erzähle ich Markus.

Dabei hatte ich selbst Angst. Der *Zorro Colorado* zählt zu den größten Füchsen weltweit. Er erreicht eine Schulterhöhe von 90 cm und wird bis zu 12 kg schwer. Normalerweise ist er scheu und flieht vor Menschen, aber ich wusste nicht, wie er in der Schrecksekunde, da er mich so nah entdeckte, reagieren würde. Ich war froh, dass er sich zum Davonrennen entschieden hatte. Während wir zum Güterweg zurückkehren und dort die Fotos ansehen, fliegen am Biberbau schon wieder die Erdfontänen. Der Fuchs ist zurückgekehrt, sein Hunger muss sehr groß sein.

Die nächste tierische Überraschung lauert in einem dichteren Waldstück auf uns. Kleine Vögel veranstalten ein wildes Gezwitscher und einer dieser Winzlinge, kaum größer als eine Meise, startet einen Angriff auf Markus. Fliegt ihn direkt an und dreht erst in letzter Sekunde vor seinem Gesicht ab. Gleich darauf kommt er von hinten, von der Seite und wieder von vorne. „Killerfinken!“, rufe ich zum Scherz, mache mich aber schleunigst aus dem Staub.

Markus ist vom Mut des kleinen Vogels, der sein Revier gegen jeden noch so großen und überlegenden Eindringling verteidigt, beeindruckt und bleibt noch ein Weilchen in dem Hain stehen.

Bei einem großen Biberteich endet der Weg. Gemäß unserer Karte sollte sich die Wanderroute am anderen Ufer fortsetzen und danach das Tal queren. Vorsichtig erkunden wir das Terrain. Unsere Schuhe sinken tief in die Moospolster ein. Wir scheinen uns auf einem schwimmenden Teppich zu bewegen, der sich unter unserem Gewicht allmählich senkt. Ein ungutes Gefühl. Als ich plötzlich mit einem Bein in einen Hohlraum einbreche, werfe ich mich gleich bäuchlings flach auf den Boden. Die Angst unterzugehen, sitzt mir im Nacken.

Am äußersten Zipfel des Sees entdecke ich später den gesuchten Weg. Er führt direkt aus der Wasserfläche in kniehohes Stachelgestrüpp auf eine kleine Bauminsel zu, die sich aus dem Moorteppich erhebt. Dort verliert sich die Spur erneut.

„Es ist sinnlos“, stellt Markus lakonisch fest. „Hier gibt es keinen Weg.“

Er deutet auf den Fluss, der sich ein tiefes Bett in die Mooshügel gegraben hat. Den müsste man auf jeden Fall durchwaten, denn eine Brücke existiert nicht einmal in unserer Wanderkarte. Wir geben die Suche auf und kehren über den schwankenden Untergrund zum Talrand zurück. Wieder entdecke ich einen Weg, der schnurgerade aus dem Wasser des Teichs heraus auf eine Baumgruppe zielt.

„Was soll das?“, fragen wir uns und folgen der Spur. Als sie unter einem Baumstamm, der fast den Erdboden berührt, hindurchführt, dämmert in uns eine Erkenntnis. Sie wird zur Gewissheit, als wir am Ende des „Weges“ einen bereits angenagten Stamm entdecken. Der Baum ist in der kommenden Nacht „fällig“ – im wahrsten Sinn des Wortes.

Der vermeintliche Wanderweg hat sich als Biberstraße entpuppt. Angelegt, um den Holztransport zu erleichtern. Ausgekleidet mit feinem Schlamm rutscht es sich in diesen Hohlwegen sicherlich besser als auf trockenem Waldboden. Deshalb hat der See auch so fjordähnliche Verästelungen an seinen Ufern. Es sind Kanäle, die die Nager gegraben haben, um möglichst einfach die Futterquellen zu erreichen. Die Wassergräben reichen teilweise bis in den Wald hinein.

Ein Regenguss zaubert Wassermusik auf dem Bibersee. Die Sonnenfenster werden immer kürzer, eine Schauerzelle folgt der andern, dazwischen leuchten kurz Regenbogen auf, die sich über das Moor spannen.

Wir kehren um. Begleitet von Blitz und Donner erreichen wir das Gehöft, wo die Hunde lauern. Markus hat sich mit einem langen Holzprügel bewaffnet, aber die Tiere liegen zum Glück immer noch an der Kette und können uns nichts anhaben.

In strömenden Regen trotten wir die Schnellstraße entlang. Niemand hält an. Um den Gischfontänen auszuweichen wechseln wir die Straßenseite auf ein breites Bankett. Das Autostoppen hat sowieso keinen Sinn. Da hupt ein Auto, das hinter einem Lastwagen her kriechen muss. Ob wir denn nicht mitfahren wollen, schreit der Fahrer zu uns herüber. Triefend nass steigen wir ein und lassen uns mitten in Ushuaia bei herrlichem Sonnenschein absetzen. Der Regen betraf nur das Hinterland.

Javier stattet uns spät abends den obligatorischen Besuch ab und erkundigt sich nach Frühstückszeit oder anderen Wünschen von uns. Als ich ihm von meiner Fuchs-Begegnung berichte, lächelt er milde. Die kleinen Graufüchse seien hier überall zu sehen, meint er lapidar

und deutet mit den Händen die Körpergröße einer Katze an. Meiner war aber rot und riesig! Javier glaubt mir nicht. Zum Glück kann ich mit der Digitalkamera meine Behauptung beweisen und es freut mich, dass Javier beeindruckt ist.

„Zorro Colorado“, sagte er anerkennend. „Der größte Fuchs in Patagonien. Und du warst so nah dran?“

Eine größere Freude könnte mir Javier gar nicht machen. Geduldig hört er sich die ganze Geschichte an. Ich frage ihn, ob der Fuchs der natürliche Feind der Biber sei. Schließlich grub „mein“ Zorro ja in einem Biberbau.

Javier schüttelt den Kopf. Höchstens ein ganz junger Biber könne dem Fuchs zum Opfer fallen. Die erwachsenen Tiere würden bis zu 35 kg schwere Brocken werden, die hätten nichts mehr zu befürchten.

Dann erzählt uns Javier die für Feuerlands Wälder fatale Geschichte der Bibereinwanderung. Die Tiere kamen nicht freiwillig. Ein kanadisches Ehepaar hatte die Idee, auf Feuerland eine Pelzfarm mit Bibern aufzubauen. Die klimatischen Bedingungen schienen geeignet und so brachten sie einige Pärchen der kanadischen Nager nach Feuerland. Den Tieren gefiel die neue Heimat und sie vermehrten sich prächtig. Dennoch war mit ihnen kein Geschäft zu machen. Die Fellqualität war zu schlecht. Haare fielen aus, das Leder war lasch und wurde schnell brüchig. Das Ehepaar forschte nach den Ursachen und bald fand man heraus, dass Biber, die gefüttert werden und keine Feinde zu fürchten haben, viel weniger Adrenalin ausschütten. Dieses Stresshormon ist aber für die Pelzdichte und Qualität verantwortlich. Die Idee mit Biberfellen in Feuerland reich zu werden erwies sich als Flop. Die Kanadier gingen, die Biber blieben. Das Ehepaar öffnete bei der Abreise die Gehege und entließ die restlichen Tiere in die Freiheit. Das war vor sechzig Jahren. Mittlerweile wird die Biberpopulation auf dreihunderttausend Exemplare geschätzt und stellt eine arge Bedrohung für Feuerlands urwüchsige Wälder dar. Aufgrund der extremen klimatischen Bedingungen wachsen die Bäume sehr langsam und können mit den Rodungen der Biber nicht mithalten. Und wenn sie nicht den Zähnen zum Opfer fallen, so faulen ihre Wurzeln ab, wenn sie plötzlich in einem See stehen, den die Biber gestaut haben.

Die Regierung investiert viel Geld, um der Biberplage Herr zu werden. Aber es fehlen die geeigneten Methoden. Mangels natürlicher Feinde und dem Überangebot an Nahrung vermehren sich die Biber explosionsartig. Wie kann der Mensch dem Einhalt gebieten? Sie sind zwar zum Abschuss freigegeben, aber wer tut sich das an, in der Nacht in der abgelegenen Wildnis auf einen Biber zu lauern? Mit Schrott ins Wasser zu ballern ist nicht effektiv. Selbst wenn man einen erlegt, was passiert mit den Tieren, die gut geschützt in der Biberburg hausen? Biber sind sehr lernfähig und werden durch Bejagung extrem scheu und vorsichtig. Man müsste daher regelrechte Treibjagden veranstalten, bei denen der gesamte Clan vernichtet wird.

Biber gehören zu den Gattungen, die ihre Population irgendwann selbst regeln. Natürliche Feinde wie Puma, Wolf und Bär haben selbst in Kanada wenig Einfluss. Biber vertreiben gnadenlos ihre Jungen, wenn diese zwei Jahre alt geworden sind, aus dem elterlichen Bau. Die müssen sich nun selbst ein Revier suchen. Bereits besetzte Territorien werden brutal verteidigt. Viele Tiere verenden an den Bisswunden, die sich im Wasser leicht infizieren können. Der Exodus der Jungen gleicht einem Spießrutenlauf durch fremde Reviere, der oft



Der breite, sumpfige Talboden des *Valle Carbajal* ist ein Paradies für Biber, nach deren Jungen der Fuchs konzentriert gräbt und mich daher erst spät bemerkt. Ich kann mich bis auf wenige Meter an das schöne Tier anpirschen.



Wir starren uns an, während ich pausenlos auf den Auslöser der Kamera drücke.



Zorro Colorado



Auf dem Weg zum
unberührten Seitental
Richtung *Paso Beban* stehen
mächtige Scheinbuchen mit
winzigen Blättchen



mit dem Tod endet. Diese Regulation gilt aber nur, wenn bereits die größtmögliche Biberdichte in einem Gebiet erreicht worden ist. Solange es freie Plätze gibt, vermehren sich Biber mit einer Wachstumsrate von bis zu zwanzig Prozent. Die Expansion wird in Feuerland also weitergehen, bis die Biber jedes noch so abgelegene Flusstal erobert haben. Keine guten Aussichten für die Wälder und die Tiere, die darin ihren Lebensraum gefunden haben.

6. Tag, Donnerstag, 10.3.2011

Heute besuchen wir zum dritten Mal das breite Moortal. Wieder soll uns ein Taxifahrer an der Schnellstraße absetzen. Diesmal bei Kilometer 17. Dort ermöglicht ein Wanderweg die Querung des Sumpfes.

Mit dem Chauffeur haben wir Pech. Es fängt damit an, dass er das Taxameter nicht einschaltet. Ich entnehme seinem spanischen Redeschwall nur die Worte *kaputt* und *kein Problem*. Mir ist das egal, denn ich kenne den Fahrpreis von vorgestern, als wir 19 Kilometer auf derselben Strecke fuhren. Ich sage ihm, dass ich ihm diesen Betrag zahlen werde und er fährt los. Die Angaben im Reiseführer sind veraltet, zwischenzeitlich hat sich die Kilometrierung geändert. Es ist unmöglich festzustellen, welcher Schotterweg, der von der Schnellstraße abzweigt, der richtige ist. Unserer Meinung nach viel zu früh stoppt der Taxifahrer und behauptet bei Kilometer 17 zu sein. Er habe schon etliche Touristen hier abgesetzt. Was bleiben uns da für Argumente? Ich reiche ihm einen großen Geldschein. Wir sehen uns beide abwartend an.

„Was soll das? Wo bleibt das Wechselgeld?“, will ich wissen.

Da behauptet der Mann unverfroren, der Fahrpreis würde sich auf das Doppelte meiner gegebenen Summe belaufen. Die Dreistigkeit macht mich zornig. Ich erkläre ihm, dass wir vor zwei Tagen noch ein gutes Stück weiter gefahren seien und weniger bezahlt hätten.

Das sei nicht möglich, sagt er völlig unbeeindruckt.

Eine Frechheit. Er weiß genau, dass wir im Recht sind. Gegen seinen spanischen Wortschwall komme ich nicht an. Es reut mich, dass ich keine Beleidigungen oder Schimpfwörter gelernt habe. Nur „das ist nicht korrekt“ kann ich sagen. Diesen Satz wiederhole ich und bleibe sitzen. Ich will das Wechselgeld von 50 Pesos, er will weitere 50 Pesos. Pattsituation. Leider habe ich ihm den 100 Pesos Schein bereits gegeben. Der steckt nun unerreichbar in seiner Hosentasche.

Schließlich gebe ich auf. Seinen freundlichen Abschiedsgruß erwidern wir nicht. Es ist nicht wegen der Summe. Hundert Pesos statt vierzig zu zahlen ruiniert uns nicht. Aber so unverschämt übers Ohr gehauen zu werden kränkt. Zumal ich ihm ohnehin freiwillig zehn Pesos draufgelegt habe. Mit seiner krummen Tour ist er dafür um den Abholungsauftrag umgefallen. Aber das schmerzt uns abends wahrscheinlich mehr als ihn.

Jetzt stehen wir vorerst am falschen Ort. Mit Kompass und Peilung über die Wanderkarte versuchen wir herauszufinden, ob wir uns auf diese Forststraße einlassen sollen. Es bleibt uns nicht viel anderes übrig. Es gibt keine Anhaltspunkte.

Der Weg führt uns in einen Wald aus Scheinbuchen mit dichtem Unterholz und geschlossenem Blätterdach. Wir erkennen nicht einmal den Sonnenstand, eine Orientierung ist nicht möglich. Wir marschieren schnell, doch nach einer Stunde beschleicht uns das

Gefühl, im Kreis zu gehen. Immer wieder zweigen Seitenwege ab, gabelt sich der Forstweg, frische Radspuren auf beiden Varianten. Endlich erreichen wir eine Lichtung. Wir befinden uns ungefähr in der Talmitte. Auf der anderen Seite können wir unser Ziel erkennen, das Paralleltal zur Laguna Esmeralda. Jetzt, wo wir den Kompass auf die Peilrichtung einstellen können, brauchen wir ihn nicht mehr, denn der Weg läuft ab nun schnurgerade auf den Hangfuß zu.

Auf einer kleinen Anhöhe erreichen wir einen Bibersee und gleich dahinter eine Schutzhütte namens Refugio Bonete. Hier deckt sich kurzfristig die Landschaft mit den Angaben unserer Wanderkarte. Doch gleich hinter dem Refugio ist von dem Weg, der zum Paso Beban, einem Pass auf dem Trek zum Lago Fagnano, führen sollte nichts mehr zu sehen. Egal. Das Tal ist nicht zu verfehlen und so suchen wir uns selbst eine Möglichkeit durch diese unberührte Natur zu wandern.

Zu unserer Überraschung hat die Landschaft hier einen ganz anderen Charakter als im Tal der Laguna Esmeralda, die hinter dem östlichen Bergrücken liegt. Große, immergrüne Scheinbuchen (coihue) beherrschen die Szene. Aus den massigen Mehrfach-Stämmen wachsen dicke Seitenarme, die jedoch kurz bleiben und in einer dunkelgrünen Laubquaste enden. Mitunter formen die Blätter schirmartige Dächer, wie man sie von Akazien her kennt. Alles in allem machen die Bäume einen sehr robusten und stabilen Eindruck. Bis man näher an sie herantritt und die winzigen Blättchen betrachtet. Sie haben dieselbe Struktur wie unsere heimischen Buchenblätter, sind jedoch nur so groß wie der Nagel vom kleinen Finger. Je höher wir steigen, umso niedriger werden die Bäume. Sie ducken sich in Mulden und wölben ihr dichtes Blätterdach wie einen Schutzschirm über sich. Es ist kaum möglich, zu ihrem Stamm vorzudringen. Aber deren gedrungener und verschlungener Wuchs ist ein Besuch wert. Manche dieser Bäume müssen hunderte Jahre alt sein, wenn man bedenkt, wie langsam sie unter diesen klimatischen Bedingungen wachsen.

Allmählich lassen wir die Bäume unter uns und wandern über weiche Pflanzenkissen in das Seitental hinein. Sogar an den Hängen breitet sich Sumpf aus. In kleinen Becken sammelt sich moorig schwarzes Wasser, nährt ringsum die bunten Polsterpflanzen, Flechten und Moose. Manche niedere Gehölze hängen voller Beeren, leuchtend rote Kugeln, wie Weihnachtsbäumchen. Aus Felsritzen sprießen Farne oder Pflanzenwesen, die wie Federsterne oder Korallen aussehen. Immer öfter fällt uns die Ähnlichkeit der Vegetation mit der Unterwasserwelt eines Riffs auf. Es gibt feste Polsterpflanzen, die kugelförmige Hügel bilden und an Hirnkorallen erinnern, umgeben von wogenden Flächen zarter Sumpfgräser, die sich dem Wind beugen, dazwischen mintfarbene Dickblattgewächse zu starren Rosetten gruppiert. Dann wiederum breiten sich widerstandsfähige Bodenbedecker wie ein Kunstrasen aus Plastik aus. Neben weißen Moosen, die lila Beeren wie Perlenschmuck tragen, liegen hin und wieder schroffe Felsbrocken, die aufgrund ihres Eisengehalts rosten. Aus den moorigen Tümpeln quellen dicke Blasen. Sie schillern in allen Regenbogenfarben bevor sie zerplatzen. Man könnte meinen, ein Benzinfilm läge auf dem Wasser und glaubt Schwefelgase zu riechen.

An den wenigen Bäumen, die sich in diese Höhe vorgewagt haben, hängen filigrane Schmarotzer, die wegen ihrer leuchtenden Farben auch chinesische Laternen genannt

werden. Es gibt sie in allen Schattierungen von gelb über orange bis rot. Im Hintergrund ziert ein Gletscher mit blauem Eis die Bergflanken.

Noch nie haben wir eine derart bunte Landschaft gesehen.

Zu unseren Füßen öffnet sich der Talboden. Er steht völlig unter Wasser. Diesmal tragen nicht alleine die Biber Schuld daran, obwohl aus einem großen See abgestorbene Bäume ragen. Daneben glitzert Wasser in seichten Sumpfbeckern, die von Moosen und Polsterpflanzen gebildet werden. Mittendrin die graue Schlange eines Kiesbettes, in dem ein Fluss mäandriert. „Wenn wir es schaffen, dort hin zu gelangen haben wir eine Möglichkeit im Trockenen zu rasten“, schlägt Markus vor.

Wir steigen ab. Jeder Schritt federt auf dem weichen Untergrund, Wasser knotzt neben dem Schuhrand. Wunderbar sanft wandern wir durch das Feuchtgebiet.

Als wir das Flussbett erreichen, bricht ein eisiger Wind über uns herein. Er fegt über die Gletscher hinab ins Tal, als wolle er den dunklen Wolken über den Gipfeln entfliehen, die dort oben erste Schneeschauer über die Grate jagen. Wir ziehen uns rasch Kappen und Handschuhe an und waten barfuß durch den Bach, um auf einer Schotterbank hinter einem Felsbrocken eine windgeschützte Stelle zu finden. Die Idee vom Lagerfeuer ist angesichts der Sturmböen schnell verworfen.

Eiskristalle glitzern in der Luft, über dem Haupttal erscheint ein doppelter Regenbogen. Einsam hocken wir in der Wildnis und fühlen uns wie in einer kanadischen Filmkulisse. Diese beeindruckende, farbenprächtige Landschaft mit bizarren Bäumen geprägt vom Sturm, Biberseen und endlosen Mooren, nirgends eine menschliche Spur zu sehen – gibt es etwas Schöneres?

Wir hatten uns Feuerland trist und öde vorgestellt. Man hatte uns gewarnt, dass es außer der Stadt Ushuaia nichts zu sehen gäbe. Und so entstand in meiner Vorstellung ein Bild von kargen Felsen, die im ewigen Schlechtwetter nass glänzen, von verwitterten Bergschrofen zu deren Füßen sich ein paar Krüppelbäume ducken. Trotzdem reizte mich der Gedanke, hier eine Woche zu verbringen. Die Einsamkeit zog mich magisch an.

Schweigsam beobachten wir die rasch wechselnden Wetterstimmungen. Manchmal liegt der Bibersee bleiern da und spiegelt das Wolkendrama des Himmels, dann wieder peitscht eine Böe das Wasser mit glitzernden Schlägen zu Schaumblasen. Sonnenstrahlen tasten sich mit langen Fingern über die Landschaft und lassen Farbtupfen aufleuchten, bevor sich das Wolkenfenster wieder schließt und an anderer Stelle aufreißt um himmlisches Blau freizugeben.

Uns wird kalt. Für den Rückweg finden wir einen umgestürzten Baum um den Fluss zu queren und können die Schuhe anbehalten. Wir steigen an der Talflanke zu weit hinauf und entdecken plötzlich das Refugio tief unter uns. Es wäre kein Problem dorthin zu gelangen, aber es reizt uns gar nicht, wieder auf dem Forstweg durch den Wald zu irren. Sollen wir es wagen, einfach auf gut Glück ins Nachbartal zu gehen? Von dort hätten wir den schönen Wanderweg mit den blauen Plastikmarkierungen bis zur Ranch mit den Schlittenhunden und die Möglichkeit ein Taxi zu bestellen. Allerdings wissen wir nicht, ob nicht Felsen, Sümpfe oder undurchdringlicher Urwald den Übergang ins andere Tal versperren. Wenn wir umkehren

müssten, würde es spät werden. Der Blick auf die heranrückende Schneefront lässt uns nicht viel Zeit für Überlegungen. Wir treffen die Entscheidung, jeder für sich nach seinem Bauchgefühl und sprechen sie dann gleichzeitig aus. Schön, dass wir uns wie immer einig sind! Freudig setzen wir uns Richtung Laguna Esmeralda in Bewegung.

Wir versuchen, oberhalb der Waldgrenze zu bleiben, um unpassierbares Dickicht zu vermeiden. Doch auch niederes Gestrüpp macht uns teilweise zu schaffen. Vor allem in engen Gräben oder kleinen Felsschluchten, die sich vom Berg hinabziehen, wuchern gern stachelige Hölzer. Meist jedoch federn wir beschwingt über Moospolster und freuen uns über den herrlichen Ausblick, den uns der bekannte Rückweg nie gewährt hätte.

Nur einmal kommt mir der Gedanke, wie fatal ein verstauchter oder gar gebrochener Fuß wäre. Umso achtsamer bewege ich mich anschließend in dem unbekanntem Terrain. Eine Felsnase zwingt uns zum Abstieg. Die Waldgrenze rückt näher. Der Streifen, in dem uns ein Vorwärtskommen beschieden ist, wird immer schmaler. Ob sich das ausgeht? Wir sind noch mindestens einen Kilometer vom anderen Tal entfernt. Der Bergrücken, den wir überwinden müssen ist viel breiter als wir dachten.

Wieder ein kleiner Bergsturz, den wir nur unten umgehen können. Es nützt nichts. Durch Farne und Gebüsch klettern wir den steilen Abhang hinunter zum Wald. Dann sehen wir plötzlich Wasser glitzern. Und einen Uferstreifen mit abgenagten Bäumen. Den Bibern sei Dank! Ohne ihre Arbeit hätten wir keine Chance gehabt. Der Wald ist derart dicht, dass uns ein Durchkommen Stunden gekostet hätte.

Jetzt wandern wir der tierischen Rodung entlang und staunen nicht schlecht, als wir den ersten Damm erreichen. Er ist an seiner höchsten Stelle drei Meter hoch. An seinem Fuß beginnt bereits der nächste See. Die Biber haben Wasserterrassen angelegt, die die Mulde zwischen Waldrand und Berghang ausfüllen. Uns soll es recht sein. Vom Ende des letzten Sees aus erblicken wir das uns bekannte Tal von der Laguna Esmeralda. Nur ein kleines, steiles Waldstück trennt uns noch. Man kann sich als Österreicher kaum vorstellen, dass man durch einen Wald nicht einfach hindurch gehen kann. Das Problem liegt nicht nur im dichten Unterholz oder in dem Geflecht aus knorrigen Zweigen, die ineinander verknotet sind. Es liegt vor allem am Boden. In Form von Totholz, das in sämtlichen Stadien der Verrottung anzutreffen ist. Man kann in den modrigen Stämmen genauso tief einbrechen wie im schlammigen Morast oder Sumpf daneben.

Schließlich haben wir es geschafft und erreichen mit der letzten Abendsonne die Ranch. Die Schneeschauer hielten sich stets dezent im Hintergrund. Der Rancher wundert sich, als er uns erblickt. Am Morgen habe er uns nicht gesehen, sagt er in Anspielung auf die Wegmaut, die er hätte kassieren wollen. Seiner Miene nach zu urteilen glaubt er nicht, dass wir aus dem Nachbartal kommen, sondern vermutet wohl eher, dass wir uns vorbeigeschlichen haben. Egal. Zwei Touristen warten bereits auf ein bestelltes Taxi und so fahren wir mit ihnen zehn Minuten später nach Ushuaia.

DIE HIOBSBOTSCHAFT

7. Tag, Freitag, 11.3.2011

Javier bringt das Frühstück früher als sonst. Er wirkt verstört und kommt zu uns ins Zimmer herein, anstatt das Tablett draußen im Vorraum abzustellen. Ob wir Nachrichten gehört hätten, fragt er vorsichtig.

Wir verneinen, wie sollten wir auch?

Es habe ein schweres Erdbeben in Japan gegeben, gefolgt von einem Tsunami. Wahrscheinlich seien hunderte Menschen gestorben. Auch Atomkraftwerke hätten bei der Katastrophe Schaden genommen. Nun warte man an der südamerikanischen Küste auf das Eintreffen der Flutwelle in der kommenden Nacht. Chile habe bereits Städte evakuiert.

Während des Frühstücks denken wir über die Hiobsbotschaft nach. Es scheint so pietätlos, sich jetzt auf die geplante Wanderung vorzubereiten. Zu tun, als ob die Welt nicht am anderen Ende brennt, Menschen verzweifeln, leiden, sterben. Gleichzeitig wissen wir, dass dies in jeder Sekunde parallel zu unserem Alltag passiert. Ausbeutung, Folter, Mord, Hunger, Krankheiten, Kriege. Bei diesen Dauer-Themen wären wir oft weniger machtlos, als bei einem Erdbeben und reagieren trotzdem nicht.

Heute ist unsere Betroffenheit größer. Warum? Weil wir uns in einer Erdbebenregion voller gefährlicher Vulkane befinden? Weil das Meer sich in ein paar Stunden zu einer Monsterwelle aufbäumen könnte, weil die Katastrophe in Japan dann plötzlich etwas mit uns selbst zu tun hätte? Ist Mitgefühl distanzabhängig?

Oder ist die menschliche Natur derart pragmatisch, dass sich trotz aller Schrecken ringsum immer wieder die Lebensfreude durchsetzt, und weil in Japan niemand geholfen ist, wenn wir uns heute in einen dunklen Raum sperren und trauern?

Es gibt keine befriedigende Antwort für uns, nur eine Aufforderung in Form eines Hupsignals: Das Taxi wartet draußen.

IN EISESKÄLTE ZUM ZAUBERSEE

Im geheizten Auto ist es angenehm warm. Als wir am Ende der Straße im Valle de Andorra ankommen, zeigt das Außenthermometer jedoch bloß zwei Grad.

Der Himmel strahlt ein diffuses weißes Licht wie eine kalte Neonröhre ab. Die mit Neuschnee bedeckten Berge verlieren sich darin. Der Boden knirscht unter unseren Schritten und zersplittert in Eisnadeln, die der Frost unter den Humuskrümeln aufgestellt hatte.

Wir wandern am Fluss entlang, der sich durch eine liebliche Landschaft schlängelt. Dicke Rasenmatten säumen das Ufer und reichen bis zum Wasser, Grasspitzen neigen sich unter der Last von Eisperlen. Vereinzelt durchbrechen Bäume den grünen Teppich und bilden Laubkugeln, die an den äußersten Rändern schon herbstlich gefärbt sind. Ein einsames Ross weilt unter den Ästen, den Kopf in weißen Dunst gehüllt, der aus seinen Nüstern strömt.

Die Szenerie erscheint unwirklich, märchenhaft.

Einmal teilt sich das Wasser, umströmt Kiesbänke und taucht unter abgeschältem Totholz durch, welches sich im Flussbett verkeilt hat. Ein Kormoran lauert unbeweglich auf einem Ast, den Blick starr in die Fluten gerichtet.

Als wir Steine nach ihm werfen, damit er für ein Foto auffliege, reagiert er nicht. Als wäre das Leben in der Nacht schockgefroren und harre nun der aufweckenden Sonne. Während wir durch dieses Idyll wandern, bricht über uns die Wolkendecke auf. Das konturlose Milchweiß gerinnt zu Flocken, durch die blauen Zwischenräume bahnen sich Sonnenstrahlen ihren Weg. Vorerst verweilen sie oben bei den Gletschern, steigen dann zögerlich in den Waldgürtel herab und bleiben dort im bunten Herbstlaub hängen. Es wird eine Weile dauern, bis die Sonne den Talboden erreicht. Trotzdem erwacht die Natur allmählich aus ihrer Starre. Ein leichter Wind weht von den Bergen und plötzlich glitzert die Luft, als trüge sie Diamantstaub mit sich. Es sind zarte Eiskristalle und Raureifnadeln, die auf die Flusslandschaft niedersinken und im Morgenlicht funkeln. Wir haben das Gefühl Zwerg in einer dieser kitschigen Glaskugel zu sein, in der künstlicher Schnee herumwirbelt.

Ist es die Schönheit dieses Morgens oder der eisige Wind, der mir Tränen in die Augen treibt? Oder die Unvereinbarkeit dieser Harmonie mit dem Wissen, dass in diesem Moment ein weitere Todesopfer fordernde Tsunami über den Pazifik rast, während in Japan noch nicht einmal die Verletzten geborgen sind?

Wir verlassen die lichte Flusslandschaft und suchen in einem morastigen Wald nach dem Weg. Rösser haben unzählige Varianten in den Boden gestampft und es ist nicht einfach, die richtige Route zu finden. Im Vertrauen auf unsere Intuition – denn etwas anderes steht uns nicht zur Verfügung – steigen wir steil bergauf. Im Wald ist es düster, die uralten Bäume tragen eine dichte Laubkrone, durch die wenig Licht dringt. Auch der Wind hat keine Chance, er kann nur mit dem Laub rascheln und Schauer von Eiskristallen regnen lassen. Die Glitzersterne bleiben eine Weile am Boden liegen, bevor sie vergehen. Mit zunehmender Höhe verlängert sich ihre Lebensdauer, bis sie schließlich als dauerhaftes zartes Gespinst die Landschaft bedecken.

Nach etwa einer dreiviertel Stunde gabelt sich der Weg. Wir entscheiden uns für den längeren Aufstieg zum Gletscher *Vinciguerra*, zur *Laguna Encantada* im Nebental können wir später immer noch gehen.

Der Wind nimmt an Stärke zu. Als wir den schützenden Wald verlassen, beißt er uns mit eisigen Attacken ins Gesicht. Dick verummmt, mit Daunenjacke, Kappe, Kapuze und Handschuhe trotzen wir der Kälte. Es kann nicht mehr weit sein, mit jedem Atemzug glauben wir das Gletschereis zu inhalieren. Nachdem wir über eine vegetationslose Steinhalde geklettert sind, stehen wir am Ufer eines Sees. Eingerahmt von Felsblöcken liegt er am Rande eines Gletschers, der bis auf wenige Meter ans Ufer heranreicht. Die Eismasse kriecht von verschiedenen Graten und Gipfeln herab, die ihre Felszacken in den Himmel stechen. Der Wind treibt einen Schneeschauer nach dem anderen über das Bergmassiv und zuckert das schwarze Gestein mit Graupelkügelchen an.

Dazwischen zeigt sich immer wieder Sonnenlicht. Es zaubert einen metallischen Schimmer auf den ansonsten schiefergrauen See und färbt das blanke Eis in den Spalten blau.



Ein eiskalter Morgen im *Valle de Andorra*. Wir steigen zum Gletscher *Vinciguerra* auf.



Moose und Flechten überziehen die Landschaft wie ein bunter Korallenteppich





Feuerland sollte besser **Wasserland** heißen. Viele Täler sind komplett mit meterdicken Torfmooren bedeckt. Wandern abseits der Wege wird mitunter ein feuchtes Abenteuer.



Fasziniert vom raschen Wechsel des Wetters beschließen wir eine kurze Rast am Ufer zu verbringen und das Schauspiel zu beobachten. Doch es lässt sich kein windstilles Plätzchen finden. Zusammengekauert halten wir unsere Brote mit den Handschuhen und lutschen gefrorene Schokolade.

Es ist zu kalt, um die Gegend näher zu erkunden. Schade. Denn wir wollten über den Bergrat ins Nebental wandern. Eine Tourbeschreibung im Lonely Planet Trekkingguide hatte uns auf diese Idee gebracht. Doch jetzt peitschen Wind und Graupelschauer die Felsflanken, auf denen keine Wegspur zu erkennen ist.

Daher bleibt uns nur der Abstieg auf dem gewohnten Pfad. Kaum sind wir hundert Höhenmeter tiefer und besser vom Wind geschützt, keimt die Idee wieder auf. Markus glaubt einen Pfad oberhalb der Waldgrenze zu erkennen und wir lassen uns auf das Abenteuer ein. Wir scheinen tatsächlich den Weg gefunden haben, zumindest deuten vage Trittsuren darauf hin. Doch angesichts des atemberaubenden Ausblicks ist es uns egal, ob wir hier richtig sind oder nicht. Zu unseren Füßen schmiegt sich ein herbstlich gefärbter Laubwald an den Hang, durchbrochen von Lichtungen, in deren Mitte jeweils ein blauer Biberteich glänzt. Der Talboden glüht in allen erdenklichen Rottönen. Ein riesiges Moor füllt die Ebene aus. Von hier oben aus erkennen wir, dass der mäandrierende Fluss mit den Rossweiden nur eine kleine grüne Oase in dieser Sumpflandschaft ist.

Hinter uns gleißt der Gletscher im Sonnenlicht, die abziehenden Wolken geben die frisch verschneiten Berge frei. Vor uns aber blicken wir zu unserer Überraschung auf eine dunkelblaue Fläche, das Meer.

Während wir auf den Beagle Kanal am Horizont zuwandern, registriert unser Auge all die Farben und Formen der Vegetation auf diesem exponierten Bergrücken. Verschiedenste Flechten und Polsterpflanzen bilden eine geschlossene Decke und überziehen die Steine mit weichen Kuppen. Büschel aus verdorrten Gräsern lodern wie goldene Flammen dazwischen empor. Rote Beeren zieren gleich Stecknadeln die grünen Kissen. Welch Kontrast zu Meer und Gletscher, Felsen und Moor!

Der Wind schläft ein und Stille breitet sich aus. Sobald man stehen bleibt hört man nichts. Gar nichts. Da erst fällt mir auf, dass es keine Insekten gibt. Nichts fliegt herum, nichts surrt, brummt oder schwirrt. Ich entdecke auch keine Ameise am Boden. Offenbar hat das raue Klima die Tiere vertrieben und das Bestäuben dem Wind überlassen.

Nachdem wir den Bergrücken überquert haben, stehen wir vor der Frage, an welcher Stelle wir in den Wald eintauchen sollen. Ohne Weg ist ein Durchkommen äußerst mühsam, wenn nicht gar unmöglich. Wir haben Glück. Wie durch ein Wunder finden wir uns plötzlich auf einem Trampelpfad wieder, der nach einer halben Stunde in den regulären Wanderweg einmündet.

Von hier aus ist es einfach, zur *Laguna Encantada*, dem verzauberten See, zu gelangen. Er liegt eingebettet in Almwiesen und Margeritenbüsche am Talende in einem Kessel, umgeben von felsigen Gipfeln. Emsige Biber haben den Wasserspiegel durch einen beeindruckenden Damm massiv erhöht. Die Krone des Bauwerkes ist einige Meter breit und mit Lehm und Schotter aufgefüllt. Es erstaunt uns immer wieder, was die Tiere mit ihren Zähnen und Beinen zustande bringen.

Es wäre ein herrlicher, einsamer Platz für ein Picknick, doch der erneut aufbrausende Wind treibt uns fort. Wir flüchten in den Wald und steigen zur Flussoase hinab.

Der Raureif ist zwischenzeitlich verschwunden und wir laufen barfuß über den Rasen, der einem Golfplatz alle Ehre machen würde. Um ins angrenzende Moor zu gelangen, müssen wir den eiskalten Fluss durchwaten. Dann aber versinken wir im flauschigen Moos, knotzen in lehmigen Tümpeln und federn über samtene Polsterpflanzen. Das Moor ist meterdick und liegt wie ein riesiger Schwamm da. Nur vom Fluss durchbrochen, der sich im Laufe der Zeit ein Bett hineingefressen hat. Wir wundern uns, dass der Einschnitt das Moor nicht entwässert und austrocknet. Hätten Menschen nicht mit Gewalt Weideland geschaffen, gäbe es für die Rösser nichts zu fressen. Das kurz geschorene Gras haben wir ihnen zu verdanken.

Als wir in Richtung Straße talauswärts wandern, kommen wir an einer ehemaligen Torfstecherei vorbei. An den senkrechten Wänden der drei Meter tiefen Gräben lässt sich gut der Aufbau des Moores erkennen. Das abgestorbene Pflanzenmaterial verrottet in dem saueren Milieu nur sehr langsam. In den oberen hellen Schichten sind Strukturen von Wurzeln und Fasern erkennbar. Je tiefer gelagert, desto höher der Druck und älter das Material. Die Hohlräume sind kleiner und die Farbe geht ins dunkle Braun über. Die Klötze, die mit einem Spaten aus dem Boden gestochen wurden, lagern zum Trocknen auf luftigen Holzgestellen. Torf hat einen guten Brennwert, wenn sämtliche Flüssigkeit entwichen ist. Zu welchem Zweck hier Torf abgebaut worden ist, wissen wir nicht. Wir sehen nur, was nach der „Ernte“ zurückbleibt: Ein ödes Stück Land, geschunden, von Gräben durchzogen, entwässert und dem Wind und der Sonne schutzlos preisgegeben. Ein trauriger Anblick. Ein tausende Jahre altes Moor zerstört für kurzfristigen Gewinn. Damit unsere Blumentopferde aufgelockert bleibt....

Pünktlich um vier Uhr – wie mit dem Taxifahrer vereinbart, treffen wir am Ende der Straße ein. Dieses Mal wollten wir nichts dem Zufall überlassen. Nach einer viertel Stunde kommen uns erste Zweifel an der Verlässlichkeit des Taxlers.

Dafür treffen zwei Wanderer ein, die auf ihr geparktes Auto zusteuern. Nach einer halben Stunde vergeblichen Wartens auf das Taxi ist uns klar, dass wir nur eine Chance haben. Obwohl ihr Auto bis oben hin mit Gepäck vollgestopft ist, können wir die zwei Touristen von unserer misslichen Lage überzeugen und bis Ushuaia mitfahren.

Das Thermometer an der Außenwand von Javiers Haus ist auf 5° Celsius „gestiegen“. Die heiße Dusche heizt mich nur äußerlich auf. Ich braue mir danach noch eine Fertigsuppe und Tee in der Mikrowelle, bevor wir in die Stadt zum Abendessen gehen.

In den Restaurants zeigen die Fernseher grauenhafte Bilder der Zerstörung in Japan. Unterbrochen von Karten, die die Ausbreitung des Tsunamis in Stundenintervallen darstellen. Dörfer und Städte der südamerikanischen Küste werden evakuiert, Menschen nageln Bretter vor ihre Fenster. Wir essen Ravioli (es ist grotesk). Und beobachten die Mienen asiatischer Gäste. Wie muss es einem Japaner ergehen, dessen Heimat unbewohnbar geworden ist? Wenn aus einem Urlaub keine Rückkehr mehr möglich ist? Unwillkürlich versetze ich mich

gedanklich in diese furchtbare Lage. Dabei wird mir wieder einmal bewusst, wie schmal eigentlich der Grat ist auf dem ich mich bewege, während ich mich auf der breiten Autobahn der Planungen und Sicherheiten wähne. Ein Fehltritt bei einer Wanderung, ein Ausrutscher auf dem Gletscher, einen Augenblick lang zur falschen Zeit am falschen Ort und die Katastrophe bricht herein und verschiebt alle Prioritäten. Mein Blick wandert zum Fernseher empor. Die Schlagzeile unter den Trümmerhaufen schätzt die Zahl der Toten auf tausend. Das Fernsehbild straft sie Lügen.

VIA AUSTRALIS – RICHTUNG SÜDEN

8. Tag, Samstag, 12.3.2011

Am Morgen serviert uns Javier mit dem letzten Frühstück gute und schlechte Nachrichten. Die erstere gilt dem Tsunami, der in der Nacht die Küsten weit weniger heftig als erwartet getroffen hat, die schlimme betrifft die Atomkatastrophe in Japan. Reaktoren seien außer Kontrolle, es drohe eine Explosion, ein Supergau ungeahnten Ausmaßes. Sofort manifestieren sich Bilder von Tschernobyl im Raum, in Verbindung mit Japan spuckt das Gedächtnis auch Wörter wie Hiroshima und Nagasaki aus, begleitet von Bildern, die man nie mehr anschauen wollte.

Wir essen schweigend.

Wir packen unsere Rucksäcke für die bevorstehende Kreuzfahrt.

Wir freuen uns darauf.

Irgendwie geht das alles nicht zusammen.

Nur das Wetter spielt mit. Die Wolken hängen tief, auf Halbmast, verdunkeln den Blick auf die Berge. Dauerregen verwäscht die Herbstfarben, verwandelt das Blau des Meeres zu Grau; Wellen tragen schmutzige Schaumkronen. Nicht einmal die Hunde sind draußen, als wir uns von Javier verabschieden. Das Thermometer hält bei 2° Grad.

Nachdem wir unsere Rucksäcke neben die eleganten und teuren Koffer in der Gepäckaufgabe gestellt haben und unsere Tickets von den Angestellten argwöhnisch (oder bildeten wir uns das bloß ein?) begutachtet worden sind, verlassen wir das Büro von *Cruceros Australis*, dem Veranstalter der Kreuzfahrt. In Ushuaia begegnet man stetig dem Wort *australis* und wir fragten uns, was Feuerland mit Australien zu tun habe? Als Javier uns die Bedeutung des Wortes erklärte, schämten wir uns ob unserer Unwissenheit. *Austral* heißt schlichtweg südlich, *boreal* nördlich. „Denkt nur an das Nordlicht“, erinnerte uns Javier, „man nennt es *Aurora borealis*“.

KREUZFAHRT MIT „EXPEDITIONSCHARAKTER“

Die Zeit bis wir an Bord dürfen, verbringen wir in Internetshops oder Cafes. Ständig umgeben von Meldungen und Bildern aus Fukushima. Die Katastrophe hat inzwischen einen Namen bekommen. Ein Foto zeigt ein Boot, das auf einem Hausdach liegt. Es wird im Viertelstundentakt wiederholt. Dazwischen blendet CNN unscharfe Sequenzen von einem rauchenden Atomkraftwerk ein und Grafiken erklären den Vorgang einer Kernschmelze. Ich ertappe mich wieder dabei, dass ich asiatische Gesichter studiere. Dürfen Japaner noch lachen und fröhlich sein? Ich verbiete mir sowohl den vorwurfsvollen wie auch den mitleidigen Blick, der sich in meiner Mimik festsetzen will.

Markus scheint denselben Gedanken nachzuhängen wie ich. Er sagt unvermittelt: „Vielleicht freuen sie sich einfach, derzeit auf der anderen Seite des Globus zu sein.“

Um fünf Uhr brechen wir Richtung Hafen auf. Die Wolken sind noch weiter herabgesunken und haben die oberen Häuserzeilen von Ushuaia verschluckt. Unter dieser dunklen, ständig triefenden Decke ziehe ich automatisch den Kopf ein. Der Wind arbeitet mit der Kälte Hand in Hand und treibt die Menschen auf die Leeseiten von Mauern und Gebäuden. Mit aufgestelltem Kragen eilen sie von einer Schutzwand zur nächsten, dazwischen den Schauern und Böen wie bei einem Speißrutenlauf ausgesetzt.

Ich trage ein Stirmband, eine Mütze und eine Kapuze und will mich nicht unterkriegen lassen. Zu sehr habe ich mich auf diesen Zeitpunkt gefreut und mir vorgestellt, wie ich gemächlich über die Mole schreite. Vorbei an den bauchigen Stahlrümpfen der Frachtschiffe, an rostigen Ungetümen voller Türme, Kräne und Antennen, festgezurr mit armdicken Seilen, die kunstvoll um die pilzförmigen Poller gewunden sind. Die Witterung kürzt mein Flanieren trotz dicker Kleidung ab. Nach dem Pflichtfoto vor dem Bug der *Via Australis* flüchten wir im Dauerlauf über die Gangway ins Innere des Schiffes.

Luxus erwartet uns. Blauer Teppich, goldene Messinggeländer, glänzendes Holzfenier. Mittendrin Matthias, unser persönlicher Ansprechpartner, der uns in die „eigens für uns reservierte Ehrensuite“ geleitet. Nett, dass er die billigste Kategorie so bezeichnet und wir danken es ihm mit einem Lachen. Wir lachen noch lauter, als wir ihn mit exakt demselben Spruch bei unseren Nachbarn ertappen. Daraufhin legt er verschwörerisch den Zeigefinger auf seine Lippen und zwinkert uns zu.

Die billigen Kabinen unterscheiden sich nur durch die Lage von den teuren Kategorien. Je näher am Wasser, desto günstiger. In der Ausstattung sind sie alle gleich. Riesige Betten, ein Schreibtisch, zwei Polsterstühle, Dusche, Waschbecken und Klo. Im Kasten hängen neonorange Schwimmwesten.

Das Zimmer ist geräumig, ein großes Fenster bietet Sicht – momentan allerdings nur auf die Mole, auf der sich Ankömmlinge stauen. Das Schiff kann 136 Passagiere aufnehmen, offenbar sind fast alle zum gleichen Zeitpunkt eingetroffen. Markus zieht kurzerhand die Vorhänge zu um unbeobachtet Leinen quer durch die Kabine zu spannen. Das Bullauge hat im Rahmen eingelassene Ösen, die sich bestens dafür eignen. Das Scharnier des Kastens bildet das Gegenstück. Fünf Minuten später hängen Anoraks, Hosen, Handtücher, Socken, Pullover und T-Shirts im Raum, der dadurch leider seine Eleganz eingebüßt hat. Er erinnert eher an eine Waschküche.

TANGO IN DER SKYLounge

Später finden wir uns am Oberdeck zum Sektempfang ein. Der Kapitän stellt seine Crew vor, danach legt ein professionelles Tänzerpaar Tangos aufs Parkett. Wir fühlen uns fremd. Das Ambiente passt nicht zu unseren Wanderhosen und Turnschuhen. Mit einem Gläschen Wein in der Hand sinken wir in die Lederfauteuils und versuchen unsichtbar zu sein. Während das Publikum die Tangovorführung mit AAAhs und OOOhs und viel Blitzlicht begleitet, sind unsere Augen auf die Lichter Ushuaias gerichtet, die in der Dämmerung eins ums andere aufglimmen. Der Regen hat endlich aufgehört, die Wolkendecke hat sich in den Himmel gehoben, ein schneeweißes Band liegt wie eine Schärpe hinter der Stadt am Berghang. Ein leichtes Zittern geht durch das Schiff, kaum wahrnehmbar, denn die Motoren sind gut gedämpft.

Dick verumumt betreten wir das Außendeck und beobachten wie die Taue gelöst werden und das Wasser, gequirlt von den Schrauben, zu brodeln beginnt. In Zeitlupe dreht die *Via Australis* den Bug von der Mole zum offenen Meer, dann gleiten wir über die schwarzblaue Fläche an der Lichterkette Ushuaias vorbei. Das Schiff nimmt Kurs nach Süden und die argentinische Flagge wird gleich nach der Abfahrt gegen die chilenische getauscht.

Es ist kalt und wir suchen unsere Kabine auf. Die Betonung liegt vorerst auf „suchen“. Das Schiff besitzt vier Decks mit jeweils 2 Stiegenhäusern und durch die Fahrt geht jede Orientierung verloren. Man spürt nur, dass man sich bewegt, aber Begriffe wie vorne und hinten haben plötzlich keine Gültigkeit mehr. Noch dazu spielt der leichte Seegang dem Gleichgewichtsorgan einen Streich. Wie besoffen torkeln wir durch die Gänge und treffen auf Matthias. Der lacht, zeigt uns den Weg zur Kabine und meint, dass wir uns nach einer Gewöhnungsphase von einem Tag gut zu Recht finden würden.

Ich bin mir noch nicht im Klaren, wie sich die Schaukelei auf meinen Magen auswirken wird. Für den Notfall haben wir Tabletten gegen Seekrankheit im Gepäck. Momentan verursacht das unablässige Schwanken nur eine Irritation der Sinne und führt zu einem breitbeinigen Gang.

Der Speisesaal befindet sich im untersten Deck, also auf unserer Höhe. Gespannt betreten wir den großen Raum. Ob die bei der Buchung gewünschte vegetarische Verpflegung klappen wird?

Siebzehn runde Tische stehen festlich gedeckt für die Gäste bereit. Unser Platz ist schnell gefunden. Es gibt nur zwei Vorspeiseteller, die leer sind. Auf allen übrigen liegen Streifen rohen Schinkens und Melonenschnitze.

Man hat die Passagiere nach Sprachen den Tischen zugewiesen. Vier Deutsche und zwei Schweizer setzen sich zu uns. Die meisten Tische sind in französischer Hand. Eine Rentnergruppe von mindestens 50 Personen dominiert die Klangkulisse. Daneben gibt es spanische Kleingruppen und Privatreisende. Insgesamt sind 19 verschiedene Nationen vertreten.

Nach der Melone wird eine Suppe serviert. Mit Fleischeinlage. Der Kellner macht einen Bogen um uns und tut so, als hätte er die leeren Teller nicht bemerkt. Wir knabbern derweil am trockenen Brot und warten geduldig. Als die Suppe abgeräumt wird und jeder einzelne gefragt wird, ob er lieber Fisch oder Fleisch äße, wird es peinlich. Der Kellner entschuldigt sich und eilt in die Küche. Wir sehen ihn nicht wieder.

Ich versuche jemanden von der Crew klar zu machen, dass wir Hunger haben. Außerdem nerven mich die mitleidigen Blicke der Tischnachbarn, die schon nach dem Dessert schielen. Endlich bekommen wir einen gemischten Salat und einen Teller Nudeln mit Gemüsesugo. Morgen würde alles besser organisiert sein, verspricht man uns.

Der Smalltalk am Tisch ist anstrengend. Man erzählt sich die bislang durchgeführten Reisen und versucht sich dabei gegenseitig zu übertrumpfen. Die Schweizer haben sich mit einem Helikopter auf einem Eisberg nahe der Antarktis absetzen lassen und dort diniert. Die Deutschen waren auf Großwildjagd in Tansania und erwähnen ihre 60 kg Gepäck, die sie immer dabei haben. Und wir? Werden bestaunt wie Außerirdische. Wie kann man bloß mit einem Rucksack durch Patagonien ziehen? Man billigt uns neben dem Mitleid ein gewisses Maß an Abenteuer zu, die wir vielleicht erleben werden, auf die sie aber gerne verzichten. Es sind Unternehmer, Bankiers oder Erben. Das Geld tragen sie nicht nur in Form von goldenen Kreditkarten herum sondern stellen es auch als fette Ringe und Juwelen zur Schau.

Wir haben nichts dergleichen. Das macht die anderen neugierig.

„Und was sind Sie von Beruf“, lautet die unvermeidliche Frage.

„Fluglehrer“, antwortet Markus und muss dann die beeindruckten Mienen gleich darauf enttäuschen. Nein, keine Boeing, kein Flugzeug, sondern Paragleiter und Hängegleiter.

Jetzt sind wir in der Schublade der Skilehrer gelandet, eh klar, als Österreicher. Es bleibt nur eine Frage offen, aber die wird nicht ausgesprochen.

„Wie könnt ihr euch diese Kreuzfahrt leisten?!“

Das Unterhaltungsprogramm beginnt. Eine Schnulzencombo in Glitzerhemden spielt auf. Wir ziehen uns in die Kabine zurück. Dort erreicht uns die Durchsage, dass die Bar in der Sky Lounge soeben geöffnet habe und uns mit speziellen Drinks erwarten würde. Alles inklusiv.

Wir legen uns in die Betten und schauen auf die Wellen hinaus. Das Mondlicht verfährt sich in der Gischt und spritzt silbern über die schwarze Wasserfläche. In der Nähe flammt der Strahl eines Leuchtturmes auf und streift über kahle Inseln und Rücken, die sich aus dem Meer

erheben. Der Beagle Kanal ist eng und über Nacht sucht sich das Schiff eine Passage zum Kap Hoorn, das wir morgen früh erreichen sollten.

Die Konversation beim Abendessen hat mir nicht gut getan. Meine Stimme belegt sich und ich muss ständig räuspern. Vielleicht stecken die vielen hinuntergeschluckten bissigen Bemerkungen noch in mir. Schönsprechen ist nicht meine Disziplin. Es könnte sich aber auch um eine klassische Erkältung handeln. Die käme zu einem äußerst ungelegenen Zeitpunkt.

9. Tag, Sonntag, 13.3.2011

Die Nacht auf einem schaukelnden Schiff zu verbringen ist wunderbar. Ich hätte herrlich schlafen können, wenn mir nicht ein brennender Hals zu schaffen gemacht hätte. So lag ich oftmals voller Sorge wach und wiegte mich im Rhythmus der Wellen, bis der Wecker viel zu früh piepste. Es ist viertel nach Sechs, wir müssen uns beeilen.

Ich ziehe alles an, was mein Rucksack hergibt. Darüber noch die Schwimmweste. Kap Hoorn ist bekannt für seine Stürme und die raue See.

In der Yamana Lounge am Oberdeck treffen immer mehr orange verpackte Gestalten ein. Jeder muss die Schwimmweste bereits tragen, damit danach alles schnell geht. Mit einem kurzen Diavortrag erklärt man uns den Ausflug und das Verhalten auf den Zodiakbooten. In einer Videosequenz sehen wir, wie eine betagte Frau beim Einsteigen durch eigenes Fehlverhalten ins Wasser fällt. Das dürfte bei diesen Temperaturen nicht angenehm sein. Das Anlegemanöver sei riskant, warnt man uns, und es könne sein, dass wir bei zu hohem Wellengang nicht an Land gehen können.

KAP HOORN

Wir drängen uns an Deck und sehen zu, wie die Schlauchboote ins Wasser gelassen werden. Das Meer ist spiegelglatt, kein Windhauch kräuselt die Oberfläche. Mir ist ziemlich warm in meiner vielschichtigen Kleidung.

Die Franzosen bekommen den Vortritt. Die meisten von ihnen tun sich schon schwer, über die Treppen aus Gitterrost zum untersten Deck zu gelangen. Das Durchschnittsalter dürfte knapp unter 70 Jahren liegen. Sie sind aufgeregt und schnattern ununterbrochen, während Matthias und seine Helfer versuchen, sie auf die schwankenden Boote zu gleiten. Ich bewundere ihre Geduld.

Die vollen Boote sausen mit ihrer grellen Fracht davon. Mittlerweile hat die Dämmerung eingesetzt und wir können vom Schiff aus erkennen, wie sich am nahen Ufer orange Leuchtpunkte im Zeitlupentempo steil nach oben bewegen. Es ist eine Perlenkette, Punkt hinter Punkt, offenbar muss man im Gänsemarsch gehen.

Als die Durchsage ertönt, dass die deutschsprachige Gruppe als letzte drankäme, gehören wir plötzlich zu den Engländern. Matthias grinst. Wir brettern über das immer noch wellenlose Meer und gelangen ohne Probleme an Land.

Eine Treppe führt vom Strand auf das Hochplateau von Kap Hoorn. Die Franzosen stauen, sie ringen nach Luft. Es ist nicht einfach mit all der Bekleidung und den dicken Schwimmwesten zu überholen, denn der Aufgang ist von Geländern gesäumt und eng.

Nach 160 Stufen geht die Treppe in einen Holzsteg über, der die Menschen im Gänsemarsch zum Wahrzeichen, einer riesigen Skulptur in Form eines Albatrosses leitet. Viele Schwimmwesten punkten bereits den Steg, als ich mit der Aufholjagd beginne. Fünfzig Meter vor dem Monument dränge ich mich am Führer der Franzosen vorbei und bin als erste am Ziel. Markus folgt gleich darauf und wir können Erinnerungsfotos machen, auf denen nur wir beide zu sehen sind. Fünf Minuten später ist der Albatros von neon-orangen, quasselnden Kugeln umgeben und der einmalige Augenblick vorbei.

Wir konnten ihn für kurze Zeit genießen.

Es herrschte Stille. Die Wolkendecke brach draußen über dem glatten Meer auf und ein Sonnenstrahl tastete auf der Suche nach Land umher. Aber zwischen uns und den Eismassen der Antarktis gab es nichts außer Wasser.

Es kam uns vor wie ein Wunder, dass wir an diesem Ort, der berüchtigt ist für seine Stürme, die ihn an angeblich 340 Tagen im Jahr umtosen, in absoluter Windstille stehen und den Tagesanbruch erleben durften.

Angesichts des friedlich daliegenden Gewässers kann man sich kaum vorstellen, dass unzählige Schiffe hier gesunken sind und über 10.000 Menschen ihr Leben ließen. Eigentlich stehen wir am Rande des größten Schiffsfriedhofs der Welt.

Nirgendwo sonst auf der südlichen Hemisphäre reicht ein Kap näher an den Pol heran wie hier. Die heftigen Tiefdruckgebiete, die sich über dem Pazifik bilden, werden von den Anden abgelenkt, die Winde weichen nach Süden aus und können rund um Kap Hoorn ihre Gewalt ungehemmt entfalten. Segelschiffe, die Richtung Westen wollten, mussten gegen sie aufkreuzen. Das führte zu gefährlichen Manövern in der sturmgepeitschten See. Zudem erschwerte die starke Meeresströmung ein Vorwärtskommen.

Es gibt unzählige Geschichten und Tragödien, die von versuchten, geglückten und gescheiterten Umschiffungen erzählen. Sogar die durch die spätere Meuterei berühmt gewordene Besatzung der Bounty kämpfte einen ganzen Monat lang gegen die widrigen Bedingungen. Der Kapitän wollte von England nach Tahiti, musste aber schließlich aufgeben und den langen Umweg um Afrika und Australien einschlagen. Vielleicht hatte der zermürende Kampf zum späteren Aufstand geführt?

Heute regt sich kein Lüftchen, man könnte mit einem Schlauchboot vom Atlantik in den Pazifik tuckern. Wir stehen da in regenfester Kleidung und schwitzen. Charles Darwin, der bei seiner Weltumsegelung vor rund 180 Jahren über dieses Gebiet gesagt haben soll: „Selbst der Teufel würde in dieser Hölle erfrieren!“, würde sich wohl im Grab umdrehen, wenn er uns Touristen in Halbschuhen beim Knipsen der „ich-war-am Kap-Hoorn-Fotos“ sehen könnte.

Wir müssen warten, bis die letzten Passagiere unseres Bootes beim Monument eingetroffen sind, denn Gegenverkehr lässt der schmale Holzsteg nicht zu. Die Zeit widmen wir dem Albatros, der den Mythen nach die Seelen der im Meer verstorbenen Seeleute aufnimmt. Eigentlich ist der Vogel in dem Monument gar nicht vorhanden. Seine Silhouette ergibt sich bei der richtigen Perspektive aus den zwei etwas versetzt stehenden, abgestuften Metallplatten, aus deren einander zugewandten Seiten die Konturen eines fliegenden Vogels ausgefräst sind. Die Metallplatten sind dreieckig und balancieren auf einer Spitze. Das Denkmal wirkt dadurch filigran und leicht, und das Stückchen Himmel, das durch die Aussparung der Vogelsilhouette leuchtet, verstärkt diesen Eindruck noch. Gleichzeitig trotz das Metall den heftigen Stürmen, die sich gegen das Kap werfen und der salzigen Gischt, die von der aufgepeitschten See über die Klippen nach oben gerissen wird. Um diese Kraft darzustellen bestehen die Metallplatten aus mehreren übereinanderliegenden Schichten, die scharfkantige, zackige Umrisse besitzen. Die Verletzlichkeit des Vogels, sein Spiel mit den Elementen, die Flüchtigkeit des Lebens aber auch sein Fortbestand könnte nicht besser zum Ausdruck gebracht werden.

Auf einer Marmorplatte ist ein Gedicht der Chilenin Sara Vial eingemeißelt:

*Ich bin der Albatros, der auf dich wartet,
am Ende der Welt.*

*Ich bin die vergessene Seele der toten Seefahrer,
die über alle Meere kamen,
Kap Hoorn zu umsegeln.*

*Doch sie starben nicht
im Wüten der Wellen.
Sie reisen auf meinen Schwingen
in die Ewigkeit
im letzten Aufbrausen
der antarktischen Winde.*

In ein paar hundert Metern Entfernung steht der Leuchtturm von Kap Hoorn, eine Kapelle und das Wohngebäude der Familie, die hier lebt und sich um das Lichtsignal kümmert. Man kann das Anwesen besichtigen, sich ins Gästebuch eintragen und um ein wenig Kleingeld ein Souvenir erwerben. Markus und ich besteigen den Leuchtturm, ehe der große Besucherandrang einsetzt und flüchten dann auf eine abgelegene Plattform, um die Natur auf uns wirken zu lassen.

Obwohl die Wolkendecke keinen Sonnenstrahl mehr durchlässt, liegt ein sanftes Licht auf dem Meer, das wie eine glatte Schieferplatte schimmert. Im Norden verengt es sich zu einer schmalen Passage zwischen schneebedeckten Hügeln, den Nachbarinseln von Isla Hornos. Um einer Diskussion über die Schreibweise vorzubeugen, zitiere ich an dieser Stelle Wikipedia: Die Insel mit dem berühmten Kap heißt Isla Hornos. Das ist spanisch, bedeutet

Insel der Öfen und soll in Beziehung zur Namensgebung Feuerlands stehen. Die Bezeichnung Kap Hoorn geht auf die Heimatstadt des holländischen Entdeckers zurück. Sie hieß Hoorn. Im Deutschen hat sich die Schreibweise Kap Horn durchgesetzt, weil das Horn im Sinne von Spitze verwendet werden kann, wie beispielsweise das Horn von Afrika. Es wurden und werden hier also stets drei verschiedene Begriffe und Inhalte vermischt und jeder sucht sich seinen Favorit heraus.

DAS DRAMA UM SHACKLETON

Nach dem Frühstück erwartet uns im Vortragssaal eine Filmvorführung über die gescheiterte Shackleton Expedition quer durch die Antarktis. Der Dokumentarfilm zeigt nicht nur einen heroischen Überlebenskampf, sondern eröffnet mit betörend schönen Bildern einen ungekannten Blick auf die südpolare Eisswelt. Es lohnt sich für den Leser, trotz meiner Wiedergabe der Geschichte, selbst im Internet zu recherchieren oder, wenn möglich, den Film anzusehen. Im Original. Ohne nachträgliche Dramatisierung. Es reichen die Tatsachen:

1914 begann die britische Trans-Antarktis-Expedition unter der Leitung von Sir Ernest Shackleton. Der Plan sah vor, die Antarktis von zwei Seiten aus anzusteuern. Ein Team startete südlich von Australien und nahm Kurs auf Ross Island (Antarktis). Von dort aus sollte es bis knapp vor den Südpol mehrere Versorgungsdepots für die Expeditionsteilnehmer anlegen, die von der gegenüberliegenden Seite her das ewige Eis durchqueren wollten.

Shackleton befahl als Kapitän des Schiffs Endurance 27 Männer. Am 5. Dezember 1914 segelten sie von der Insel Süd Georgien, die im Osten der Spitze von Südamerika liegt, in Richtung Antarktis. Ziel war es, möglichst nahe am Südpol Land an Land zu gehen und von dort aus auf die andere Seite zu marschieren.

Aber die Expedition stand von Anfang an unter keinem guten Stern. Die Endurance kam viel zu langsam voran. Ständig zwang gefährliches Drifteis zu Kursänderungen und Umwegen. Einmal schloss das Eis das Schiff einen ganzen Tag lang ein, bis es der Mannschaft endlich gelang eine Fluchtmöglichkeit freizuhacken. Drei Tage später saßen sie erneut fest.

Shackleton machte sich Sorgen, denn eine Verspätung würde das Zusammentreffen mit dem anderen Team verhindern und sie waren noch fast 1000 Meilen vom Zielort entfernt. Zum Glück tat sich wieder eine Fahrinne auf und die Endurance konnte zwei Wochen lang tief in die Bucht, die das Wedell Meer umfasst, vordringen.

Es herrschte Aufbruchstimmung am Schiff, denn Land war bereits in Sicht. Kurz vor dem Ziel (bloß 80 Meilen fehlten) wurde das Schiff erneut vom Packeis eingeschlossen. Alle Befreiungsversuche der Männer mit Hilfe von Sägen, Äxten, Meißeln und Brechstangen das Eis zu öffnen, scheiterten. Sie kämpften mit zäher Verbissenheit, denn es war klar, dass ein Misslingen bedeuten würde, einen ganzen arktischen Winter lang hier ausharren zu müssen.

Das festgefrorene Schiff trieb mit dem Eispanzer erst ein Stück weit nach Süden und die Besatzung hoffte, vielleicht mit Hilfe der Drift in Landnähe zu gelangen. Dann aber drehte sich die Strömung nach Norden, immer weiter vom Zielort fort. Ihr Schicksal war besiegelt.

Shackleton ordnete an, sich für die Überwinterung einzurichten. Die für die Antarktisdurchquerung mitgebrachten Hunde wurden in Iglus untergebracht, die Bootseinrichtung in passende Quartiere für die Männer umgebaut. Der Kapitän hoffte, dass die Eisschmelze im Frühjahr die Endurance wieder freigeben würde. Er träumte von einer Fortsetzung der Expedition, obwohl völlig unklar war, was zwischenzeitlich mit der Depoteinrichtung auf der anderen Seite der Antarktis passiert war. Es gab keinen Funkkontakt oder sonst eine Möglichkeit des Informationsaustausches.

Es verging der Februar, es verstrich der März. Das Schiff wurde mit der Eisdrift langsam nach Norden geschoben und hatte in den vergangenen zweieinhalb Monaten auf diese Art 155 Kilometer zurückgelegt.

Im April kam plötzlich mehr Bewegung ins Eis, es begann sich aufzutürmen und drohte den Schiffsrumpf zu zerquetschen. Das Holz ächzte unter dem Druck, aber es hielt ihm Stand. Die Situation beruhigte sich wieder. Im Mai verabschiedete sich die Sonne und ging für drei Monate lang nicht mehr auf. Diese dunklen Wintermonate waren eine besondere Herausforderung für den Kapitän. Shackleton musste die Moral und Fitness der Mannschaft aufrecht erhalten. Zu diesem Zweck ließ er Hundeschlittenrennen veranstalten und Fußballspiele austragen. Abends inszenierte man Laientheateraufführungen auf einer Schneebühne. Ende Juli brachen in der Nähe des Schiffes Eisschollen auf, die ein darauffolgender Sturm unter den Kiel des Schiffes schob und es dadurch in eine gefährliche Schräglage brachte. Danach war es wieder wochenlang ruhig. Nur ein strikter Beschäftigungsplan half über die zermürbende Ereignislosigkeit hinweg.

Ende September setzte das Eis erneut zu drücken und pressen an, und kippte die Endurance wie ein Spielzeug hin und her. Das Holz kreischte unter der Belastung auf. Eine große Scholle quetschte sich gegen die Bordwand, die sich unter der Belastung erst bog, dann splitterte. Das alles geschah wie in Zeitlupe und die Männer konnten nur tatenlos zusehen. Wasser drang in den geborstenen Rumpf. Unter Lebensgefahr versuchte die Mannschaft bei minus 25 Grad das Schiff zu stützen und das Wasser abzupumpen, aber es war aussichtslos.

Die Endurance würde nie wieder segeln.

Shackleton ließ das Schiff evakuieren. Man schrieb den 27. Oktober.

Der Traum von der ersten Antarktisdurchquerung war geplatzt, jetzt ging es nicht mehr um Ruhm und Ehre, sondern ums Überleben.

Die Männer hatte nur eine Chance, wenn es ihnen gelang, eine der spärlich gesäten Walfangstationen zu erreichen. Dazu mussten sie über das Packeis. Doch dieses hatte sich unter dem enormen Druck, der bereits die Endurance zerstört hatte, zu meterhohen Klötzen aufgetürmt, sodass sie nach nur drei Kilometern das Vorhaben völlig entkräftet aufgeben mussten. Für diese kurze Distanz hatten sie zwei Tage benötigt!

Shackleton beschloss daher, auf einer stabil wirkenden Scholle das Lager aufzuschlagen und zu warten, bis das Eis aufbrach und eine Fortbewegung in den Rettungsbooten erlauben würde.

In den folgenden Wochen konnte das Wichtigste aus dem nahegelegenen Wrack geborgen werden, bevor es endgültig unters Eis rutschte und unterging.

Die Geschwindigkeit der Eisdrift erhöhte sich und entfernte die Mannschaft immer weiter von ihrem angepeilten Rettungsziel. Der Kapitän ordnete daher kurz vor Weihnachten einen zweiten Aufbruch an, um zu Fuß der Drift entgegen zu wirken. Aber es gab auch diesmal kein Vorwärtkommen. Die Temperaturen waren zu hoch, der Schnee zu weich und die Männer mussten die schweren Schlitten tragen. Es hatte keinen Sinn.

Langsam gingen die Vorräte zur Neige. Immer wieder wurden Männer ins alte Lager geschickt, um Vorräte oder Rettungsboote, die man wegen des Marsches zurückgelassen hatte, ins jetzige Lager zu holen. Robbenfleisch war das Hauptnahrungsmittel. Allerdings auch für die Hunde, die somit zu Konkurrenten wurden. Im Jänner erschoss man alle Hundeteams, bis auf zwei, die vielleicht für Fahrten übers Eis noch zu Nutzen sein könnten.

Anfang April aß man die letzten Hunde, nachdem sich die Männer mit Tränen in den Augen von ihnen verabschiedet hatten. Schließlich waren die Tiere so etwas wie Kameraden gewesen.

Die Lage blieb zermürend. Auf dem Eis gefangen trieben die Männer an einigen Inseln vorbei, die trotz ihrer Nähe unerreichbar waren.

Plötzlich brach die Eisscholle unter dem Lager. Hastig mussten die drei Rettungsboote beladen werden. Doch wohin konnte man damit segeln?

Der Wunsch von Shackleton, Deception Island zu erreichen, wurde vom Drifteis verhindert. Die kleinen Boote konnten nicht Kurs halten, mussten ausweichen, um nicht zermalmt zu werden. Es war eine gefährliche Fahrt unter unvorstellbaren Bedingungen. Der Seegang durchnässte die Männer, die Temperaturen lagen mitunter bei minus 30 Grad. Es war unabdingbar, die nächste Insel, auch wenn sie unbewohnt war, anzusteuern. Die Boote erreichten die Südküste von Elephant Island, aber die Klippen und bis ins Meer reichende Gletscher machten eine Landung unmöglich. Zwei Tage lang suchten sie eine geeignete Bucht, um ihr Lager aufzuschlagen. Hoher Seegang trennte die Boote, doch sie fanden sich alle unversehrt an einem Küstenabschnitt wieder, den sie später Point Wild taufte.

Nun waren sie an Land. Auf einem gottverlassenen Streifen Geröll, eingeklemmt zwischen Gletscher und Meer. Keine unmittelbare Gefahr bedrohte sie mehr, aber es gab auch keine Aussicht auf Rettung. Hilfe musste herbeigeholt werden. Nur wie?

Elephant Island lag weit weg von den Routen der Walfänger, der nächste menschliche Stützpunkt befand sich auf Südgeorgien in 1300 Kilometer Entfernung. War es möglich in einem dieser kleinen Rettungsboote den von stürmischen Winden gezeichneten südlichen Ozean zu befahren? Konnte mit den primitiven Mitteln, die zur Verfügung standen, ausreichend genau navigiert werden, damit man die kleine Insel nicht verfehlte? Jeder Realist hätte darauf nur eine Antwort gehabt: Nein. Aber es gab außer dem Tod keine Alternative. Shackleton wagte das Unmögliche.

In einem knapp sieben Meter langen Boot bricht der Kapitän am 24. April 1916 – also mehr als ein Jahr nach dem Beginn der Expedition – auf. Er teilt diese Nusschale mit fünf weiteren

Männern und Proviant für vier Wochen. Bis dahin mussten sie die Insel erreicht haben – sonst waren sie daran vorbeigesegelt und in den Weiten des Atlantiks verloren.

Man kann sich kaum vorstellen, was diese Männer auf ihrer Fahrt erleiden mussten. Die Gischt der rauen See durchnässte alles in kürzester Zeit. Ein Wettersturz brachte arktische Kälte und überzog das Boot mit einer Eisschicht, deren Gewicht sich fatal auf die Manövrierbarkeit auswirkte. Die Männer versuchten den Eispanzer abzuschlagen, aber da ihnen das nicht gelang, mussten sie Ballast abwerfen. Als erstes kamen die zu unbrauchbaren Klumpen gefrorenen Schlafsäcke aus Rentierfell dran, später ein Teil der Vorräte.

Das schlechte Wetter verhinderte eine Navigation. Erst am sechsten Tag, als sich die Sonne kurz in einem Wolkenfenster zeigte, gelang es, eine Messung durchzuführen. Mit dem erfreulichen Ergebnis, dass sie fast die halbe Strecke hinter sich hatten. Vorausgesetzt, die Berechnungen stimmten. Es dauerte weitere vier Tage, bis sich die Sonne wieder zeigte und eine neuerliche Positionsbestimmung erlaubte. Dann aber brach ein Sturm über sie herein, mit Wellen, die an Mächtigkeit alles übertrafen was Shackleton in seinen 26 Seefahrerjahren je gesehen hatte. Das Boot lief mit Wasser voll, die Männer schöpften um ihr Leben – und kamen davon.

Zwei Wochen nach der Abfahrt von Elephant Island sahen sie kurz nach Mittag erstmals wieder Land. Es handelte sich tatsächlich um ihr Ziel: Südgeorgien. Hoffnung keimte auf, denn ihre Trinkwasservorräte waren im Sturm größtenteils vernichtet worden und sie litten Durst. Aber die Küste war von scharfkantigen Riffen umgeben, über denen sich die Wellen brachen. Bis zum Abend fuhren sie die Insel entlang und konnten nirgends eine Stelle finden, um anzulegen. Sie mussten eine weitere Nacht auf dem stürmischen Meer verbringen.

Am nächsten Morgen drehte der Wind, wuchs zu Sturmstärke an und blies das kleine Boot auf den offenen Ozean hinaus. Die Insel war nicht mehr zu sehen.

Die Männer kämpften sich zurück, erreichten die Küste, nur um abermals von den Riffen oder felsigen Steilküsten abgewiesen zu werden. Gegen Abend ließ der Wind nach, aber die Dunkelheit vereitelte jeden Versuch, eine geschützte Bucht zu finden. Am nächsten Morgen konnten sie zwar einen möglichen Landeplatz ausmachen, aber als sie sich dem Ufer näherten, trieb sie der zunehmende Wind erneut aufs Meer hinaus. Es war zermürend. Den Männern ging neben dem Trinkwasser auch allmählich die Kraft aus. Als abends der Wind abflaute, setzten sie alles auf eine Karte und manövierten das kleine Boot zwischen Riffen und Wellenbrechern hindurch. Das Kunststück gelang.

In der ersten Euphorie glaubten sie sich gerettet. Aber dann realisierten sie, dass sie und ihre auf Hilfe warteten Kameraden auf Elefant Island trotzdem verloren waren.

Denn die Walfangstation lag im Norden von Südgeorgien. Shackleton und seine Männer aber waren im Süden gestrandet. Dazwischen türmte sich ein vergletschertes, völlig unbekanntes Gebirge, das noch nie ein Mensch betreten hatte.

Der Zustand des Bootes ließ kein Umfahren der Insel zu, die körperliche Verfassung der Männer kein Durchqueren der Inselmitte.

Nach wenigen Tagen Rast und dürrtiger Erholung entschloss sich Shackleton in Begleitung von zwei Männern den Fußmarsch zu wagen. Um drei Uhr Nachts starteten sie und hatten bis zum Morgengrauen tausend Höhenmeter erklommen. Sie konnten bereits die Nordküste sehen, mussten aber leider feststellen, dass sie viel zu weit westlich waren. Sie rutschen auf steilen Schneeflanken hinab, stiegen wieder über Gletscher auf, stolperten über Grate und sahen, dass sie sich verlaufen hatten. Immer wieder waren sie zur Rückkehr gezwungen, suchten nach neuen Möglichkeiten um aus dem Gewirr von Eis und Fels zu finden. Am Schluss folgten sie einem Wasserlauf, der in Richtung der Walfangstation floss. Sie kamen recht gut voran, bis sie das Rauschen eines Wasserfalls vernahmen. Es führte kein Weg vorbei, die Felsen waren von blankem Eis überzogen. Also seilten sie sich direkt im eisigen Wasserstrahl ab. Danach schlepten sie sich in den gefrierenden Kleidern noch gut eineinhalb Meilen weiter und klopfen, fünf Tage nach ihrem Aufbruch von der Südküste, an die Tür der Walfangstation. Es war der 20. Mai 1916.

Am nächsten Tag konnte Shackleton ein Schiff zu den drei Männern an der Südküste der Insel schicken, um sie abzuholen. Die Rettung der 22 Männer, die auf Elephant Island ausharrten, war weitaus schwieriger. Ein erster Versuch scheiterte am Packeis, das sich wie eine Barriere vor die Insel gelegt hatte. Das Schiff musste umkehren. Shackleton orderte von der britischen Admiralität ein geeignetes Schiff, bekam jedoch nur eine ablehnende Antwort. Vor Oktober wäre keines frei. Er ließ deshalb einen stabilen Fischdampfer, der am 10. Juni ebenfalls vor dem Packeis kapitulierte. Shackleton reiste nach Punta Arenas, rüstete ein neues Schiff aus, welches als Eisbrecher eingesetzt werden konnte, und scheiterte am 12. Juli, diesmal wegen eines Getriebebeschadens.

Man kann sich die Verzweiflung des Kapitäns vorstellen, dreimal war er aufgebrochen, um seine Mannschaft zu retten, dreimal musste er kurz vor dem Ziel umkehren, ohne zu wissen, ob die Männer überhaupt noch am Leben waren.

Es wurde Ende August bis Shackleton von der chilenischen Regierung ein brauchbares Schiff erhielt. Diesmal gelang es ihm, bis in die Nähe der Insel vorzudringen. Doch es herrschte dichter Nebel. Endlich, am 30. August 1916 lösten sich die Wolken auf und das Lager der Mannschaft wurde sichtbar. Alle zweiundzwanzig Männer lebten.

Hundertfünf Tage hatten sie auf Elephant Island ausgeharrt. Auf einem schmalen Streifen aus Steinen zwischen Meer und Eis. Waren krank geworden, in Depression gefallen. Einem mussten die durch Erfrierungen brandig gewordenen Zehen amputiert werden. Aus den umgekehrten Booten hatten sie sich notdürftig einen Wetterschutz gebaut, in dem sie wie die Sardinen aneinander gedrängt hausten. Allmählich schwand Hoffnung auf Rettung, weil sie sahen, wie sich Packeis bildete, das bald kein Schiff mehr durchbrechen konnte. Weil sie bemerkten, wie die Pinguine ausblieben und dadurch ihre Ernährung gefährdet war. Und weil es äußerst unwahrscheinlich war, dass Shackleton die winzige Insel in dem weiten Ozean mit seinem Boot je erreicht hatte.

Mir ist unbegreiflich, wie diese Männer durchhalten, überleben konnten. In immer feuchter Kleidung, den antarktischen Stürmen ausgesetzt, bei Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt.

Keinen Tag würde ich überstehen. Ihre gesamte Odyssee aber dauerte 633-mal so lang.

YAMANA – DAS KANUVOLK

Vor dem Bullauge zieht eine Landschaft gleich einem alten Schwarzweißfilm vorbei. Ein leicht gekräuseltes Meer ohne Blau, Inseln ohne eine Spur von Grün, mit grauen Gestrüpp zwischen nassen Felsen, knapp über der Wasserlinie bereits Schnee. Der mit Wolken bedeckte Himmel spiegelt die Eintönigkeit des Meeres wider.

Ich bin in Gedanken immer noch bei den Männern der Expedition. Was haben die wohl gemacht, wenn sie eine Erkältung bekamen? Ich verkrieche mich ins warme Bett, trinke heißen Tee und bin froh, dass mich nur ein Bullauge mit der abweisenden Außenwelt verbindet.

Die Durchsage, dass in wenigen Minuten der Vortrag über Darwins Forschungsfahrt beginne, reißt mich aus einem traumlosen Schlaf.

Im Jahr 1831 nahm Kapitän Fitz Roy den jungen Forscher Charles Darwin mit an Bord und bereute es wahrscheinlich kurze Zeit später. Denn Darwin war nicht seetüchtig und lag entweder elend in seiner Kajüte oder kotzte über die Reling. Zudem konnten sich die beiden im Grunde ihres Herzens nicht leiden. Dennoch segelten sie fünf Jahre lang gemeinsam mit dem Vermessungsschiff Beagle, nach dem der Kanal vor Feuerland benannt ist, um die Welt. Darwins Beobachtungen beschränkten sich nicht auf das Tier- und Pflanzenreich. Seinem Blick entgingen auch die geologischen Besonderheiten nicht. So erkannte er beispielweise, dass die glatten Felsen der Inseln rund um Feuerland von den fließenden Eismassen der Gletscher geformt worden waren, auch wenn sich jetzt das Eis zurückgezogen hatte. Beim Urteil über die Ureinwohner ließ er sich allerdings von seinem „überlegenen“ Standpunkt täuschen. Er meinte, in den Feuerländern die „elendesten und erbärmlichsten Geschöpfe“ zu sehen, die ihm je begegnet waren.

Zum Glück ließen sich andere Europäer nicht von einem äußerlichen Eindruck abschrecken. Thomas Bridge zum Beispiel, der jahrelang mit den Indianern auf Feuerland gelebt hatte, wollte die differenzierte Sprache der Yamana in einem Wörterbuch erfassen. Bis zu seinem Tod standen zwar 32.000 Wörter in seinem Skript, aber es waren bei weitem nicht alle. Später, nachdem die Indianer von weißen Siedlern und Goldgräbern bereits erbarmungslos gejagt worden waren (es gab Geld für jedes Paar abgeschnittene Ohren) kam der Missionar Gusinde nach Feuerland und konnte das Vertrauen der Ureinwohner erlangen. Dadurch erlaubten sie ihm, Fotos zu machen, die ihr Leben dokumentierten. Es sind letzte Aufnahmen eines dem Untergang geweihten Volkes.

WULAIA BUCHT

Anschließend an den Vortrag erhalten wir Informationen über die Lebensweise der Yamana. Denn wir werden 178 Jahre nach Charles Darwin in der *Wulaia* Bucht an Land gehen, wo das „Kanu-Volk“ eine ihrer größten Lagerplätze eingerichtet hatten. Im Südwesten der Insel *Navarino* gelegen, im Schutz einer vielarmigen Nachbarinsel, deren hohe Berge die Weststürme brechen, ist die *Wulaia* Bucht ein wahrhaft idyllisches Plätzchen zum Wohnen. Der seichte Uferbereich bot Raum für eine Muschelzucht. Dadurch waren die Frauen kurzfristig von ihrer Pflicht befreit, im tiefen Wasser nach ihnen zu tauchen. Schwimmunterricht erhielt nur der weibliche Teil der Bevölkerung. Die Männer standen zwar bei der Jagd nach Meeresgetier mit dem Speer in der Hand am Bug des Kanus, aber wehe, wenn sie ins Wasser gefallen wären! Aber vielleicht war diese geschlechtsspezifische Ausbildung im Schwimmen ja gar kein Privileg der Frauen, sondern ein Vorteil der Männer, die keinen Zeh in das eisige Wasser bekommen hätten! Geschweige denn darin zu tauchen. Oder die Frauen übernahmen den harten Wasserdienst, weil sie dadurch in die Lage versetzt wurden, unliebsame Männer auf einfache Art zu verabschieden. Einmal mit dem Boot wackeln und – schade um den guten Speer.

„Warum lachst du?“, ruft Markus zu mir herüber. Seine Stimme kämpft gegen den Fahrtwind und das Brüllen des Außenbootmotors. Wir brettern im Zodiak über die spiegelglatte Wasserfläche in die *Wulaia* Bucht hinein, zwei glitzernde Wirbelschleppen nach uns ziehend.

„Nichts“, schreie ich zurück. Ich glaube kaum, dass er meine Vorstellung von Yamana-Beziehungskrisen und deren Lösung lustig gefunden hätte.

Die Farben sind zurückgekehrt. Das Meer ist blau, die Bäume grün, das trockene Gras golden. Wie es sein soll. Nur ein bisschen zu viel. Etwas zu dick aufgetragen. Das Meer besteht nun mal nicht aus Tinte, Blattgrün strahlt bekanntermaßen nicht und welches Gras lodert ohne zu verbrennen?

Der flache Einfallswinkel der Sonne zaubert die Essenz eines jeden Details hervor und bringt es zum Leuchten. Die Kameras piepsen wie eine digitale Schar erregter Hühner, bis der Exkursionsleiter uns bittet, fünf Minuten lang still zu sein. Zu schweigen und die Aussicht zu genießen. Wir sind durch moosüberwucherten, magellanschen Urwald auf eine kleine Anhöhe gestiegen und sitzen jetzt hoch über der *Wulaia* Bucht.

Die Sonne zieht sich einen Wolkenschleier vor, das Meer schimmert bleiern, liegt unbeweglich da wie eine Metallplatte, die exakt in die Windungen der Uferlinien eingepasst worden ist. Aus kleinen, in die starre Fläche gestanzten Löchern quetschen sich Inselchen empor, bleiben aber flach und überschaubar. Als würde ihnen das bisschen Luft schon reichen. Denn wer sich aufrichtet und versucht mit schroffen Zacken den Himmel zu ritzen, bekommt bald einen Gletscher umgehängt. Die Berge am nahen Horizont tragen schwer an den Eispanzern, die über ihre Schultern fließen. Doch dem Schutz dieser gefrorenen Wächter verdankt die *Wulaia* Bucht ihre Lieblichkeit.

Es ist unglaublich still geworden. Das erzwungene Schweigen hat sich nach wenigen Minuten in eine wohlthuende Ruhe aufgelöst, die jeder genießt, ohne eine Regung unterdrücken zu

müssen. Selbst als der Exkursionsleiter das Redeverbot wieder aufhebt, ist nur hier und dort ein scheues Flüstern zu vernehmen. Der Platz hat alle verzaubert. Sogar die Franzosen. Kurzfristig zumindest. Denn unten beim Landesteg angekommen, bricht das Mitteilungsbedürfnis lautstark hervor. Diejenigen, die die Waldexkursion mitgemacht haben müssen denjenigen, die an der Uferwanderung teilgenommen haben, berichten und umgekehrt.

Die Crew schenkt heißen Kakao und Whiskey aus und heizt damit die Redseligkeit an, bis eine schier unerträgliche Lärmglocke über der Bucht hängt. Nach und nach reißen die Zodiaks ein Stück Geräuschkulisse mit aufs Meer hinaus und laden die pausenlos schnatternde Fracht auf dem Schiff ab. Allmählich sinkt der Lärmpegel wieder.

Markus und ich sind die letzten Passagiere. Markus war lange in dem kleinen Museum, das in der Missionsstation eingerichtet ist und die Geschichte der Indianer und der ersten Weißen erzählt, während ich mich nicht vom Kakaospender losreißen konnte. Ich erhoffte mir vom heißen Getränk Linderung meiner Halsschmerzen, aber ich bekam nur das Gefühl in warme Watte gehüllt zu werden. Innen wie außen.

„Ich habe Fieber“, gestehe ich Markus, als wir wieder in unserer Kabine sind. Dann ziehe ich mir schnell die Decke über den Kopf, damit er nicht sieht, wie ich aus Wut und Enttäuschung ins Kissen heule. Ich will nicht krank sein, nicht jetzt!

Während Markus beim Abendessen ist, durchforste ich die Reiseapotheke. Sie ist sehr schmal. Mit jeder Reise wurde sie dünner, weil wir ohnehin nie etwas verwendeten. Ich krame die Antibiotika hervor. Dem Ablaufdatum nach zu urteilen, waren sie schon in Indonesien dabei. Aber mein Hausarzt meinte, er würde sich nicht um ein paar Monate scheren, das nächste Mal könne ich mir ja wieder frische besorgen. Jetzt hoffe ich, dass noch Wirkstoffe vorhanden sind und schlucke die erste Dosis. Zuhause würde ich das nie tun, aber hier auf dem Exkursionsschiff möchte ich eine schlimme Erkrankung vermeiden.

FIEBER UND EISBERGE

10. Tag, Montag, 14.3.2011

Die Nacht kommt mir endlos vor. Von Gliederschmerzen und Fieberschüben geplagt, sehe ich immer wieder aus dem Fenster. Dunkle Landmassen gleiten nahe am Schiff vorüber, die Wasserwege sind hier schmal und tückisch. Mitunter leuchtet eine Schneefläche im Mondlicht auf. Ihr Schein wirkt kalt und abweisend. Wahrscheinlich hat nie ein Mensch einen Fußabdruck dort oben hinterlassen. Mich beschleicht das Gefühl, hier nicht willkommen zu sein. Das raue Klima hat vor Feuerland ein Insellabyrinth geformt, das trotz seiner Eispanzer und Felsen fragil erscheint. Menschliches Treiben in all seiner Hektik und Kurzsichtigkeit würde in Kürze zerstören, was in Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten gewachsen ist. Die Flechten und Moose sind die Pionierpflanzen nach dem Abschmelzen des Eises. Sie bereiten den Boden für die niederen Sträucher und spätere Bäume. Wie alt wird die knorrige Scheinbuche dort oben am Rand der Uferklippe wohl sein? Wie ein Scherenschnitt reckt sich

ihre bizarre Form gegen den Morgenhimmel, den Stürmen, Eisregen und Gischtschauern ausgesetzt. Mich fröstelt, ich falle erschöpft zurück ins Bett.

Am Vormittag steht ein Vortrag über die Entwicklung der Vegetation Feuerlands nach Rückzug der Gletscher am Programm. *Vom Eis zur Blume* lautet der Titel, aber ich muss passen. Vielleicht kann ich durch Bettruhe eine Verschlimmerung der Krankheit verhindern. Markus ist mit Fernglas und Fotoapparat auf den verschiedenen Decks unterwegs, schaut dazwischen zu mir rein und berichtet von engen, fjordähnlichen Kanälen, über deren Steilufer drohende Eismassen hängen. Schwärmt vom guten Mittagessen und erzählt die interessanten Vorträge nach. Ich liege im Bett, mit dumpfem Kopf und vom Fieber schweren Gliedern und gebe mir Mühe, zuversichtlich zu wirken. Wenn Markus wieder weg ist, kann ich meine Maske fallen lassen. Dann rinnen Tränen der Enttäuschung über meine glühenden Wangen. Und ein Blick auf die Uhr zeigt, dass mein selbstgesetztes Ultimatum rasch näher rückt. Die Zeit vergeht viel zu schnell. Um 15:00 Uhr findet die Vorbereitung zur Exkursion zum *Piloto-Gletscher* statt. Bis dahin muss das Fieber sinken. Unter 38°. Sonst, so habe ich es mir versprochen, werde ich in der Kabine bleiben.

Während ich versuche einzuschlafen, sehe ich mich vor den Websites dieser Schiffsreise sitzen. Ziemlich genau vor einem Jahr zeigte ich Markus im Internet die spektakulären Fotos von blauen Gletscherbrüchen, vor denen Schlauchboote zwischen dümpelnden Eisbergen Slalom fuhren. Darin glückstrahlende Touristen, die das nötige Kleingeld für das Abenteuer besaßen. Denn das war der Knackpunkt. Diese „Kreuzfahrt mit Expeditionscharakter“ hatte ihren Preis. Und der lag deutlich über unserer Schmerzgrenze. Zwar gab es verschiedene Kategorien, aber selbst die günstigste war nicht billig. Wir blickten damals sehnsüchtig auf die Bilder von Kap Hoorn, den Gletschern, die ins Meer kalbten und den einsamen Fjorden und fragten uns, wie viel uns dieser Ausflug dorthin wert wäre. Tausend Dollar?

Tausend Dollar.

Ich buchte spontan die billigste Kabine. Die war jedoch für den ausgewählten Zeitraum bereits vergeben, obwohl die Reise erst in einem Jahr beginnen würde! Mittlerweile waren alle Flüge gebucht, die Reiseroute geplant – und jetzt sollte die Kreuzfahrt ausfallen, weil unsere Wunschkabine belegt war?

„Was kostet denn die nächst höhere Preiskategorie?“, fragte Markus vorsichtig und ich wusste, dass man uns erfolgreich geködert hatte.

„Ist es inzwischen nicht egal?“, fragte ich zurück und Markus nickte. Somit kamen wir zu teuersten Reise, die wir uns jemals geleistet haben. Für drei volle Tage zahlten wir 1072 Euro. Pro Person. Daran trug auch der schlechte Euro-Kurs zum Dollar Schuld, der just zum Zeitpunkt der fälligen Überweisung einen Tiefstand erreichte.

Aber meine Tränen fließen nicht wegen des Geldes, sondern weil mir das Fieber ein Vorstellungsbild ums andere verbrennt. Ich stehe nicht an Deck und betrachte die vorbeiziehende Bergwelt der Cordillera Darwin, ich nehme nicht an den interessanten Vorträgen teil, ich lasse das herrliche Mittagsbuffet unberührt. Stattdessen fürchte ich mich vor dem Blick aufs Thermometer und dem vorrückenden Zeiger der Uhr.



Cruceros Australis

Expeditions-
Kreuzfahrt

Reiseinfo:

1. Tag

17:00 Abfahrt Ushuaia

2. Tag

07:00 Kap Hoorn

16:00 Wuleia Bucht

3. Tag

15:00 Piloto Gletscher

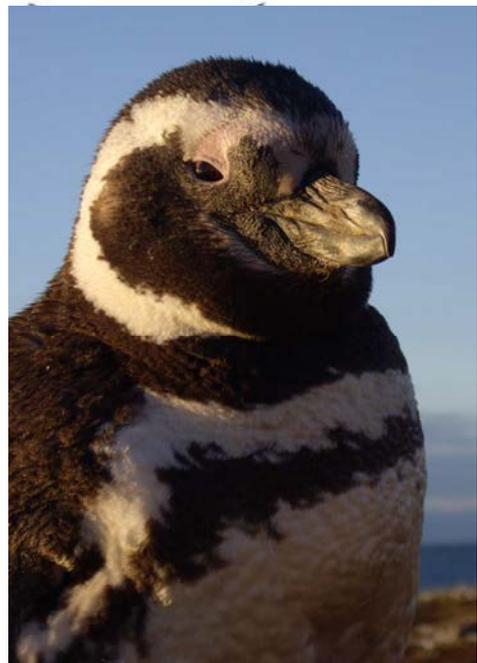
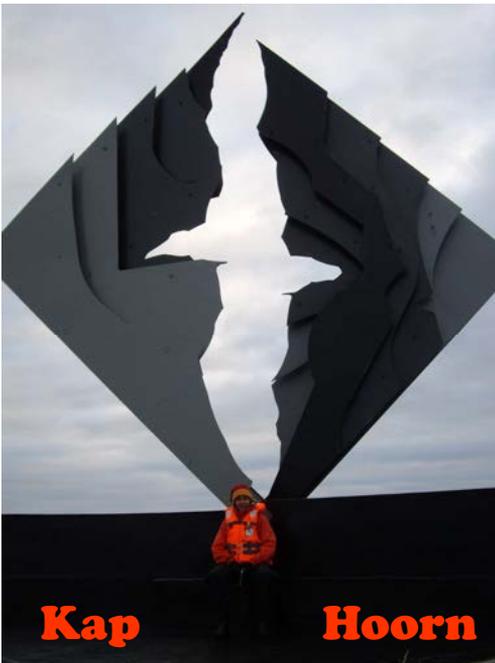
4. Tag

07:00 Magdalena Insel –

Pinguine

11:00 Ankunft in Punta
Arenas

Dazwischen Vorträge
und Workshops an Bord





Wuleia Bucht – Wanderung in der Heimat der Yamana



Eisberge
– beschwerliche
Zufahrt zum
Piloto-Gletscher





Piloto Gletscher

Die bizarren Eistürme beeindruckend auch durch ihre Dimension.





Neben interessanten Vorträgen sahen wir auch einen Film über die gescheiterte
Shackleton-Expedition



Die „Endurance“ ist monatelang
im Packeis gefangen



Wir hingegen beenden die Fahrt nach
einem Besuch auf der Pinguininsel



Es ist drei Uhr. Mein Körper glüht. Der Fiebermesser bestätigt mein Gefühl. Knapp über 38°! Verzweifelt vergrabe ich mich unter der Decke, als Markus hereinkommt.

Die Exkursion sei um eine halbe Stunde verschoben worden, berichtet er.

„Wie geht es dir?“, will er wissen.

Ich verschweige ihm das letzte Messergebnis, weil sich meine ganze Hoffnung an die Fristverlängerung klammert.

„Geht besser“, lüge ich daher mit belegter Stimme.

Dreißig Minuten.

Ich spüre wie sich mein Wille gegen diese Krankheit aufbäumt. Jetzt ist es maßlose Wut, die mich heiß macht. Während Markus seine Kleidung für die Exkursion richtet, schüttle ich das Thermometer und messe meine Temperatur zum letzten Mal. Zu meinem eigenen Erstaunen ist das Fieber weg. Triumphierend zeige ich Markus die Anzeige mit den 37,0° und beginne alles anzuziehen, was ich im Rucksack finde. Angetan mit drei Hosen, zwei Pullovern, einer Daunenjacke und zwei Anoraks, einem Stirnband, einer Mütze und zwei Kapuzen, einem Paar Wollhandschuhe und wasserdichten Überhandschuhen bin ich verpackt wie eine Mumie. Die Schwimmweste muss mir Markus umschnallen, ich bin zu unbeweglich.

Auf dem offenen Deck erlebe ich die eigenartige Situation, dass ich die Kälte sehe, aber nicht spüre. Unser Schiff ankert in einem schmalen Seitenarm des *Cockburn* Kanals, dessen dunkles Gewässer mit unzähligen weißen Tupfern übersät ist. Eisschollen. Alles voll. Gemächlich ziehen sie in Richtung offenes Meer. Aber woher kommen sie?

„Bald wirst du es wissen!“, bremst Matthias meine Ungeduld und hilft mir in den Zodiak. Erwartungsvoll blicke ich aus dem schmalen Sehschlitz zwischen Stirnband und Halstuch, das ich mir über Nase und Mund gewickelt habe, der Fahrt entgegen. Markus zwinkert mir zu.

Zum Glück brettern wir nicht wie bisher mit einem Affenzahn übers Meer, sondern tuckern gemächlich an den schwimmenden Eisbrocken vorbei. Zuerst bin ich vom großen Sicherheitsabstand enttäuscht, denn ich hätte gerne einen Eisberg angefasst. Aber als wir nach Norden in eine Bucht einbiegen, wird mein Wunsch früher erfüllt, als mir lieb ist. Angesichts der fast geschlossenen Eisdecke, die den *Alakaluf*-Fjord bedeckt, spricht der Bootsführer plötzlich von einer möglichen Umkehr und einem Abbruch der Exkursion.

PILOTO GLETSCHER

Im Schneckentempo bahnt sich der Zodiak eine Fahrrinne zwischen den Eisbrocken. Es klingt bedrohlich, wenn scharfkantiges Eis an der Gummiwand reibt oder Schollen gurgelnd unter die Wasseroberfläche gedrückt werden, um gleich darauf wie Korken empor zu schnellen. Ich kann nicht widerstehen und greife nach einem kristallklaren Zacken, der aus dem dunklen Wasser ragt. Schließlich trage ich völlig wasserdichte Handschuhe. Bei meinem Manöver unterschätze ich jedoch die Größe und Trägheit der verborgenen Eismasse und kippe fast über den Bordrand nach hinten. Bei der Wahl meines nächsten Objektes bin ich bescheidener und hole nur ein kleines Bruchstück heraus. Es ist völlig durchsichtig und funkelt wie ein Bergkristall. Matthias erklärt uns, dass dies besonders altes Eis sein müsse, da es keinerlei

Luftblasen enthalte. Junges Eis habe viele Lufteinschlüsse und wirke durch die Lichtstreuung weiß. Im Gletscher würde im Laufe der Zeit das ältere Eis unter dem Gewicht neuen Niederschlags einem stets wachsenden Druck ausgesetzt, der die Bläschen herauspresse. In den tiefsten Schichten des Gletschers ist überhaupt keine Luft mehr vorhanden. Das Eis erscheint daher am Grunde seiner Spalten tiefblau, obwohl es völlig transparent ist. Wie ein Himmel an klaren Tagen.

Die Eisbarriere lichtet sich etwas und die Boote können wieder Fahrt aufnehmen. Nach der nächsten Biegung offenbart sich die Herkunft des Eises. Ein blauzackiges Ungetüm wälzt sich ins Meer. Es scheint direkt aus dem Himmel zu kommen, von hoch oben, wo das Weiß des glatten Gletscherrückens noch ohne Furchen ist und mit den Wolken verschmilzt. Bei einer Geländekante platzt die Kruste des eisigen Teiges auf und zeigt blaue Schründen. Sie vertiefen sich zu Spalten, die oben meterweit auseinanderklaffen, während sich ihre Abgründe in Tintenblau verlieren. Noch bevor der Eisstrom ins Meer eintaucht, zerbricht er in zahllose Türme und Zacken, ein wirres Durcheinander von Eisnadeln und hausgroßen Blöcken schiebt sich dem Wasser entgegen, bäumt sich zu einer senkrechten Wand auf, die jeden Moment einstürzen und eine Flutwelle auslösen kann. Der Bootsführer erklärt uns genau, wie er den Sicherheitsabstand berechnet und lässt die Stirnseite des Gletschers nie aus den Augen. Das Eis ist unaufhaltsam in Bewegung, pausenlos poltert, kracht und zischt es. Kippt ein Eisturm wie in Zeitlupe vornüber und klatscht ins Meer, dann jubeln alle Zuseher und klatschen wie bei einer gelungenen Theateraufführung. Das Naturschauspiel ist wirklich einzigartig und beeindruckend. Vor allem die Nähe. Ich fühle mich vor dieser 30 Meter hohen Eiswand in dem kleinen Schlauchboot sehr verletzlich und doch kann ich es kaum erwarten, bis wieder ein Brocken unter Getöse ins Wasser stürzt um kurz darauf als Eisberg aufzutauchen und an uns vorbeizuziehen.

Der kalbende Gletscher sorgt zwar für das größte Spektakel ist aber nur einer von drei Eisriesen, die sich in den schmalen Fjord zwängen. Ihm gegenüber schiebt ein Gletscher seine Eiswand über eine geschliffene Felskuppe, als wolle er testen, wie weit er sich vorwagen kann. Die glatte, blaue Front deutet auf eine frische Bruchkante hin. Matthias nennt dies einen typischen Hängegletscher. Dann zeigt er auf eine mit dunklem Gestein gespickte Gletscherzunge, die nicht mehr bis ins Wasser reicht. „Ein Rückzugsgletscher“, erklärt er. Der fehlende Nachschub von Eismassen aus dem Hinterland lasse die Zunge abschmelzen. Dadurch trete das mitgeführte Gestein immer mehr an die Oberfläche und der Gletscher erscheine dreckig.

Ein Knall wie ein Kanonenschuss. Der Bootsführer zuckt zusammen und gibt sofort Gas, während wir erwartungsvoll die blauen Zacken mustern. Nichts passiert. Es muss wohl etwas im Inneren des Eisriesen geborsten sein. Trotzdem vergrößern alle Boote den Sicherheitsabstand. Es gäbe in dieser Bucht noch vieles zu bestaunen. Eine Kolonie Kormorane oder Wasserfälle, die über Felsvorsprünge gischten und sich direkt ins Meer ergießen. Aber unsere Blicke kleben unverwandt auf den Eistürmen des *Piloto*-Gletschers, die sich ächzend und knirschend herabwälzen. Man kann die Bewegung nicht direkt sehen, dazu bräuchte man einen Zeitraffer. Solange man hinstarrt, ist alles ruhig, liegt das blauzackige Monster regungslos da. Obwohl die Struktur der Spalten, die Sprünge und Bruchlinien vom

Fließen des Eises erzählen. Wendet man den Blick kurz ab, dann bricht garantiert in dieser Sekunde eine Eisnadel oder öffnet sich ein weiterer, tiefblauer Schlund. Schaut man wieder hin, um ja nichts zu versäumen, ist die vermeintlich aus den Augenwinkeln bemerkte Bewegung des Gletschers sofort zu einem statischen Bild gefroren. Ich möchte stundenlang auf der Lauer liegen um dieses bizarre Eiswesen bei einem abrupten Manöver zu ertappen. Doch unsere Boote kehren um.

Nach dem Lichten des Ankers fährt die *Via Australis* in einen anderen fjordähnlichen Meeresarm. Ebenfalls eine Sackgasse. Hinter einer Rippe aus schwarzen Felsen ergießt sich ein leuchtend blauer Eisstrom ins Meer. Zerklüftet und zerhackt, bizarr und spitzig, zerfurcht und letztendlich vom Meer zernagt bricht der Gletscher über eine Kante ins Wasser. Auf dem angrenzenden Strand liegen angeschwemmte Eisberge. Hingestreut wie eine Kolonie von Seelöwen aus Kristallglas. Gerne würden wir zwischen ihnen herumspazieren, aber die *Via Australis* dreht ab. Außerdem hat der Vortrag über Pinguine bereits begonnen, den wir nicht verpassen wollen. Danach zwingt mich das Fieber erneut ins Bett.

AUFGEWECKTE PINGUINE

11. Tag, Dienstag, 15.3.2011

Um sieben Uhr früh fahren wir unter einem fast wolkenlosen Himmel mit dem Schlauchboot zur Insel Magdalena. Das Fieber hielt mich nicht von der Teilnahme ab. Ich will einen Pinguin sehen. Mein Wunsch wird tausendfach erfüllt.

Die Insel ist komplett überbevölkert. Der Boden besteht nur mehr aus Löchern. Anstelle von Grashalmen oder sonst einer Andeutung von Vegetation zieren Federn und Ausscheidungen den kahlen Boden. Und natürlich die Verursacher dieses ökologischen Desasters: die Pinguine.

Viele liegen angesichts des frühen Morgens noch mit verschlafenen Augen in den Höhlen, die sie selbst in den steinharten Untergrund gebuddelt haben. Gerne würden wir sie darin fotografieren, doch man hat uns eingeschärft, kein Blitzlicht zu verwenden, da die Tiere vom grellen Schein erblinden könnten.

Ein paar Frühaufsteher haben vor ihren Bauten Stellung bezogen. Das Gesicht nach Osten gewandt, wo eine Wolkenbank am Horizont zu glühen beginnt, harren sie in aufrechter Pose als wären sie in Meditation versunken. Nur wenn wir Touristen mit unseren grellorangenen Schwimmwesten zu nahe an ihnen vorbeiziehen, blinzeln sie nervös, weichen jedoch keinen Millimeter zurück.

Man ist versucht sie zu streicheln. Die Vögel sehen einfach drollig aus. Vor allem die Jungtiere, die noch in kuschelige Daunenfedern gehüllt sind. Bei einigen hat die Mauser begonnen, unter den gerupften Stellen schimmert das fertige Federkleid, das fürs Schwimmen geeignet ist. Allerdings muss es dazu stets eingeölt werden. Eine langwierige Prozedur, bei der die Pinguine die Federn einzeln mit ihrem Schnabel, an dem die Fettdrüsen sitzen, imprägnieren.

Es kommt Leben in die Kolonie. Immer mehr Pinguine rutschen aus ihren Höhlen und stellen sich zur Begrüßung des neuen Tages auf ihre Flossen und spreizen die schmalen Flügelchen ab. Manche wiegen den Kopf hin und her, andere recken den Schnabel in die Höhe – es sieht ganz nach Dehnungsgymnastik aus. Nach dem bisschen Frühsport versinken sie aber wieder zufrieden in Lethargie, bis die ersten wärmenden Sonnenstrahlen auf die Insel fallen. Jetzt ist die Zeit der Beschaulichkeit vorbei. Einige beginnen den Tag mit einer gründlichen Höhlenreinigung. Erdfontänen fliegen durch die Luft und prasseln auf die umstehenden Nachbarn nieder. Ein Vorgang, der bei dieser Populationsdichte unvermeidlich ist. Doch Aushubmaterial ist noch das geringste Übel. Pinguine entledigen sich ihrer Notdurft mit explosivem Druck und schießen ihre Exkremente ebenfalls in hohem Bogen in die Luft. Möglichst weit weg von ihrem Bau. Nicht selten landen sie dabei einen Volltreffer auf einem entfernten Nachbarn. Der Pinguinaltag kann echt beschissen sein.

Für eine schöne Nahaufnahme sind wir auf der Suche nach einem unbefleckten Pinguin, dessen Bauch wie durch ein Wunder bei dieser permanenten Luftverschmutzung weiß geblieben ist. Endlich haben wir ein sauberes Exemplar entdeckt. Erhobenen Hauptes macht es sich auf den Weg in Richtung Meer. Ein Magellanpinguin sieht elegant aus. Sein zweifarbiges Federkleid wirkt wie ein Frack, der Rücken glänzend schwarz, der Bauch weiß mit kleinen schwarzen Tupfen. Über den vorderen Frackrand läuft ein weißes Band, auch der schwarze Kopf ist weiß eingerahmt. Mit der Eleganz ist es allerdings vorbei, sobald sich der Pinguin auf dem Land bewegen muss. Mit kleinen Trippelschritten watschelt er an uns vorbei und versucht mit abgespreizten Flügelchen die Balance zu bewahren. Und die Würde. Schließlich sind unzählige Kameras auf ihn gerichtet, als er den Touristenweg kreuzt. Er gönnt niemand einen Blick. Seine roten Augen sind auf sein Ziel, das Meer ausgerichtet. Er muss Nahrung holen, für das Junge und den Partner, der bei diesem zurückgeblieben ist. Für uns Laien ist nicht erkennbar, ob wir Vater oder Mutter Pinguin vor uns haben, denn die Eltern wechseln sich bei der Nahrungsbeschaffung ab. Äußerlich sind Männlein und Weiblein nicht zu unterscheiden.

Es gibt bereits erste Ankömmlinge, die mit einem eleganten Schwung aus dem Meer auf das Kiesufer gleiten, sich aufrichten und den mühsamen Weg zu ihrem Bau einschlagen. Sie orientieren sich an den Rufen der Wartenden, um in der riesigen Kolonie die richtigen Hungernden zu finden. Es ist ein weithin hörbares, trompetenartiges Geheul, das man eher einem Elefanten als einem Vogel zutrauen würde. Um solche Töne produzieren zu können, muss der Pinguin tief Luft holen, seinen Schnabel zum Himmel recken und dann alles aus sich hinausposaunen, was an Leidenschaft in ihm steckt. Ein eindrucksvoller Vorgang, der bei jedem Urschreiseminar Applaus ernten würde. Fasziniert beobachten wir, wie der Partner mit derselben Lautstärke antwortet, selbst wenn sich die Pinguine bereits gefunden haben und Bauch an Bauch gegenüberstehen. Das Gebrüll schadet den Beziehungen jedenfalls nicht. Es wird viel gegenseitige Federpflege getrieben, gekuschelt und ab und zu ein Flügelchen dem Partner um den Rücken gelegt.

Im Vortrag gestern erfuhren wir, dass die Paarbeziehung über Jahre hinweg aufrecht bleibt, obwohl die Pinguine nach Abschluss der Brutpflege getrennte Wege gehen und erst zur

nächsten Brutsaison wieder auf die Insel zurückkehren. Um dann inmitten eines unvorstellbaren Stimmengewirrs das Trompeten des ehemaligen Geliebten herauszuhören.

Markus und ich haben erst den halben Weg zum Leuchtturm auf der Inselfspitze zurückgelegt, als uns Matthias entgegenkommt und zur Umkehr drängt. Wir seien wieder einmal die letzten, behauptet er, alle anderen wären schon zum Frühstück aufs Schiff zurückgekehrt. Schweren Herzens reißen wir uns von den niedlichen Pinguinen los. Ein Blick vom abfahrenden Boot aus zeigt die Insel im goldenen Morgenlicht, deren kahle Hügel mit schwarzweißen Tupfen, den Pinguinen, gesprenkelt sind.

ANKUNFT IN CHILE

Wir befinden uns in der Magellanstraße vor der chilenischen Stadt Punta Arenas, wo wir in ein paar Stunden an Land gehen werden. Ich zwingen mich zu einem Frühstück, gönne mir eine kurze Ruhepause im Bett und helfe dann Markus beim Packen. Das Fieber hat mich leider fest im Griff. Die Antibiotika zeigen keine Wirkung, zumindest nicht die erhoffte. Das bereitet mir Sorgen. Unser Reiseplan sah vor, dass wir von Punta Arenas aus mit dem Bus nach Norden nach Puerto Natales fahren und dort Quartier beziehen. Diese Hafenstadt ist der nächstgelegene Ort zum Nationalpark Torres del Paine, in dem wir eine anstrengende Trekkingtour unternehmen wollten. Mit täglich siebenstündigen Gehzeiten unter vollem Gepäck.

Ich kann mich derzeit nur mit viel Mühe auf meinen zittrigen Beinen halten. Das Fieber zehrt an meiner Kraft. Doch es nützt nichts, ich kann nicht an Bord in dem feinen Kabinbett bleiben. Ich reiße mich also zusammen, stehe neben Markus an der Reling und sehe dem Anlegemanöver der *Via Australis* im Hafen von Punta Arenas zu. Möwen kreisen über uns im wolkenlosen Himmel, schwere Taue werden festgezurr, Taxi und Reisebusse drängen über den Kai, um die Franzosen abzuholen. Diesmal erfasst mich der Neid. Auf uns wartet niemand. Nur die Arbeit der Organisation.

Wir schultern unsere Rucksäcke und tragen sie bis vors Zollgebäude. Weiter kann ich nicht. Ist auch nicht nötig, denn Taxifahrer erkennen die leichte Beute und reden alle gleichzeitig auf uns ein. Ich kann ihnen mithilfe spanischer Wortfetzen klar machen, dass wir ein Busticket für Puerto Natales brauchen und werden daraufhin prompt direkt vor dem Busunternehmen abgesetzt. Als wir die zwei letzten Fahrkarten des Tages ergattert haben, fällt mir eine große Last von den Schultern. Jetzt müssen wir bloß mehr eine Wechselstube für chilenische Pesos finden und auf die Abfahrt warten.

PUERTO NATALES' SPITAL

Von der vierstündigen Busfahrt bekomme ich leider kaum etwas mit. In den kurzen, wachen Phasen bietet sich mir das immer gleiche Bild. Endlose trockene Pampa, durch Zäune zerstückelt, die geradlinig bis zum Horizont laufen. Ab und zu eine Ansammlung von hohen Pappeln, hinter denen sich die Gebäude einer *Estancia* vor dem patagonischen Wind ducken. Dann wieder nichts als Weite.

Markus berichtet hingegen von Schafherden, die von verwegenen aussehenden *Gauchos* zusammengetrieben werden, von *Nandus*, den straußenähnlichen Vögeln, die den kugeligen Grasbüscheln der Steppe gleichen und von *Guanakos*, die über die hohen Zäune springen, als koste sie diese keinerlei Anstrengung.

Ich erwache erst, als wir am Stadtrand ankommen und es über eine schlechte Straße plötzlich abwärts geht. Bin ich im Fieberwahn? Vor meinen Augen breitet sich eine leuchtend blaue Fläche aus, eine ungewohnte Farbe nach dieser staubigen Fahrt durch die Pampa.

Aber es ist das Meer, das sich durch labyrinthartige Fjorde bis hierher verirrt hat. Puerto Natales ist, wie der Name verrät, eine Hafenstadt, auch wenn sie sich an einem der hintersten Seitenarme des Pazifiks befindet, am *Seno Ultima Esperanza*, dem *Fjord der letzten Hoffnung*. Ein Blick auf die Landkarte gibt Aufschluss. Südamerika ist auf der Höhe von Puerto Natales rund 450 Kilometer breit. Die Stadt liegt ziemlich genau in der Mitte. Bis zum Atlantik beträgt die Entfernung 240 Kilometer Luftlinie. Bis zum Pazifik jedoch null. Weil die westliche Hälfte Südamerikas aus lauter Inseln besteht, die nur den Anschein von Festland vermitteln, da die sie trennenden Wasserwege teilweise sehr schmal sind.

Der Bus fährt am Ufer der „letzten Hoffnung“ entlang und mein Blick schweift über das von Wind aufgeschäumte Meer. Der blaue Arm des Pazifiks streckt sich weit in die schroffe Bergwelt hinein, deren vergletscherte Gipfel in einer dunklen Wolkenbank verborgen sind. Dort hinten liegt der südlichste Zipfel des *Gran Campo de Hielo Sur*, der größten zusammenhängenden Eismasse der Welt, abgesehen von den beiden Polkappen. Dieses südliche Eisschild (es gibt auch ein kleineres im Norden) erstreckt sich über 350 Kilometer Länge und speist zahllose Gletscher, die vom Hochplateau in die Täler fließen. Einige davon wollten wir besichtigen.

Wenn nur endlich das Fieber von mir ließe! Aber es packt mich immer mehr, schüttelt mich und ruft mich aus meinen Träumen zurück. Wir sind da. Eiskalter Wind bläst uns um die Ohren, während wir hinter einem niedrigen Haus Schutz suchen. Puerto Natales ist ein kleines Kaff am Ende der zivilisierten Welt. Ein letzter Vorposten am Rand der Wildnis. So steht es im Reiseführer. Der Ort eigne sich nur als Sprungbrett in die Berge und um Proviant für das Abenteuer Zelttrekking einzukaufen.

Wir haben daher per Internet ein Zimmer für 2 Nächte reserviert. Im *erratic rock* – was übersetzt „Findling“ bedeutet – also ein von einem Gletscher transportierter und in fremder

Umgebung abgelegter Felsblock. Irgendwie passt der Namen zu meinem momentanen Gefühl. In meinem desolaten Zustand gehöre ich nicht in diese raue Gegend.

Die Unterkunft ist ein Segen für mich. Uns steht die Benützung der Teeküche frei, die Vermieterin bringt mir gleich Teebeutel, Zitronen und Honig und streicht unseren Abreisetermin aus dem Terminkalender. Wir können bleiben, bis ich gesund bin. Erschöpft falle ich ins Bett. Am liebsten würde ich nur schlafen, aber nach einer halben Stunde raffte ich mich wieder auf. Der Hunger quält uns.

Die Pizzeria, die wir nach langem Fußmarsch finden, ist wunderbar. Trotzdem fühle ich mich nach dem Essen schwächer als zuvor und schaffe kaum mehr den Weg zurück. Was ist nur los mit mir? Ich setze mich in die heiße Badewanne, packe mich danach in die Bettdecke und versuche die Krankheit hinauszuschwitzen.

12. Tag, Mittwoch, 16.3.2011

In der Nacht überfällt mich Angst. In mir braut sich etwas zusammen, das mächtiger als meine Abwehr erscheint. Feuer lodert in meiner Brust, das Herz rast, ich kann den Puls nicht mehr zählen und meine Ohren brennen, als hätte man Säure in die Gehörgänge gegossen. Das Fieber steigt erneut auf über 38° Grad und sinkt auch untertags kaum.

Markus beobachtet besorgt, wie ich mich stöhnend im Bett wälze. Ich habe die Hoffnung auf das baldige Zelttrekking endgültig aufgegeben. In meiner oft gestellten Frage: Wann werde ich wieder gesund? hat das Wort „Wann“ plötzlich die Relevanz verloren. Die Betonung liegt nun auf dem „Werde“.

Als sich mein Zustand verschlechtert, versucht Markus einen Doktor zu holen. Aber in Puerto Natales gibt es keinen Arzt, der Hausbesuche macht. Ich müsste ins Spital. Als Markus mir diese Nachricht überbringt, reagiere ich mit Kopfschütteln und Tränen.

Mir fehlt die Kraft dazu. Die Kraft aufzustehen, mich anzuziehen, aufrecht zu halten, spanisch zu sprechen, mich durchzufragen. Ich will nur Ruhe, schlafen und irgendwann aus diesem Albtraum aufwachen.

Dann aber sehe ich die Verzweiflung in Markus Augen. Ich reiße mich zusammen. Ein Taxi bringt uns zum Spital. Vor der Anmeldung warten einige Menschen. Sie bilden eine Schlange. Markus stellt sich für mich an, denn ich muss sitzen. Mein Kreislauf lässt mich im Stich. Das Glashäuschen der Anmeldung ist leer. Die Wartenden protestieren, Markus protestiert, es nützt nichts. Irgendwann erscheint eine Frau, die aber nicht zuständig ist. Mir ist schwindlig. Endlich ist die richtige Empfangsdame da. Markus winkt mich ans Sprechfenster. Ich frage in meinem besten Spanisch, ob es hier jemand gibt, der englisch spricht.

„No, nada.“ Nein, niemand, sagt sie und schiebt mir ein Formular entgegen. Zudem muss ich 14.100 Pesos (entspricht rund 20 Euro) bezahlen. Andernfalls bekäme ich nie einen Arzt zu Gesicht.

Danach heißt es wieder warten.

Das Spital wirkt heruntergekommen. Jalousien hängen schief vor blinden, dreckigen Scheiben. Verputz bröckelt von den Wänden, der Linoleum trägt schwarze Erinnerungstreifen an die kleine Rollen der Bahnen, die ineinander verkeilt in einer dunklen Gangnische harren. Die Dellen und Beulen in ihren Metallrahmen zeugen von groben Manövern oder Unachtsamkeit. Letztere muss man auch dem Putzdienst vorwerfen. Spinnweben zieren Zimmerecken, Staubflocken verdichten sich hinter bodenlangen Vorhängen zu einem teppichartigen Flor. Bei diesem Anblick nehme ich mir vor, jede Art von Spritze oder Nadelstichen kategorisch abzulehnen.

Mein Name wird aufgerufen. Ich trete in einen kleinen Raum, in dem bereits eine Frau und ein kleines Kind untersucht werden. Die beiden gehören nicht zusammen. Wir sind also drei Patienten auf sechs Quadratmetern. Zur Wahrung der Privatsphäre werden Plastikvorhänge, die allerlei Spuren von verspritzten Flüssigkeiten aufweisen, zwischen uns hin- und hergeschoben. Ein Fieberthermometer macht die Runde. Ich will nicht wissen, wo es zuvor gesteckt ist. Dann kommt ein Blutdruckmessgerät zum Einsatz. Der Puls wird von Hand mit Blick auf die Armbanduhr gezählt. Nachdem der Mann im weißen Kittel die Werte in mein Krankenblatt eingetragen hat, passiert lange nichts. Ich liege hinter dem komischen Duschvorhang und zweifle an der Idee, dass mir dieser Spitalsbesuch weiterhelfen könnte. Dann kommt plötzlich eine junge Frau in Jeans und T-Shirt und spricht in schnellem Spanisch auf mich ein. Es dauert eine Weile, bis mir klar wird, dass es sich um die Ärztin handelt und noch etwas länger bis ihr klar ist, dass ich kein Wort verstehe. Ich zeige ihr meine Fieberkurve, die ich skizziert habe und krame alle medizinischen und lateinischen Begriffe hervor, die ich mir aus der Schulzeit gemerkt habe. Woher ich das altgriechische Wort *pneumonia* für Lungenentzündung kenne, ist mir zwar ein Rätsel, aber die Ärztin nickt verständnisvoll. Sie hört meinen Brustkorb ab und sagt: „Pneumonia no.“ Dann nimmt sie meine Antibiotika, die ich mitgebracht habe und deutet einen Wurf in den Mistkübel an. Als sie mir ein dreifaches Rezept aufschreibt und die Einnahme erklären will, wird die Verständigung schwieriger. Aber sie gibt sich redlich Mühe und schließlich bin ich mit vielen Glückwünschen entlassen.

In der Apotheke hole ich schachtelweise Medikamente und ziehe mich mit den Beipacktexten ins Bett zurück. Es ist das erste Mal, dass ich für den Lateinunterricht in der Schule dankbar bin. So kann ich zumindest die Wirkungsweise und die Einnahmевorschriften halbwegs verstehen.

Jetzt ist zwar mein Verstand zufrieden, aber mein Körper lehnt die chilenische Medizin vorerst ab. Nach der ersten Inhalation eines Sprays würgte ich mein dünnes Frühstück ins Waschbecken. Nach der zweiten Dosis Antibiotika entzündet sich mein Gaumen und es bildet sich ein offenes Geschwür, das zwar nicht gefährlich ist, aber furchtbar schmerzt. Auch der Magen verweigert die Tabletten und setzt sich mit ätzender Säure zur Wehr. Aber das Fieber sinkt und verschwindet schließlich ganz.

13. Tag, Donnerstag, 17.3.2011

Heute kann ich zum ersten Mal den ganzen Tag im Bett liegen. Das Fieber ist zwar weg, aber ich bin viel zu schwach um aufzustehen. Markus bringt mir Tee mit Honig und Zitrone und Fotos vom Meer und Gletscherbergen, die er auf einem Spaziergang gemacht hat. Ihm ist langweilig.

Heute hätten wir – wäre alles nach Plan gelaufen – mit dem Zelttrekking begonnen. Im Nationalpark *Torres del Paine* gibt es eine Route, die in ihrer Form dem Buchstaben W gleicht. Nur die untersten Spitzen sind mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. Der Rest ist Fußmarsch. Die Bewältigung des W gilt als *die* Bewährungsprobe für Rucksacktouristen und ich hätte mich gerne daran versucht. Aber anstelle des W ist leider ein Weh getreten und das Trekking werde ich wohl abschreiben müssen. Selbst bei einer raschen Gesundung wäre ich den Strapazen nicht gewachsen. Zudem berichten alle Touristen, die nach dem W völlig erschöpft und meistens auch krank wieder in Puerto Natales eintreffen, von tagelangen Regenfällen, Stürmen und widrigsten Bedingungen. Das klingt nicht sehr einladend.

Aber darüber zerbreche ich mir noch nicht den Kopf. Meine von den Antibiotika angegriffene Magenschleimhaut und der offene Gaumen machen mir schwer zu schaffen. Ich habe daher Markus zum Einkaufen von Bananen, Zwieback und Naturjoghurt losgeschickt. Jetzt liege ich wie ein Pinguin in meiner Deckenhöhle und warte auf das Futter.

14. Tag, Freitag, 18.3.2011

Nach einem letzten Fieberschub in der Nacht habe ich nun endlich das Gefühl, dass das Schlimmste überstanden ist und es mit mir wieder aufwärts geht. Trotzdem bleibe ich im Bett. Nur mittags fahren wir mit dem Taxi in die Pizzeria.

Ich beginne wieder, mich für die Außenwelt zu interessieren. Aber die Nachrichten, die der Fernseher bringt, sind katastrophal. Gadaffi lässt Demonstranten niedermetzeln, auch in Bahrain gehen die Herrschenden mit Brutalität gegen ihre Bürger vor, Japan kämpft weiter gegen den drohenden nuklearen Supergau, der laut Experten schon lange eingetreten ist.

15. Tag, Samstag, 19.3.2011

Heute verlasse ich das Bett, morgen Puerto Natales. Ich will endlich etwas anderes sehen, als die Wände, die ich seit Tagen anstarre. Das W-Trekking ist zwar aufgrund meiner derzeitigen körperlichen Schwäche unmöglich geworden, aber es gibt eine Alternative, die sich auf Tagesausflüge beschränkt.

NATIONALPARK TORRES DEL PAINE

AUFBRUCH M HOCHZEITSTAG

16. Tag, Sonntag, 20.3.2011

Genau vor 15 Jahren, am astronomischen Frühlingsanfang, haben wir geheiratet. Bislang ein Entschluss ohne Reue. Hoffentlich steht der heutige Aufbruch unter ebenso gutem Stern.

Obwohl wir einen Teil unseres Gepäcks im „Erratic Rock“ deponiert haben, sind unsere Rucksäcke schwer. Lebensmittel für einige Tage fallen eben mehr ins Gewicht als drei T-Shirts und ein paar Unterhosen.

Der Morgen ist wie fast jeden Tag: wolkenlos. Leider hat das nichts zu bedeuten. Denn oft regnete es bereits am Vormittag, wenn der Sturm die dunklen Wolken, die im Bergland entstehen, weit in die Pampa hinaus treibt.

Die Einheimischen verstehen deshalb nicht, warum die Touristen ausgerechnet zur Quelle des schlechten Wetters fahren wollen. Je weiter man sich von den Bergen entfernt, desto blauer der Himmel und trockener die Luft. Aber nein, das Gebirge muss es sein. Aus der ganzen Welt reisen Menschen hier her, um Gipfel zu sehen, die an 360 Tagen im Jahr in Wolken stecken. Gäbe es keine Postkarten, würden die meisten ihren Urlaub beenden, ohne zu wissen, was sie hätten sehen können, wenn dieses verfluchte Wetter nicht wäre. Dabei ist es ganz einfach zu erklären: Die feuchten Luftmassen über dem Pazifik drängen gegen die Westküste Südamerikas und werden vom riesigen Inlandeisfeld empfangen und abgekühlt. Wolken bilden sich und stauen an den 3000 Meter hohen Bergen. Durch die weitere Anhebung können sie die mitgeführte Feuchtigkeit nicht länger halten und entleeren sich. Vorwiegend über den Trekkingrouten der Touristen und den begehrten Fotomotiven. Die nun trockenere Luft fällt hinter den Bergen ins Flachland hinab, verliert bei der Erwärmung die letzten Reste von Feuchtigkeit, jagt über die Pampa und dörrt sie aus.

Die Andenausläufer bilden die Wetterscheide zwischen zwei völlig verschiedenen Klimazonen. Permanenter Niederschlag auf der Luvseite des Gebirges, wüstenartige Verhältnisse auf der Leeseite. Wobei Lee nicht Windstille bedeutet!

Unser Bus schwankt unter den Angriffen des Sturmes, der über das offene Land fegt, als wolle er die letzten Halme ausreißen. Das pausenlose Zittern und Vibrieren der Grasbüschel verwischt alle Konturen zu einer flauschigen Decke, die, vom Morgenlicht vergoldet, das weite Land überzieht. Auch das schwarze Asphaltband der Straße verschwimmt unter dem ständigen Geriesel der darüber wehenden Sandkörner. Zwischen den Zaunpfosten, die die Fahrbahn begleiten, spannen sich kleinen Dünen. Aus dem Schutz einer Mulde heraus wagte eine Gruppe Bäume sich dem Wind zu stellen. Jetzt stehen sie mit gebeugten Stämmen und fliehenden Ästen, als wollten sie den davonfliegenden Blättern nach, die ihnen der Sturm entriss. Selbst die schnell wachsenden Pappeln konnten dem patagonischen Wind kein

Schnippchen schlagen. Ihre Stämme sind Holz gewordene Verneigungen vor der unsichtbaren Allmacht, die diese Landschaft prägt.

Obwohl wir mit dem Bus auf der Strecke von Punta Arenas nach Puerto Natales bereits durch die Pampa gefahren sind, ist alles neu für mich. Damals hatte Fieber meinen Blick getrübt, kam mir die Landschaft abweisend und feindselig vor. Jetzt fasziniert mich diese Leere, in der das Auge keinen Halt findet und automatisch die gerade Horizontlinie entlang eilt und sich höchstens in den Zäunen verfängt. Mit wie vielen Kilometern Stacheldraht versucht der Mensch diese grenzenlos scheinende Pampa in handliche Stücke zu teilen? Die Angst vor der Weitläufigkeit muss groß sein, bestehen die Zäune doch aus sechs, manchmal sogar sieben engen Reihen Stacheldraht! Da muss sich selbst ein kleiner Feldhase ducken, wenn er sich nicht verletzen will.

Nachdem wir rund eineinhalb Stunden schnurgerade nach Norden gebettet sind, bekommt die Fahrtrichtung eine leichte Westkomponente. Und plötzlich schweben dort, wo vor kurzem noch der Himmel direkt auf der Pampa lag, schneebedeckte Berge über den flimmernden Grasbüscheln. Unwirklich, wie eine Fata Morgana, erhebt sich Fels und Eis aus der Ebene, ohne dass dies zuvor durch Hügel angedeutet worden wäre. Und ebenso übergangslos ändert sich das unbefleckte Blau des Himmels zu einer dunklen Walze, die von hinten gegen die Berge rollt. Während ich aufgeregt mit der Kamera hantiere, um wenigstens ein Bild der Berge zu sichern, bevor sie sich vielleicht für Tage in Wolken hüllen, stupst mich Markus an und ruft: „Schau doch, ein Wahnsinn!“

Meint er die dunkelblaue Fläche, die aus dem Nichts aufgetaucht ist und wie ein ausgelaufenes Tintenfass die Pampa bedeckt? Oder die Herde Guanakos, die am Ufer dieses gewaltigen Sees grasen? Oder die Kondore, die abwartend auf den Zaunpfählen hocken? Oder alles zusammen?

Vom Anblick überwältigt vergesse ich ganz aufs Fotografieren. Der Bus macht eine scharfe Wendung und die Passagiere auf der rechten Seite geben ergriffene Aahs und Ooohs von sich. Ein See von unnatürlicher Farbe liegt wie ein irisierender Türkis in einer Senke unterhalb der Straße. Die flachen Uferbänke sind mit weißen und gelben Mineralien verkrustet. Es ist die *Laguna Amarga*, der *bittere See*. Dahinter stemmen sich drei Türme aus hellgrauem Fels gegen eine Wolkenhaube, die über dem Bergmassiv hängt. Es sind die *Torre del Paine*, die Wahrzeichen und Namensgeber des Nationalparks. Wobei das Wort *Paine* aus der Sprache der Mapuche Indianer übernommen wurde und himmelblau bedeutet.

Die fast tausend Meter hohen Granitwände ragen heute zwar nicht ins Blau des Himmels, doch zeigen uns die als kamerascheu verschrienen Türme einen Großteil ihrer Flanken und verbergen nur die höchsten Spitzen in den Wolken. Spontan beschließen wir, unseren Aufenthalt im Nationalpark in dieser Ecke zu beginnen. Wenn das Wetter morgen auch noch so gut ist, könnten wir um diese Zeit vielleicht am Fuß der *Torre* stehen, hoffen wir.

Der Bus hält beim *Refugio Las Torres*. Ich zerre meinen Rucksack aus dem Gepäckhaufen und stürme los. Statt den Wanderweg über die Brücke zu nehmen, quere ich direkt das steinige Bachbett, um als erste den Campingplatz am anderen Ufer zu erreichen. Ich hätte

mich nicht beeilen müssen. Auf der riesigen Fläche stehen kaum Zelte und hinter mir kommt nur Markus nach, der sich über meine unbegründete Hetzjagd wundert. Die anderen Businsaßen beziehen offensichtlich im Refugio Quartier.

Diese Möglichkeit hatten wir uns wegen meiner noch angeschlagenen Gesundheit auch überlegt. Aber die Aussicht auf Massenlager mit schnarchenden Unbekannten, auf eine Geruchsmischung aus Thunfischdosen, vollen Aschenbechern, Bierflaschen und verschwitzten Socken ließ keinen Zweifel am Zelten aufkommen.

Zum Glück.

Die Lage des Campingplatzes ist einmalig. Auf einem Wiesenplateau direkt neben dem glucksenden Bach gibt es unzählige romantische Plätzchen, sodass uns die Wahl schwer fällt. Schließlich entscheiden wir, das Lager im Schutz eines uralten Baumes zu errichten. Seine knorrigen Äste sind von verschiedenen Misteln und bunten chinesischen Laternen überwuchert, die sich durch die dunkelgrünen Blätter des Baumes drängen. Wie ein herbstliches Gesteck trägt er alle Farben der patagonischen Landschaft in seiner Krone.

ZELTPREMIERE

Es ist windstill. Über uns spannt sich blauer Himmel. Die Felswände der *Torre* sind nur mehr in zarte Wolkengespinste gehüllt. Wir wissen diese Ausnahmesituation nicht zu schätzen, noch nicht, denn widrige klimatische Bedingungen kennen wir bloß aus Erzählungen. Trotzdem sind wir froh, dass nichts unsere Versuche, das Zelt aufzubauen stört. Es reichen unsere eigenen Probleme. Natürlich hatten wir uns vorgenommen, das nagelneue Zelt einmal in der heimischen Natur auszuprobieren. Zur Umsetzung mangelte es uns an Zeit oder Willen. Außerdem war das Zelt so perfekt klein zusammengelegt, wie wir es nach Gebrauch wohl nie wieder hinbekommen hätten.

Jetzt liegt das entfaltete Ding mit seinen Unmengen an Schnüren und Spannseilen vor uns und ich verlese die Aufbauanleitung, während Markus das Gestänge einfädelt. Das Zelt ist speziell für schwere Stürme konzipiert worden. Bei Tests mit 120 km/h Windgeschwindigkeit hat es als einziges Modell noch aufrecht gestanden, während die anderen mitunter schon von 90 km/h geplättet wurden. Außerdem knattern seine Zeltplanen nicht wie ein Maschinengewehr im Wind. Und, so erfahre ich aus der Beschreibung, es sei in maximal drei Minuten aufgebaut. Ein wichtiger Aspekt, wenn eine Sturmfront naht.

Nach etwa der zehnfachen Zeit (es regte sich kein Lüftchen) wölbt sich unsere ziegelfarbene Kuppel unter dem Lampionbaum und wir können einziehen. Matten, Schlafsäcke, Kopfpolster, Kocher, Essen, Taschenlampe, Waschzeug und meine Tabletten. Auf die Antibiotika hätte ich gerne vergessen. Sie greifen meinen Magen an. Bald werde ich mich entscheiden müssen, ob ich lieber ein Magengeschwür oder einen Rückfall riskiere. Die Packung wie vorgeschrieben aufzubrauchen, werde ich nicht schaffen. Aber davon erzähle ich Markus nichts. Ich will ihm nicht schon wieder Sorgen bereiten.

Markus zieht beim Zelt sämtliche Reißverschlüsse zu, prüft die Festigkeit der Spannleinen und schaut mich dann fragend an. Der Himmel ist immer noch kitschig blau, die Luft lau. Jetzt

wäre es sowohl angenehm für einen Spaziergang als auch zum Kochen im Freien. Wir entscheiden uns fürs Essen. Das bedeutet: Zelt wieder auf, Kocher, Nahrungsmittel, Sitzmatten rausholen, Gebrauchsanweisung für den Kocher lesen, Zubereitungstipps für die Spaghetti studieren. Es fehlt uns eindeutig die Campingerfahrung. Die von mir servierten Nudeln haben jedenfalls nichts mit meinen romantischen Vorstellungen vom Zelttrekking gemein. Ein bisschen Zugluft reichte bereits aus, um die Kocherleistung drastisch sinken zu lassen. Das führte dazu, dass die Teigwaren mehr eingeweicht als gekocht wurden und entsprechend ungenießbar waren. Außen schmierig, innen hart. Die fertige Tomatensauce war zwar rot, erinnerte aber nur entfernt an Tomaten. Eher an Ketchup.

Markus hat ohne Murren alles aufgegessen, aber in seiner beiläufigen Frage, wie viel derartige Saucenpackungen wir dabei hätten, glaubte ich einen ängstlichen Unterton zu vernehmen.

Nach dem Abwasch sind wir endlich zum Aufbruch bereit. Der blaue Himmel kommt uns mittlerweile selbstverständlich vor und wir packen nur widerwillig die empfohlenen Kappen, Handschuhe und Windjacken ein. Das meiste Gewand in Markus Rucksack geht ohnehin auf meine Rechnung. „Nur ja nicht verkühlen“, lautete die Devise und ich stopfte noch schnell die Daunenjacke zur Überhose in den prallen Pack, den sich Markus nun umhängt. Ich muss mich schonen.

Auf den ersten paar Hundert Metern wird mir allerdings klar, dass ich die Schonung leider bitter nötig habe. Mir geht bei der kleinsten Steigung die Luft aus, zudem rinnt mir der Schweiß von der Stirn, als wäre ich in einer Sauna. Trotzdem genieße ich jeden Schritt in dieser wunderbaren Kulisse. Vor ein paar Tagen saß ich noch in dem trostlosen Gang des Stadtspitals von Puerto Natales, jetzt spaziere ich am Fuß des *Paine Chico* entlang und blicke fasziniert auf die blauen Eisrippen seines Gipfels. Da ich nicht mehr damit gerechnet hatte in diesem Nationalpark wandern zu können, kommt mir der heutige Tag wie ein wunderbares Geschenk vor.

Meine Begeisterung für das Farbenspiel der Steppengräser vor rabenschwarzem Gestein, für die igelartigen Büsche, die als kompakte Stachelkugeln zwischen Felstrümmern lagern und jeden Wegabschneider vereiteln, für das unscheinbare gelbe Blümchen, für einfach jedes Detail, kennt keine Grenzen. Am liebsten würde ich Markus ständig „schau hierher!“ oder „siehst du das dort?“ zurufen, aber meine Kurzatmigkeit lässt das nicht zu. Keuchend muss ich mich auf das stumme Bestaunen beschränken.

Dabei gibt es eigentlich gar nicht viel zu sehen. Vor uns wölben sich sanfte Hügel. Manche sind fast kahl und tragen nur an ihren Schläfen büstenartige Gräser, andere krönen sich mit einem Kranz aus Büschen und knorrigem Gestrüpp. Dort, wo eisenhaltiges Gestein zutage tritt, entstehen rostrote Flecken, wie getrocknetes Blut.

Diese sanfte Hüggellandschaft verliert sich weiter östlich in der endlosen Pampa, über der der Himmel makellos blau leuchtet. Wendet man aber den Blick nach Westen, so ist man scheinbar übergangslos in einer anderen Welt. Abweisende Felswände enden nach fast tausend Metern Höhe in eisverkrusteten Gipfeln, hinter denen sich dunkle Wolken ballen.

Sturm jagt Schneeschauer die Grate entlang, Graupel rieseln über die Felswände und sammeln sich in Schluchten und Ritzen, wo sie ein Netz aus weißen Adern bilden.

Wir spazieren an der Naht dieser zwei Welten. Zur Linken die Hügel mit Grüppchen weidender *Guanakos* unter blauem Himmel, rechts die lebensfeindliche Bergwelt mit Sturm und Hagel. Direkt über uns können wir beobachten, wie die Wolken zerfetzt werden, wie sie im Lee der Gipfel rotieren, Walzen bilden oder zu mehrstöckigen Linsen geschliffen werden und sich schließlich auflösen. Wahrscheinlich genügt eine kleine Verschiebung in Temperatur oder Feuchtigkeit und wir kämen in den zweifelhaften Genuss eines typischen patagonischen Wetterwechsels. Vorerst aber bleibt die Witterung stabil, die Kräfteverhältnisse sind ausgewogen.

Der Wanderweg führt am Fuß der *Paine* Berge nach Südwesten, dann im hinteren Drittel direkt nach Westen zum Campingplatz *Los Cuernos*. Es handelt sich bei diesem Wegabschnitt um den östlichen Schenkel der W-förmigen Trekkingroute. Zwei Wanderstunden hinter *Los Cuernos* zweigt das *Valle del Frances* ab. Der härteste Abschnitt der Tour, der direkt ins Herz der *Paine* führt und durch den mittleren Schenkel des W symbolisiert wird. Auf unserer Wanderkarte sieht das ganze recht harmlos aus, aber der Schein trügt, wie ich bald merke. Meinem Gefühl nach haben wir bereits eine weite Strecke zurückgelegt und müssten bald zum *Lago Nordenskjöld* gelangen, der sich auf der Karte als breites, blaues Band an den Fuß der Bergkette schmiegt. Aber hinter jeder Anhöhe, die wir erklimmen, blicken wir bloß auf eine weitere Erhebung, hinter der wir den See vermuten. Mag sein, dass ich von der Krankheit noch derart geschwächt bin, dass mich die Entfernungen narren, trotzdem kommt mir die Sache komisch vor und ich studiere erneut die Karte. Diesmal unter Einbeziehung der Legende und damit wird mir alles klar. Im Maßstab 1:80.000 bedeuten ein paar wenige Zentimeter gleich etliche Kilometer und erst jetzt wird mir bewusst, welche Dimensionen Seen von 20 Zentimetern Länge haben. Die kleinen Tümpel, die ich bislang entdeckt habe, sind auf der Karte gar nicht eingezeichnet.

Vor uns liegt ein weiterer Hügel aus dunkelgrauem Schotter, der mit rötlichem Gesteinsbrocken übersät ist. Als hätte ein Riese Zuckerstreusel verteilt. „Bis dorthin schaffe ich es“, sage ich zu Markus und hoffe inständig, dass uns dann endlich das Wasser des *Nordenskjöld* zu Füßen liegt.

Mein Wunsch geht in Erfüllung. Von der Anhöhe aus bietet sich ein grandioser Ausblick auf zwei ganz unterschiedliche Gewässer. Direkt vor uns das glasklare, fast metallisch leuchtende Blau eines namenlosen Bergsees, dahinter, etwa zweihundert Meter tiefer gelegen, das milchige Türkis des *Lago Nordenskjöld*. Dieser See, nach einem schwedischen Geologen benannt, reicht weit in die Hügellandschaft hinein. Seine Ufer wirken unzugänglich, es fehlt ein saftiger Grünstreifen ringsum. Der Übergang zwischen der Steppenlandschaft und dem Wasser ist derart abrupt, als würden sie sich die Elemente gar nicht berühren. Die eigenartige Farbe des Sees verstärkt diesen Eindruck der Fremdheit, des isoliert-Seins. So wie auch die rosaroten Felssplitter eigentlich nichts auf dem grauen Schotterhügel verloren haben. Oder

der blaue Himmel über der Pampa keine Erinnerung mehr an die Schneefracht trägt, die er soeben über den Bergen abgeladen hat.

Diese Kontraste und Gegensätze ziehen uns in ihren Bann. Selbst in den Touristen spiegeln sich diese Extreme wider. Die einen kommen uns in kurzer Hose und T-Shirt entgegen, die anderen mit Anorak und Kapuze. An windstillen Plätzen sticht die Sonne brütend heiß vom Himmel und gleich darauf durchbricht eine Böe die Hitze und überbringt einen eisigen Gruß von den Gletschern.

Wir bleiben lange auf dem Hügel sitzen und beobachten das Wechselspiel des Lichts auf den Seen, die Schneefahnen über den Graten und die Wanderer, die ihrem vorletzten Etappenziel zustreben. Die meisten von ihnen sind völlig erschöpft, wanken unter monströsen Rucksäcken mit leerem Blick an uns vorbei, kaum eines Grußes fähig. Sie fragen höchstens, ob es noch weit bis zum Campingplatz ist. Wie wir später erfahren, haben die wenigstens von ihnen Trekkingerfahrung, geschweige denn eine adäquate Ausrüstung. Sie schleppen Dosen und kiloweise sinnloses Gepäck durch die Landschaft, weil sie nicht wissen, was es heißt, Etappen von 7 Stunden reiner Gehzeit zu bewältigen. Aber das W ist zur Mutprobe geworden, eine Art Initiationsritual für Trekker. Jährlich besuchen Millionen Touristen diesen Nationalpark und ein nicht geringer Prozentsatz versucht sich an dem W. Ich bin mir nicht sicher, ob ich es geschafft hätte. Angesichts der Wegstrecken, die mir erst jetzt klar geworden sind und der Witterungsbedingungen, zweifle ich an meinem Durchhaltevermögen. Denn die meisten Trekker berichten von stundenlangem Regen, von beißenden Stürmen und der Unmöglichkeit unter diesen Umständen einen Kocher zu benutzen.

Ich blicke in Richtung *Valle del Frances*. Schneestürme quellen aus dem Tal, in das heute noch kein Sonnenstrahl eingedrungen ist. Als ich krank im Bett lag war ich untröstlich darüber, dass ich diesen Teil des Nationalparks nicht betreten würde können. Jetzt, wenn ich ehrlich bin, muss ich mir eingestehen, dass mir dadurch einiges an Mühsal und Qual erspart geblieben ist.

Es gibt natürlich auch eine gemütliche Art, das W anzugehen. Man vertraut sich und sein Geld einer Trekkingsorganisation an und spaziert dann mit leichtem Tagesgepäck oder reitet auf einem Pferd von Lager zu Lager. In der Hochsaison ist auf diesen Pfaden eine regelrechte Völkerwanderung im Gange und wer nicht alles im Voraus reserviert hat, muss am Wettlauf um einen Zeltplatz teilnehmen. Wildes oder freies Campen ist im Nationalpark verboten, ebenso das Verlassen der markierten Wege. Das klingt sehr restriktiv, ist aber ganz einfach einzuhalten. Der Pfad, auf dem wir hierher kamen, bot oftmals die einzige gangbare Schneise durch das stachelige Buschwerk. Die hartstieligen Pflanzen bilden bis zu einen Meter hohe Dornenkuppeln. Von der Weite erwecken sie den Eindruck weicher Kissen oder einer grünen Steppdecke, die über der Landschaft liegt. Bei näherer Betrachtung hingegen entpuppen sie sich als Schuh- und Hosen zerfetzende Wächter des Nationalparks, die jeden Abtrünnigen sofort auf den rechten Weg zurückweisen.

Wir wagen dennoch einen Ausflug in die Pampa. Über ein staubiges Geröllfeld ohne Bewuchs rutschen wir zu einem kleinen See hinab, auf dem wir zuvor durchs Fernglas Enten entdeckt

haben. Die scheuen Wasservögel flüchten leider sofort in den breiten Schilfgürtel. Um den mühsamen Aufstieg über die Geröllhalde zu vermeiden, umrunden wir den See und wollen durch einen nur schulterhohen Wald aus knorrigen Buchen zum Wanderweg zurückkehren. Aber sobald wir die bonsaiartigen Bäume erreichen, sehen wir den Grund, weshalb es hier keine Stachelbüsche gibt: Der Boden glitzert vor Nässe. Sumpf und Morast vereiteln unser Vorhaben und wir müssen umkehren und uns brav den Gesetzen des Nationalparks fügen.

Je näher wir dem Campingplatz kommen, desto mehr Menschen begegnen uns, die wie Fremdkörper in dieser Landschaft wirken. Frauen in Pelzmänteln mit Sonnenbrillen im Look der Loren an der Seite von betagten Männern am Gehstock, die mit Feldstechern und Kameras behängt sind. Aber auch jüngere Vertreter und Vertreterinnen der Upperclass flanieren vor dem Bergpanorama. Nicht gerade dezent geschminkt und mit allerlei Glitzerschmuck herausgeputzt, lassen sie sich vor der unberührten Wildnis ablichten. Es würde uns nicht wundern, wenn wir einige Mitreisende von Bord der *Via Australis* träfen. Der internationale Geldadel wohnt in der *Hosteria Las Torres*, rund einen Kilometer vom Campingplatz entfernt. Bei unserer Reiseplanung war ich auf den schlichten Namen *hosteria* hereingefallen und hatte mit dem Gedanken gespielt, ein Doppelzimmer dem Zelt vorzuziehen. Beim Besuch der Website ahnte ich schon, dass dies ein teures Vergnügen sein dürfte, fand jedoch keine Preisangabe. Erst eine Probebuchung spuckte die geforderte Summe aus und ich vermutete einen Eingabefehler meinerseits. Hatte ich aus Versehen eine Woche reserviert oder konnte eine Nacht tatsächlich 400 Dollar kosten? Sie konnte.

Deshalb lassen wir jetzt das geschmackvoll aus Holz und Glas gestaltete Gebäude links liegen und suchen auf dem weiträumigen Gelände des Campingareals unser Zelt. Die gelben Kuppeln einer Trekkinggruppe sind verschwunden, wir sind fast alleine.

Skeptisch inspizieren wir die Sanitäreanlage. Der lieblose Betonbau mit Wellblechdach, unter dem der Wind ungehindert durchpfeifen kann, ist nicht gerade einladend, um sich nackig auszuziehen. Zum Glück habe ich meine Duschhaube dabei, denn der Brausekopf befindet sich in über zwei Meter Höhe. Der heikelste Moment steht mir noch bevor. Ich muss das Wasser aufdrehen, ohne testen zu können, wie seine Temperatur ist. Eine kalte Dusche ist unvermeidlich. Bibbernd warte ich auf das warme Wasser, während der Wind das Wellblech scheppern lässt. Endlich setzt ein heißer Strahl ein und ich brühe mich minutenlang ab, bis meine Haut krebsrot ist und dichte Nebelschwaden durch die Betonzellen wabern. Wäre ich gesund, so würde ich jetzt nur mit dem Handtuch angetan zum Zelt rennen und mich dort in Ruhe anziehen. Aber das „ich darf mich auf keinen Fall nochmals erkälten“ hängt wie ein Damoklesschwert über mir und ich muss auf dem feuchten Betonboden balancierend meinen riesigen Haufen Gewand überstreifen. Ich scheitere bereits an der Unterhose. Das blöde Ding rollt sich zu einem Wulst zusammen und lässt sich beim besten Willen nicht mehr aufzwirbeln. Durch meine Hektik verliere ich das Gleichgewicht, das Handtuch rutscht von Hüften, kippt die Bergschuhe um, die Socken liegen im Wasser und ich stehe fluchend in der Zugluft. Zum Drüberstreuen schiebt mir die Erinnerung ein Bild von der luxuriösen *Hosteria Las Torres* vor die Augen.

Aber als ich mich kurz darauf in meinen Daunenschlafsack kuschle, ist der Frust schon wieder vergessen. Draußen gluckst das Bächlein, der Wind faucht durch die Baumkronen und die ziegelrote Zeltplane erzeugt ein angenehm warmes Licht.

„Was machen wir jetzt?“, fragt Markus nach einer Weile.

Es ist erst halb sechs. Um diese Jahreszeit setzt die Dämmerung schon früh ein und die Nächte im Zelt werden dadurch sehr lang. Zu lang, um jetzt schon zu schlafen.

Der Wind greift mittlerweile bis auf den Boden durch und stemmt sich gegen unser Zelt. Bei diesen Bedingungen müssten wir den Kocher im Innenzelt anzünden, ein Unterfangen, das uns doch etwas riskant erscheint. Daher beschließen wir, dem nahegelegenen *Refugio* einen Besuch abzustatten.

Der Aufenthaltsraum ist gerammelt voll, dafür aber herrlich warm. Wir finden zu unserer Verwunderung zwei leere Stühle direkt hinter einem Holzofen vor dem großen Panoramafenster. Bald wird klar, weshalb der Platz frei geblieben war. In unmittelbarer Nähe des Ofens wird man gegrillt, beim Fenster dagegen von eisigem Wind angeblasen. Das Glas endet rund einem Zentimeter vor dem Rahmen, die Luft kann ungehindert den fast eineinhalb Meter langen Spalt durchströmen.

Aber solchen Baumängeln schenkt man in Patagonien wenig Beachtung. Isolierung dürfte nach wie vor ein Fremdwort sein. Lieber legt man ein paar Prügel mehr in den Ofen, denn Holz steht offenbar ausreichend zur Verfügung.

Im *Refugio* geht es laut zu. Die meist sehr jungen Gäste krönen ihren Trekking-Etappensieg mit Alkohol, es herrscht ausgelassene Stimmung und der Lärmpegel steigt und steigt. Welch Kontrast zu dem stillen Zeltplatz! Trotzdem bleiben wir mangels Alternative solange wir es aushalten. Essen Sandwiches, trinken Tee und Kakao und wechseln zwischen Fenster und Ofen hin und her.

Bevor wir gehen, werfen wir noch einen Blick durch eine geöffnete Tür in ein Schlaflager. Nur so zum Abgewöhnen. Danach rollen wir uns zufrieden in unsere Schlafsäcke und genießen die Stille und die gute Luft.

17. Tag, Montag, 21.3.2011

Das Zelt hielt tapfer den nächtlichen Angriffen des Windes stand. Immer wieder hörte ich, wie Sturmböen erst an den Berghängen wüteten und dann gleich einer riesigen Welle herabbrausten und den Campingplatz überspülten. Es klang tatsächlich, als befände sich unsere Stoffkuppel inmitten einer Brandung. Die Luftströmung brachte das Rauschen des Baches mal ganz nah ans Zelt, dann wieder raschelte trockenes Laub wie ein Gischregen. Vom Baum hagelte es die kleinen Fruchtbeeren der Misteln. Im Zeltinneren fühlte ich mich erstaunlich wohl, die Hexenküche da draußen konnte mir nichts anhaben.

Gegen Morgen ist der Spuk vorbei und ich erwache erst, als Markus den Reißverschluss öffnet und hinausschlüpft. „Das musst du dir ansehen“, sagt er ehrfürchtig und es bleibt mir

nichts anderes übrig, als mich aus dem warmen Nest zu schälen und die klammen Bergschuhe anzuziehen.

Der frühe Morgen bietet einen prachtvollen Anblick. Es hat in der Nacht geschneit, die Berghänge sind leicht angezuckert. Nebel kriechen in höhere Regionen hinauf, als würde der Himmel an weißen Fäden ziehen und allmählich einen Schleier lüften. Die Luft ist von feinem Wolkenspinnt durchwoben, in dem Eiskristalle glitzern und ein geheimnisvolles Licht verbreiten. Es ist sieben Uhr und hinter der flachen Hügelkette am östlichen Horizont steigt die Sonnenkugel empor. Ihre Strahlen fallen direkt in den Zelteingang auf meiner Seite und ich werfe unter dem Vorzelt den Kocher an.

Das Frühstücksmüsli aus Haferflocken und Milchpulver legt sich wie Balsam über meine von den Antibiotika gereizte Magenschleimhaut und ich beschließe, die Einnahme abubrechen. Ich fühle mich stark genug, die Verantwortung für meine Gesundheit meinem Körper zu überlassen.

SELBSTÜBERSCHÄTZUNG (von der Angst Schwäche zu zeigen)

Das mit der körperlichen Stärke ist leider eine Illusion, wie sich kurz nach unserem Aufbruch Richtung *Refugio Chileno* herausstellt. Wir hatten vor, heute den letzten Schenkel des W in Angriff zu nehmen. Zwei Stunden Gehzeit bis zum *Refugio* lautet die Angabe, eine weitere Stunde bis zur Abzweigung ins Seitental und eine letzte Stunde bis zum Fuß der mächtigen *Torres*, die wir gestern bei unserer Ankunft gesehen haben.

Jetzt sitze ich nach höchstens hundert Höhenmetern am Wegrand und schnappe nach Luft. Die Kälte schmerzt in meiner Lunge. Ich wollte nur so langsam gehen, dass ich ständig durch die Nase atmen kann. Aber das ließ sich nicht machen, denn dann hätte ich bei jedem zweiten Schritt stehen bleiben müssen. Markus wartet geduldig, sagt, ich solle mir Zeit lassen. Dabei entgeht mir nicht sein sorgenvoller Blick, mit dem er den raschen Wetterwechsel beobachtet. Kurz darauf beginnt es zu regnen. Im Zeitlupentempo steige ich höher. Mein Ziel ist das *Refugio*. Dort kann ich mich bei einem heißen Tee erholen und auf Markus warten, wenn er bis zu den *Torres* weitermarschieren will.

Ein Trupp Reiter überholt uns. Sie führen leere Packpferde mit sich. Neidisch blicke ich ihnen nach.

Je höher wir kommen, desto rauer wird die Witterung. Ich darf nicht mehr rasten, sondern muss in Bewegung bleiben, damit mich der eisige Wind nicht auskühlt. Schneeschauer wehen uns als weiße Fahnen entgegen und geißeln mit spitzen Kristallen unser Gesicht. Dazwischen gibt es immer kurze Sonnenfenster und Hoffnung auf Wetterbesserung. Endlich flacht sich der Weg ab und wir können auf der anderen Talseite das Hüttendach des *Refugio Chileno* erkennen. Rauch steigt aus dem Kamin und ich beschleunige erfreut meinen Schritt. Nur noch über die Brücke! Weshalb drängen sich dick vermummte Menschen vor dem Eingang? Verständnislos zwänge ich mich an ihnen vorbei, will nur schnell in die warme Stube und

scheitere an der Tür. Sie ist verschlossen, obwohl ein Schild besagt, dass sie offen sei. Ich klopfe noch immer nicht, rüttle am Griff, klopfe laut gegen das Holz, bis ein Deutscher hinter mir sagt, dass mein Tun nichts nütze. „Saison beendet.“

„Aber es sind doch dutzende Touristen hier?“, frage ich überrascht.

Achselzucken.

„Und der Rauch?“

Ich presse mein Gesicht gegen die Tür und spähe durch einen Spalt im Holz. Drinnen erkenne ich die Reiter von vorhin, sehe wie sie sich am Ofen wärmen und heißen Tee aus großen Schalen trinken. Mein erbostes gegen die Tür hämmern scheinen sie nicht zu hören.

„Ich suche den Hintereingang“, sage ich zu Markus und schlüpfe durch die Menge Frierender, die sich unter dem Minivordach versammelt hat. Voller Überzeugung, dass die Chilenen eine persönliche Bitte, mich in die Wärme zu lassen, nicht ausschlagen würde, umrunde ich das Gebäude. Aber es gibt keinen anderen Eingang, muss ich zu meiner Enttäuschung feststellen. Nicht einmal ein Fenster, an das ich klopfen könnte.

Jetzt wird der Ausflug wirklich ungemütlich. Was sollen wir tun? Sofort umkehren? Ich spüre Markus Enttäuschung, der sich trotz der Schneeschauer Hoffnung auf einen Blick auf die Torres gemacht hatte. Mein Vorschlag, dass ich zurückgehe, während er den Weg fortsetzt schmettert Markus sofort ab. „Nichts da, wir bleiben zusammen.“

Das klingt zwar vernünftig und rücksichtsvoll, bürdet aber mir die Entscheidung und Verantwortung auf. Markus musste schon in Puerto Natales untätig an meinem Krankenbett ausharren, soll ich ihm jetzt auch noch die *Torres* vermiesen? Ich bringe es nicht übers Herz.

Wir setzen den Weg fort. Obwohl mir das Atmen immer mehr Probleme verursacht, sage ich nichts, flüchte mich stattdessen in Hustenanfälle. Markus bleibt stehen, wartet und schaut besorgt.

„Ich kann nicht abschätzen, wie es dir geht“, sagt er und fügt an: „Nur du weißt, wann es besser ist umzukehren.“

Es wäre von Anfang an besser gewesen, dies Tour gar nicht zu unternehmen, würde ich am liebsten antworten, schweige aber. Es ist eine völlig verfahrenere Situation. Mich plagen furchtbare Schuldgefühle, weil ich durch meine Krankheit den Urlaub verderbe und versuche daher zwischen gesundheitlichem Risiko und Erlebnismöglichkeiten abzuwägen. Eine gefährliche Gratwanderung ohne das Sicherheitsnetz von Antibiotika oder ärztlichem Rat.

Hustend schlepe ich mich ein paar Hundert Meter weiter, bis Markus zornig wird.

„Warum ist es so schwer zu sagen, ich kann nicht mehr, lass uns umkehren?“, fährt er mich an.

Ich breche in Tränen aus. In meinen Augen hat er leicht reden: Er ist in der überlegenen Rolle, er kann großzügig auf die Torres verzichten, sich aufopfern, sich kümmern. Ich jedoch muss eine Niederlage eingestehen, Schwäche zeigen, jemanden zur Umkehr zwingen.

Schneegestöber hüllen uns ein. Es ist wirklich nicht der geeignete Ort um solche Dinge zu diskutieren. Schluchzend folge ich Markus, der bereits den Rückweg angetreten hat.

Am *Refugio Chileno* stauen sich immer mehr Menschen. Einige sind mit leichtem Gepäck unterwegs, wollten hier übernachten und sehen sich nun plötzlich mit einer verschlossenen

Tür konfrontiert. Andere haben zwar ein Zelt dabei, aber keinerlei Proviant. Ratlose Gesichter und verzweifelnde Mienen, da fallen meine verheulten Augen zum Glück nicht auf.

Der Wind, der ständig an Stärke zunimmt, schiebt uns regelrecht aus dem Tal hinaus. Trotzdem drehe ich mich immer wieder um. Ich hoffe inständig, dass die *Torres* in den Schneewolken verborgen bleiben. Käme jetzt ein großes blaues Loch, das die Granittürme freigeben würde, müsste ich noch mehr mit dem Schicksal hadern. Aber zu meinem Glück wird das Wetter eher düsterer und kälter. Markus scheint sich darüber keine Gedanken zu machen. Die Entscheidung zur Umkehr ist gefallen und somit verschwendet er keine Energie mehr in „was wäre wenn“ Überlegungen. Ich bewundere seine klare Linie und bei der nächsten Rast sage ich deshalb leise „Danke“, worauf er mich mit erstaunt in die Höhe gezogenen Augenbrauen anblickt.

Kurz bevor wir den Talboden erreichen, hören wir Pferdegetrappel hinter uns. Die Chilenen reiten mit vollgepackten Rössern grußlos an uns vorbei. Müllsäcke und leere Gasflaschen türmen sich auf den Pferderücken. Ich verstehe nicht, dass sie nicht wenigstens einen kleinen Hinweis auf die Schließung der Hütte am Wegrand angebracht haben.

EINE HANDVOLL EULE

Am Campingplatz werden wir von einem Pfeifkonzert überrascht. In den knorrigen Bäumen zwitschert und trillert es so vielstimmig und wunderbar, dass wir stehenbleiben und lauschen. Natürlich wollen wir wissen, zu welchen Vögeln diese bezaubernden Melodien gehören, doch in dem dichten Blattwerk können wir die Sänger nicht erkennen. Gespannt beobachten wir jede Regung im Geäst und plötzlich fliegt etwas in der Größe eines Federballs an uns vorbei und landet auf einem abgebrochenen Stamm. Das braune Gefieder mit den silbrigen Einsprengseln passt farblich exakt zu dem verwitterten Totholz, sodass sich der Vogel kaum von seiner Umgebung abhebt. Nur seine gelben, krallenbewehrten Füße verraten ihn. Als er den Kopf um 180 Grad dreht und uns über seinen Rücken her anblickt, möchte ich juchzen vor Freude. Eine Eule! Die großen runden Augen sind von intensivem Gelb und fixieren uns mit stechendem Blick. Sie liegen eingebettet in die typischen, trichterartigen Federmulden, die oben mit weißen Brauen abschließen. Der hakenförmige Schnabel ist vom gleichen Gelb wie die Füße.

Die Eule macht den Eindruck eines gefährlichen Raubvogels, wirkt aber gleichzeitig aufgrund ihrer geringen Größe niedlich. Sie misst höchstens zehn Zentimeter und ich muss mit der Kamera nahe an sie heran, um ein brauchbares Foto zu bekommen. Später kann ich den Vogel anhand des Bildes übers Internet identifizieren: Es handelte sich um eine Pygmäen-Eule.

Nach der windigen Dusche im Betonverlies wärmen wir uns wieder im *Refugio* bei unserem Ofenplatz auf. Hungrig bestellen wir die gestern in der Speisekarte entdeckten Kartoffeln mit Ei. Der Mann hinter der Theke schüttelt den Kopf.

„Huevos, no!“ sagt er entrüstet, als hätten wir einen unverschämten Wunsch geäußert.

„Sólo papas?“, frage ich demütig nach.

„No, nada!“

Damit ist auch diese Hoffnung zerstört. Wir bitten ihn, uns auf der Speisekarte etwas zu zeigen, das es gibt. Der Mann wirft keinen Blick darauf. Stattdessen beginnt er, Bierflaschen in einen riesigen Kühlschrank zu stapeln. Unser Hunger macht uns hartnäckig. Schließlich erhalten wir eine unwirsche Antwort: „Sandwiches“.

Diese geschmacklosen Toastbrotlappen mit kunststoffähnlichem Belag haben wir gestern schon gegessen und wollten daher ein Wiederkauen vermeiden. Die einzige Alternative wäre, den Kocher anzuwerfen, aber ein Blick nach draußen auf die windgebeutelten Bäume nimmt uns die Entscheidung ab.

Eine Stunde später werden an den Tischen im Speisezimmer Gedecke aufgelegt und ein dreigängiges Menü serviert. Ausschließlich für Gäste mit Halbpension. Da lässt sich weder mit Bitten noch mit Geld etwas daran ändern.

18. Tag, Dienstag, 22.3.2011

Die Nacht war bitterkalt. Bereits gestern Abend hatten sich die Wolken verzogen und einen sternefunkelnden Himmel freigegeben. Die Granitwände der *Torres* schimmerten bleich im Mondlicht. Einerseits war ich neidisch auf die Touristen, die nun am Fuße dieser mächtigen Türme campierten, andererseits aber hätte ich nicht den ganzen Tag dort oben im Schneesturm ausharren wollen. Von der eisigen Nacht ganz zu schweigen.

Selbst an unserem windgeschützten Zeltplatz fiel die Temperatur weit unter null Grad. Ich musste Anorak und Schal über den Schlafsack legen, um nicht zu frieren.

Jetzt, am frühen Morgen, rieseln winzige Eiskristalle von der Zeltplane, sobald man an sie anstößt. Unser Atem kondensierte in der Nacht zu einer dünnen Schicht Raureif. Zu meinen Füßen befindet sich ein Eisklotz. Zumindest fühlt sich die Gaskartusche so an. Gemäß der Gebrauchsanweisung habe ich sie vor einer Stunde zu mir in den Schlafsack geholt um sie ein wenig aufzuwärmen. Bei tiefen Temperaturen besteht nämlich die Gefahr, dass nur ein Teil der Gasmischung (Butan bildet unter 0° keine brennbaren Gase) verbrennt. Sie setzt sich aus 20% Propan und 80 % Butan zusammen. Nur diesem Verhältnis erzeugen sie beim Verbrennen auch die größte Hitze.

Zum Sonnenaufgang kriechen wir aus dem Zelt. Die Berggipfel tragen bereits einen Hauch von Rouge, während die *Torres* noch von gazeartigen Schleiern umspielt werden, die das verblässende Mondlicht einfangen. Ein wunderschöner Tag kündigt sich an.

Ausgerechnet heute.

ABSCHIED VON DEN TORRES

Gestern nach dem Schlechtwettereinbruch und meiner physischen Schlappe haben wir beschlossen, das Zelt hier abzubauen und zur anderen Ecke des Nationalparks zu fahren. Ich blicke Markus fragend an.

„Was ist?“, will er wissen, als er merkt, dass ich ihn beobachte.

Ich deute auf die freiwerdenden Gipfel der *Torres*, die sich silbern in den Himmel recken.

„Und?“ Markus scheint nicht zu begreifen worauf ich hinaus will.

Da ich das schöne Wetter am Abreisetag wie eine persönliche Verhöhnung empfinde, bilde ich mir ein, Markus müsse es genauso ergehen.

„Ist das nicht gemein?“, versuche ich ihn auf meine Linie zu ziehen.

„Gemein? Dass sich die *Torres* noch einmal blicken lassen, bevor wir weg sind? Im Gegenteil, ich finde das ausgesprochen nett von denen.“

„Weißt du was“, sage ich spontan, „du saust jetzt los ins Basiscamp und ich warte hier. Ohne mich bist du viel schneller und kannst in drei oder vier Stunden am Aussichtspunkt sein. Ich lege mich in die Sonne oder geh' ein bisschen spazieren. Es reicht, wenn wir morgen abreisen.“

Markus überlegt meinen Vorschlag nicht einmal und schüttelt den Kopf. Man könne nichts erzwingen, meint er ohne eine Spur von Groll. Gestern habe es nicht sollen sein und heute könne sich das Wetter genauso rasch ändern. Er denke nicht daran, den *Torres* hinterher zu rennen.

Ich bin erstaunt und zugleich erleichtert. In seinen Sätzen schwingt nicht der leiseste Vorwurf mit, dass die gestrige Tour vor allem durch meine Erkältung vermässelt worden ist. Die Schuldgefühle, die ich deswegen mit mir herumtrage, sind wirklich unbegründet.

„Das predige ich dir ja die ganze Zeit“, sagt Markus und lacht, „aber du glaubst mir nicht.“

Während das Teewasser über dem Kocher zu singen beginnt, hängen wir unsere Schlafsäcke und Matten in den Mistelbaum. In der wärmenden Sonne beginnt alles zu dampfen, dünne Nebelfäden kriechen über den Boden, quellen über dem Flussbett und hängen wie ein Gespinst in den Ästen der Bäume. Es ist, als ob die Landschaft nach der Starre der klirrenden Nacht allmählich zu atmen beginnt. Auch vor unseren Gesichtern kondensiert die Luft während wir reden. Wir erzeugen weiße Sprechblasen, wie in einer Comiczeichnung.

Das Frühstück an diesem herrlichen Morgen ist unvergesslich. In Daunenjacken verummmt löffeln wir heiße Haferflockenmilch und blicken auf die *Torres*, die sich markant vor dem stahlblauen Himmel abzeichnen. Am Ufer des Bachbettes schnürt ein kleiner Fuchs entlang und wirft uns scheue Blicke zu, Vögel stimmen ihr vielfältiges Lied an. Aber das Paradies hat ein Ablaufdatum. Um neun Uhr fährt der Bus und wir müssen noch das Zelt abbauen, abwaschen, packen und zur Haltestelle gehen.

Als wir um halb zehn Uhr beim Verwaltungsgebäude des Nationalparks vom Minibus auf den großen Bus umsteigen, werden die *Torres* bereits von Wolken umspült. Noch ragen ihre

Spitzen aus dem Wattermeer, das von hinten gegen die Türme brandet, aber bald schon werden sie verschluckt sein. Ein Umstand, der in mir ein Gefühl der Befriedigung auslöst. Markus teilt diese Empfindung nicht. Denn stabiles Schönwetter könnten wir auch am *Lago Pehoe* gebrauchen, zu dem wir heute fahren.

Der Bus rattert über die Schotterpiste, Staubfontänen hüllen die am Straßenrand grasenden *Guanakos* ein. Es ist den Tieren egal. Offenbar sind sie die röhrenden Motoren und den Dreck gewöhnt. Ich verstehe nicht, weshalb sie sich nicht in der Nähe der Trekkingrouten aufhalten, wo nie ein Fahrzeug die Idylle stören würde und wo man sie zum Andenken fotografieren könnte. Die angeblich scheuen Tiere müssen vom Busfahrer sogar angehupt werden, damit sie die Fahrbahn verlassen.

„Das machen die nur, um dich zu ärgern“, sagt Markus und ich stimme ihm entrüstet zu. Er grinst triumphierend und erst jetzt bemerke ich, dass er mich auf den Arm genommen hatte. Seitdem ich auf dem Schiff krank geworden war, spüre ich so etwas wie einen Erfolgszwang. Offenbar glaube ich, Versäumtes durch besonders tolle Erlebnisse wettmachen zu können. Ich nehme nicht an, was der Tag mir bietet, sondern möchte alles optimieren. Mangels magischer Kräfte kann ich natürlich weder das Wetter, den Standort der *Guanakos* noch den Menüplan eines *Refugios* beeinflussen. Trotzdem wertere ich es als persönliche Niederlage und hab dadurch ein egozentrisches Weltbild geschaffen. Eine gefährliche Falle, die Carlos Castanedas Lehrer Don Juan in einem Satz zusammenfasst: „Du nimmst dich zu wichtig.“ Das ist der Schlüssel zu fast allen Problemen.

Plötzlich muss ich lachen. Der Gedanke, dass ich für die äußeren Umstände der Reise verantwortlich sein soll, ist einfach absurd. Diese Vorstellung kann wirklich nur einem Ego entspringen, das sich maßlos überschätzt.

Entspannt lehne ich mich in den Bussitz zurück. Ein herrliches Gefühl von „nichts-tun-müssen“ durchflutet mich. „Da sein“ genügt vollauf. Endlich habe ich auf meine Bahn zurückgefunden, aus der mich die Krankheit geworfen hatte.

Der Bus kurvt um braune und schwarze Hügel, die mit den Stachelbüschen bedeckt sind. In den Senken steht oft Wasser. Seine Farbpalette reicht von sumpfgrün über himmelblau bis hin zu morastschwarz. Mitunter bieten sich zwischen den Hügeln grandiose Ausblicke auf die beiden großen Seen: den *Lago Sarmiento* im Süden der schmalen Landzunge auf der wir fahren und den *Lago Nordenskjöld* im Norden.

Am *Lago Pehoe* wartet der Katamaran. Unweit von der Anlegestelle ergießt sich der *Lago Nordenskjöld* in den *Pehoe*. Die Wassermassen strömen durch eine Engstelle und schießen über eine Steilstufe genannt *Salto Grande* herab. Es muss ein imponantes Schauspiel sein, doch es fehlt uns die Zeit für eine Besichtigung. Das heißt, an Zeit mangelt es eigentlich nicht, nur sagt uns das niemand. Wir warten über eine Stunde am Steg, bis die Schiffbesatzung auftaucht und eine weitere halbe Stunde, bis wir an Bord dürfen.

AM UFER DES LAGO PEHOE

Der Wind hat in der Zwischenzeit an Stärke zugenommen und während der langen Wartezeit mussten wir uns unter den Kapuzen verstecken. Nun aber, da das Boot über den See braust und fast dieselbe Geschwindigkeit wie der Rückenwind an den Tag legt, herrscht an Deck eine eigentümliche Stille. Unsere Augen registrieren zwar die schaumgekrönten Wellen und die sturmgebeutelten Bäume am Ufer, aber unsere Haut meldet nur einen leichten, angenehmen Lufthauch, der den Dieselqualm des Heckmotors in Schach hält. Als das Boot langsamer oder der Wind heftiger wird, dringen die Abgase in die Passagierkabine vor und verursachen eine Massenflucht aufs Deck. Es wird eng hier oben. Das Boot fährt knapp am nördlichen Steilufer um den Windschatten auszunützen.

Eine Zeitlang können die Menschen an Deck das wunderbare Farbenspiel des Sees genießen. Der *Lago Pehoe* besitzt eine eigentümliche Farbe, die wahrscheinlich auf im Wasser gelöste Mineralstoffe zurückgeht. Diese Gletschermilch, wie das Phänomen oft genannt wird, changiert von leuchtendem Türkis bis hin zur Farbe cyan, die wolkenloser Himmel bei der Digitalfotografie manchmal aufweist und auf einem Belichtungsfehler beruht. Aber oftmals überschreitet die Natur jene Grenzen, die man bei einem Bild nicht mehr als „natürlich“ akzeptieren würde.

Während die Kameras piepen und klicken wendet das Boot ein wenig nach Norden und braust auf den offenen See hinaus. Der Wind, diesmal von vorne, trifft uns mit voller Wucht. Was wie eine Ohrfeige begann, setzt sich als wütendes Gezerre an Kleidung und Haaren fort und gipfelt in einer Dusche, als sich die Gischt der Bugwelle über uns ergießt. Alles drängt in den geschützten Innenraum und es wundert mich, dass niemand über Bord gefegt wird.

Nach einer halben Stunde wildem Ritt auf den Wellenbrechern gleiten wir in eine ruhige Bucht. Der Katamaran legt an und wir sind wieder die Ersten auf dem Weg zum Campingplatz. Sicher ist sicher.

Holzstege führen über die allgegenwärtigen Stachelbüsche und verbinden kleine, gerodete Flächen miteinander. Die wenigsten sind wirklich eben. Intensive Nutzung hat den Grasbewuchs dezimiert und der kahle Erdboden ist ein gutes Indiz für eine windgeschützte Stelle. Das haben wir schnell herausgefunden. Denn zuerst steuerten wir natürlich die Rasenflächen an, auf denen wir aber wegen des Sturms schon beim Zeltaufbau gescheitert wären. Dort kämpfen nun die Spätankömmlinge mit knatternden Planen und wehenden Überzelten, während wir in der gemäßigten Leezone am Fuße eines Hügels unsere Kuppel aufstellen. Der Platz ist gut gewählt, wir können die Spannleinen an dem Betonfundament einer Müllstation auf der einen Seite und an einem schweren Holztisch auf der gegenüberliegenden Seite befestigen. Die Leinen aus dem Zeltzubehör hätten nie ausgereicht, um die Distanz von rund zehn Meter bis zur Müllstation zu überbrücken. Aber für diesen Zweck haben wir stets Gleitschirmleinen dabei, die zwar sehr dünn aber äußerst belastbar sind. Der Sturm ist für unser Zelt nun keine Gefahr mehr, dafür aber unser riesiges Spinnennetz, in dem sich andere Campingplatzbesucher verfangen könnten. Wir müssen deshalb sämtliche Bündel, die wir quer durch die Landschaft spannen, mit Fetzen oder Nylonsäcken kennzeichnen, damit uns niemand hineinrennt oder darüber stolpert.

Wir befinden uns nun am westlichen unteren Knick des W und das Besucheraufkommen ist eindeutig höher als im Osten. Trotz des raueren Klimas. Vielleicht liegt das am schönen *Refugio* zu dem der Campingplatz gehört. Die Front des Speisesaals und der Bar im Obergeschoß besteht aus Glas und ermöglicht den unverstellten Blick auf die *Cuernos del Paine*, deren bizarre Silhouette zum Symbol des Nationalparks geworden ist. Ihre Gratnadeln sind zwar nicht so hoch und freistehend wie die Türme der *Torre*, dafür sind ihre Spitzen schwarz. Als hätte jemand das Bergmassiv aus ockerbraunem Granit auf den Kopf gestellt und in Pech getaucht. Denn die schwarze Farbe endet an einer exakten horizontalen Linie, die wie mit dem Lineal gezogen erscheint.

Meine Recherche im Internet bezüglich des geologischen Aufbaus ergab, dass es sich um unterschiedliche Sedimentschichten handelt. Auf die Idee wäre ich ohne Wikipedia nie gekommen! Gletscher und pausenlose Stürme nagten alles ab, das weicher als Granit war. Zurück blieben glatt gefräste und polierte Skulpturen, die in den Himmel ragen, der Schutt liegt weit unten im Tal. An den steilen Felswänden kann sich nicht einmal der Schnee halten. Er rieselt hinab und sammelt sich am Fuß der Felsen zu einem weißen Schal, der sich rund um das Bergmassiv schmiegt.

Wir packen unseren Tagesrucksack und folgen den schwerbeladenen Trekkern, die den Innenabschnitt des W in Angriff nehmen. Auf einer kleinen Anhöhe verlassen wir den Weg und lassen uns vom Sturm auf eine Hügelkuppe blasen. Es reicht, die Arme im Anorak ein wenig auszubreiten und dem Rückenwind genügend Angriffsfläche zu bieten, schon schiebt einem eine ungestüme Kraft hangaufwärts. Oben angekommen, heißt es schnell Deckung hinter einem Hindernis zu suchen. Mit dem Rücken gegen eine Felsrippe gelehnt genießen wir die spektakuläre Aussicht auf drei Seen. Jeder besitzt eine andere Farbe. Der *Lago Nordenskjöld* ist wie Milch mit einem Schuss Blau, der *Lago Pehoe* von sattem Türkis und ein namenloser See unterhalb des *Lago Skottsberg* bietet kristallklares Dunkelblau.

Von dem Blick nach Norden erhofften wir Eindrücke vom *Valle del Frances* zu erhaschen. Aber das Tal erweist sich als brodelnde Hexenküche des Wetters. Monströse Wolkengebilde quellen auf, wirbeln durcheinander, zerfetzen, lassen ihre Schneefracht fallen und lösen sich dann auf. In diesem kurzen Moment, bevor sich neue Wolken formen, bahnen sich vereinzelt Sonnenstrahlen den Weg ins Tal und beleuchten die Schneefahnen von hinten. Mitunter blitzt sogar blauer Himmel über den *Cuernos* auf, bevor die graue Wolkenmasse sie wieder überschwemmt.

Wir haben den Eindruck, dass der Sturm immer stärker wird. Als Markus einmal kurz aufsteht taumelt er wie ein Betrunkener. Es ist Zeit einige Höhenmeter abzustiegen, solange wir uns noch aufrecht bewegen können. Aber das ist nicht so einfach. Wir stemmen uns mit dem ganzen Körper gegen den Wind und kommen trotzdem nicht vorwärts. Das ist eine völlig neue Erfahrung für uns. Wollen wir zum Zeltplatz zurück, müssen wir zuerst in die entgegengesetzte Richtung gehen. Nur die Leeseite des Hügels erlaubt einen Abstieg in tiefer gelegene und weniger dem Sturm ausgesetzte Regionen.

Der Umweg zahlt sich aus. Plötzlich liegt uns der *Lago Skottsberg* zu Füßen. Seine stahlblauen Fluten sind mit den weißen Gischtruppen sich brechender Wellen überzogen. Über

der Wasseroberfläche des *Lago Skottsberg* entstehen seltsame Schleier. Der Blick durchs Fernglas zeigt ein Phänomen, das wir bislang noch nie beobachten konnten. Orkanartige Böen reißen Wasserwirbel in die Höhe, die sich wie Windhosen drehen und zu einem Trichter aufzwirbeln.

Der Sturm macht auch den Wolken zu schaffen. Bevor sie sich auftürmen können, werden sie abgeschliffen. Linsenförmige Gebilde stapeln sich übereinander, die Schneefahnen werden filigraner und dahinter zeichnen sich immer deutlicher die Granitwände der *Cuernos* auf. Wir beschließen noch eine Weile im Sturm auszuharren und suchen erneut Schutz hinter einem Felsen.

Über eine Stunde lang beobachten wir fasziniert das Wettergeschehen, dass in seiner Dramatik einem spannenden Kinofilm gleicht. Rund um die *Cuernos* tobt ein wilder Kampf der Elemente, bei dem die Sonne dank des Sturmes immer mehr die Oberhand gewinnt. Natürlich haben wir von den raschen Wetterwechseln gehört, für die Patagonien berüchtigt ist. Aber dass sie derart schnell erfolgen, hatten wir nicht erwartet. Mitunter liegen nur Sekunden zwischen Schneesturm und Sonnenschein. Um die *Cuernos* auf ein schönes Bild vor blauem Himmel zu bannen, lege ich den Finger auf den Auslöseknopf des Fotoapparats, den wir auf einem Stativ ausgerichtet haben. Markus starrt auf die *Cuernos* und ich warte auf sein Kommando. Wenn er „jetzt“ ruft, drücke ich ab. Trotzdem ist auf dem Foto der Gipfel bereits wieder zur Hälfte von einem Schneeschauer verdeckt. Der Vorteil der Digitalfotografie ist die kostenfreie Speichermöglichkeit. Wir haben in dieser Stunde sicherlich an die sechzig Aufnahmen gemacht, weil die Stimmungen und das Licht andauernd wechselten. Als dann die *Cuernos* nahezu wolkenfrei waren, gab die Batterie den Geist auf.

Wir kehren zum Campingplatz zurück. Es ist zwar erst früher Nachmittag, aber der Sturm vermiest uns den Aufenthalt im Freien. Zudem möchte ich jedes Risiko eines Rückfalls vermeiden, der durch die verfrühte Absetzung der Antibiotika fatal sein könnte. Wir holen unsere Duschsachen aus dem windgebeutelten Zelt und inspizieren die Sanitäreanlagen. Es sieht nicht einladend aus. In den betonierten Duschwannen steht das Wasser, ein schmierig schleimiger Seifensee, auf dem Haare und Pflaster schwimmen. Offenbar sind alle Abflüsse verstopft, denn die vier Duschkabinen sind alle überschwemmt. Es graust mir, ich versuche nicht an Fußpilz zu denken, sondern genieße das aus großer Höhe herab fallende heiße Wasser. Während ich mir den Kopf shampoooniere, lässt die Wassertemperatur deutlich nach. Ich beeile mich, allen Schaum abzuwaschen, bevor nur mehr Kaltwasser aus der Dusche strömt. Ganz gelingt es mir nicht. Frierend trockne ich mich ab, spüle meine eingeweichten Füße draußen in einem Waschbecken und eile ins *Refugio*. Hinter dem Panoramafenster wärmt mich die Sonne auf und drei Tassen Tee tun das übrige dazu, damit ich wieder Betriebstemperatur erlange.

Für Morgen muss ich mir jedoch etwas anderes einfallen lassen. Während ich überlege, wie ich die Ekel Dusche umgehen kann, stehe ich bereits vor der Lösung. *Bano* steht auf einer offenen Tür und ich spähe vorsichtig hinein. Der geflieste Raum mit Waschbecken, Spiegeln und drei Duschkabinen macht einen sauberen Eindruck. Er ist für die weiblichen Gäste der Schlafsäle im untersten Stockwerk reserviert. Ich bin zufällig hier hereingeraten, weil ich eine

Steckdose für das Batterieladegerät suchte und ich an der Rezeption zum Aufenthaltsraum verwiesen worden war. Die Neugier trieb mich ein paar Schritte weiter und jetzt ist mein Problem gelöst. Fast. Immerhin muss ich mich morgen an der Rezeption vorbeischieben. Aber so etwas mache ich ja nicht zum ersten Mal.

WISH YOU WERE HERE

Das *Refugio* ist kaum besucht. Nur hinter der Glasscheibe sitzen ein paar Touristen wie wir in der Sonne. Viele lesen, ich schaue. Entspannt zurückgelehnt wie in einem Imax – Kino vor der Riesenleinwand beobachte ich das Spiel der Wolken um die *Cuernos*. Mit fortschreitender Tageszeit sinkt die Sonne tiefer und schickt ihre Strahlen nun beinahe waagrecht ins *Valle del Frances*. Das Tal ist von Grund auf ausgeleuchtet, obwohl Stürme eine Schneefahne nach der anderen an die Granitwände peitscht. Die Szene wirkt wie ein mystisches Drama, begleitet von Pink Floyds „Dark Side of the Moon.“ Die drei jungen Mädchen, die im *Refugio* angestellt sind, haben die Musik auf eine Lautstärke gedreht, dass der Boden bei den Bässen vibriert. Die großen Boxen, die von der Decke des Obergeschosses hängen, verteilen den Klang wunderbar im Raum und schaffen Konzertatmosphäre.

Ein tiefes Glücksgefühl durchströmt mich. Das einzigartige Bergpanorama, das ich nur von Fotos oder Fernsehdokumentationen her kannte, sehe ich nun mit eigenen Augen. „Wish you were here“ ist kein frommer Wunsch geblieben.

Kurz vor Sonnenuntergang haben sich fast alle Wolken aufgelöst und durch das Fernglas können wir jedes Detail der Granitwände studieren. Sie sind glatt, kein Vorsprung konnte sich dauerhaft gegen den Sturm behaupten. Elegant geschliffene Rundungen oder Kanten wie Rasierklingen, sonst ist da nichts. Keine losen Steine, kein Schuttband, höchstens ein Riss, der den Fels wie ein sauberer Schnitt spaltet. Vielleicht erklärt das den Eindruck einer makellosen Schönheit. An den *Cuernos* bleibt nichts haften, kein Dreck, kein Eis, nicht einmal Schnee. Sicher haben sich an diesen Wänden schon Kletterer versucht. Wenn ich durchs Fernglas den Verschneidungen folge, beneide ich sie um das Gefühl diese granitene Berghaut unter den Handflächen zu spüren. Aber dann fallen mir die Stürme und die niederen Temperaturen ein und die Realität holt mich aus den Träumereien zurück.

Zwischen dem *Valle del Frances* und dem *Refugio* liegt der *Paine Grande*. Der Hausberg des Campingplatzes. Sein Gipfel war den ganzen Tag von Wolken und Schneegestöber verhüllt, nur ab und zu zeigte sich seine vergletscherte Kuppe. Jetzt, am späten Nachmittag, hält sich nur mehr eine linsenförmig Sturmhaube über dem über 3000 Meter hohen Berg. Von den Gletscherbrüchen und Graten wehen lange Schneefahnen. Im Sonnenschein lodern sie wie weißes Feuer. Dort oben, zwischen den bizarren Eisblöcken, Wächtern und tiefblauen Spalten hat sicher noch kein Mensch Spuren hinterlassen. Meine Überzeugung rührt daher, dass ich mir nicht vorstellen kann, wie man in so feindlicher Umgebung überlebt. Ganz zu schweigen von essen, schlafen oder seine Notdurft verrichten.

„Ich zeig dir was“, sagt Markus, als ich ihm meine Gedanken mitteile.

Im Aufgang zum Obergeschoß hängt ein großformatiges Bild. Die Schwarzweißaufnahme hat eine beeindruckende Gletscherlandschaft eingefangen. Haushohe Türme aus Eis, geschwungene Wächten mit weitausladenden Überhängen, dazwischen ein Schneefeld mit frischem Glitzerpulver. Mitten hindurch führt eine Trampelspur. Ungläubig lese ich die vergilbte Bildaufschrift: *Expedition Paine Grande*. Die Jahreszahl ist nicht mehr zu entziffern. Ein zweites Foto zeigt die Expeditionsteilnehmer auf einem Grat knapp unter dem Gipfel. In Bergschuhen und Gamaschen, dicken Lodenhosen und Wollpullovern. In der Hand einen Ring aus gefrorenem Hanfseil. Auf Eispickel mit Holzstielen gestützt, blicken sie triumphierend in Richtung Kamera. Als wollten sie zu mir sagen, „Ätsch du verweichlichter moderner Mensch, wir brauchen weder Goretex noch Daunen. Kein Duschhäubchen und kein Hakle Feucht-Toilettenpapier. Bleib du hinter der Glasscheibe und schau durchs Fernglas, während wir dem Gipfel deine Grüße überbringen.“

Mit einem Seufzer beuge ich mich über die Wanderkarte. Morgen möchten wir zum *Grey-Gletscher*. Doch die Zeitangabe für eine Strecke ohne Retourweg beträgt viereinhalb Stunden. Ich bin schon froh, wenn ich es bis zur Hälfte schaffe. Meine Verköhlung ist zwar einigermaßen abgeklungen, aber bei geringer Anstrengung rast mein Puls und Schweiß bricht mir aus. Das ist im Sturm ziemlich ungesund.

Allmählich trudeln Trekker ein, die einen langen Tagesmarsch hinter sich haben. Viele sind in erbarmungswürdigem Zustand. Ein junger Mann berichtet, dass er tagelang nichts gegessen habe, weil er zu erschöpft war, um den Kocher anzuwerfen. Ungekochte Nudeln erwiesen sich als falscher Proviant. Das Problem mit dem Kocher teilen viele. Oft ließen einfach die stürmischen Winde kein offenes Feuer zu.

Manche Trekker ziehen vorsichtig die Socken aus, die sich an den blutenden Blasen festgeklebt haben. Andere fluchen über ihre Jeans, deren Stoff bei Sturm und Hagel gefror. Um von den Schauergeschichten abzulenken, frage ich, ob sie viel von der grandiosen Landschaft gesehen haben. Eine Frau bringt es auf den Punkt: „Sicher gab es immer wieder tolle Ausblicke auf Gipfel und Gletscher, aber die meiste Zeit war ich nur mit Gehen beschäftigt. Der schwere Rucksack zwingt den Blick auf den Boden, da schaut man nicht in der Gegend herum. Die Tagesetappen sind sehr lang und erlauben nur wenige Pausen. Außerdem regnete und stürmte es auf dem Großteil der Strecke über. Die ganze Ausrüstung wurde feucht. Es bleibt ja keine Zeit, das Zelt zu trocknen, bevor es eingepackt wird.“

„Aber schön war es trotzdem?“ hake ich nach.

„Ja super! Vor allem, wenn man es hinter sich hat!“ lacht die Frau und eilt zur Dusche.

UNGEBETENE GÄSTE

Wir haben im *Refugio* zu Abend gegessen. Der Koch bereitete für uns beide extra ein vegetarisches Menü. Nun suchen wir uns mit der Taschenlampe den Weg zu unserem Zelt. Kaum liegen wir in den Schlafsäcken mischt sich ein zartes Rascheln in das Heulen des Windes. Markus schlägt mit der flachen Hand gegen die Zeltplane. Das Rascheln verstummt einen Augenblick. Kurz darauf knuspert es wieder.

„Mäuse?“, frage ich ihn, als er mit der Taschenlampe die unterm Vorzelt abgestellten Rucksäcke und Bergschuhe beleuchtet.

„Eher Ratten“, gibt er zur Antwort.

Erschrocken fahre ich aus dem Schlafsack. „Wie kommst du denn darauf? Hast du eine gesehen?“

„Nein. Gesehen noch nicht. Aber gehört.“

„Klingen Ratten anders als Mäuse?“

Markus zieht genervt den Reißverschluss wieder zu. „Du musst es ja nicht glauben, aber es sind Ratten.“

Er könnte Recht haben, denn im Reiseführer stand etwas von einer Rattenplage, allerdings bezog sich die Warnung auf einen anderen Campingplatz. Trotzdem mache ich mir keine Sorgen, denn ich höre bloß den Lärm des Windes, der übers Gelände braust und die Zeltstangen verbiegt.

Gerade als ich am Einschlafen bin, zwängt sich etwas zwischen der Zeltplane und meinen draußen angelehnten Rucksack durch. Direkt neben meinem Ohr vernehme ich das Scharren der Füße und das Wetzen des Körpers am Zeltstoff. Augenblicklich bin ich hellwach. Während ich mit klopfendem Herzen nach der Taschenlampe greife, lausche ich konzentriert. Es ist eindeutig. Ein Tier macht sich am Gepäck zu schaffen. Ratsch! Reißverschluss auf und den Lichtkegel schwenken. Nichts zu sehen. Irgendwie bin ich erleichtert. Der Anblick einer Ratte hätte mich wohl um die Nachtruhe gebracht.

Zur Sicherheit holen wir das restliche Gepäck ins Zeltinnere. Nur die Bergschuhe und die leeren Rucksäcke bleiben draußen.

Dann legen wir uns wieder hin. Der Schlaf lässt lange auf sich warten. Das Knistern und Rascheln so knapp bei den Ohren geht munter weiter. Zum Glück nimmt der Sturm zu und übertönt zeitweise das Nagen und Schaben. Plötzlich setzt Regen ein und die Tropfen prasseln wie eine Steinlawine auf das Zelt und den Boden ringsum nieder. In dem Lärm geht alles unter und wir nicken endlich ein.

19. Tag, Mittwoch, 23.3.2011

Gleich nach dem Erwachen schauen wir nach, ob von unseren Bergschuhen noch etwas übrig ist. Leder schmeckte den Nagern offenbar nicht. Sie standen mehr auf Kunststoff. Meiner geschäumten Sitzunterlage fehlt eine Ecke, die schwarzen Brösel, vermischt mit Kotkugeln zieren meinen Rucksack. Auf Markus Seite haben die Viecher einem Nylonsack den Garaus gemacht. Bunte Fetzen liegen verstreut auf dem Boden herum. Mehr ist glücklicherweise nicht

passiert. Denke ich. Bis ich meine Wanderstöcke sehe. Die Korkgriffe hatten es den Biestern angetan. Markus grinst belustigt, als ich ihm die angenagten Stellen zeige. Ich finde es nicht zum Lachen, wenn ich meine Hände dorthin legen soll, wo Stunden zuvor Rattenzähne geschabt haben. Ich gehe die Stöcke waschen, sicher ist sicher. Denn im Reiseführer stand auch etwas von einer tollwutähnlichen Krankheit, die von Kleintieren übertragen wird.

Das Frühstück können wir uns im Pavillon kochen. Ein achteckiges Holzhäuschen mit Glasscheiben ringsum bietet neben einem guten Windschutz auch einen großen Gaskocher und einen Boiler mit heißem Wasser. Während wir unser Müsli löffeln versuchen wir aus dem Wettergeschehen schlau zu werden. Der Sturm hat sich auf die Berge zurückgezogen. Über dem *Paine Grande* türmt er Wolken zu mehrstöckigen linsenförmigen Gebilden auf. Siebengeschossige Ufos schweben über den Gletscherbrüchen als suchten sie vergeblich einen Platz zum Landen. Über dem *Lago Pehoe* in Richtung Pampaebene setzt sich am Himmel immer mehr Blau durch, am Horizont leuchtet ein wolkenloser Streifen. Aber wir wollen in die entgegengesetzte Richtung. Natürlich. Dort sieht es schwarz aus. Und weiß. Wenig später marschieren wir direkt auf den Schneesturm zu.

WERDEN WIR DEN GLETSCHER SEHEN?

In Erwartung des eisigen Windes habe ich Anorak, Kapuze, Handschuhe und Überhose an. Der Weg führt uns jedoch zuerst in ein kleines Tal, in dem sich kein Lüftchen regt. In meiner Polarkleidung staut sich sowohl Hitze als auch Feuchtigkeit und ich muss Schicht um Schicht ablegen, je länger wir gehen. Die Windböen wüten weiter oben in den Bäumen und rauschen wie Brandungswellen über uns hinweg. Geschickt nützt der Wanderweg jede Deckung aus und wir gelangen unbehelligt vom Wind auf eine kleine Anhöhe. Als wir aus dem schützenden Wald treten, trifft uns der Sturm mit voller Wucht. Ich rette mich zurück in das Wäldchen, um mich dort wieder in Anorak und Überhose zu kleiden. Markus, der den ganzen Weg über im Anorak gehen kann ohne zu schwitzen, wartet hinter der nächsten Wegbiegung mit einem amüsierten Grinsen.

„Kannst dich gleich wieder ausziehen“, sagt er und deutet auf den weiteren Wegverlauf. Immer im Windschatten von Bäumen oder Felsen quert der Wanderweg den Bergrücken, der vom Massiv des *Paine Grande* in mehreren Stufen zum *Lago Grey* hin abfällt. Noch ist von dem See nichts zu sehen. Immer neue Hügelkuppen aus rotem, blankgescheuerten Gestein tauchen auf und verhindern die Sicht. Wir kommen an einem kleinen Bergsee vorbei, der zwischen den roten Felsrücken eingebettet ist. Seine silbrig glitzernde Wasseroberfläche wird von zahlreichen, kleinen Inseln durchbrochen. Manche bestehen nur aus einem Gesteinsbrocken, auf anderen wächst ein knorriger Baum. Ich würde am liebsten sofort zum Ufer absteigen und ein paar idyllische Fotos machen, aber Markus zieht es zum Gletscher und ich will nicht aufhalten. Außerdem ist der See am Rückweg auch noch da.



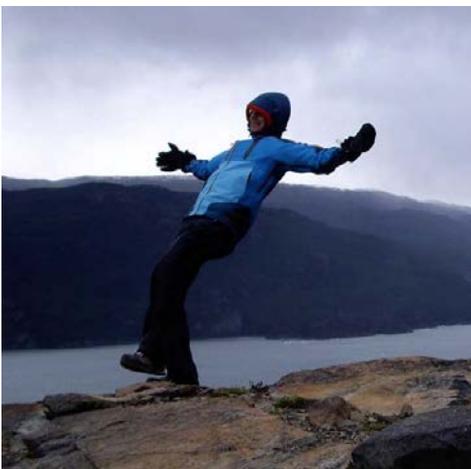
Torres del Paine

Mitten im Nationalpark schlagen wir unser Zelt auf, neben einem Baum voller „chinesischer Laternen“, beobachtet von einer Pygmäeneule (~ 8 cm groß).





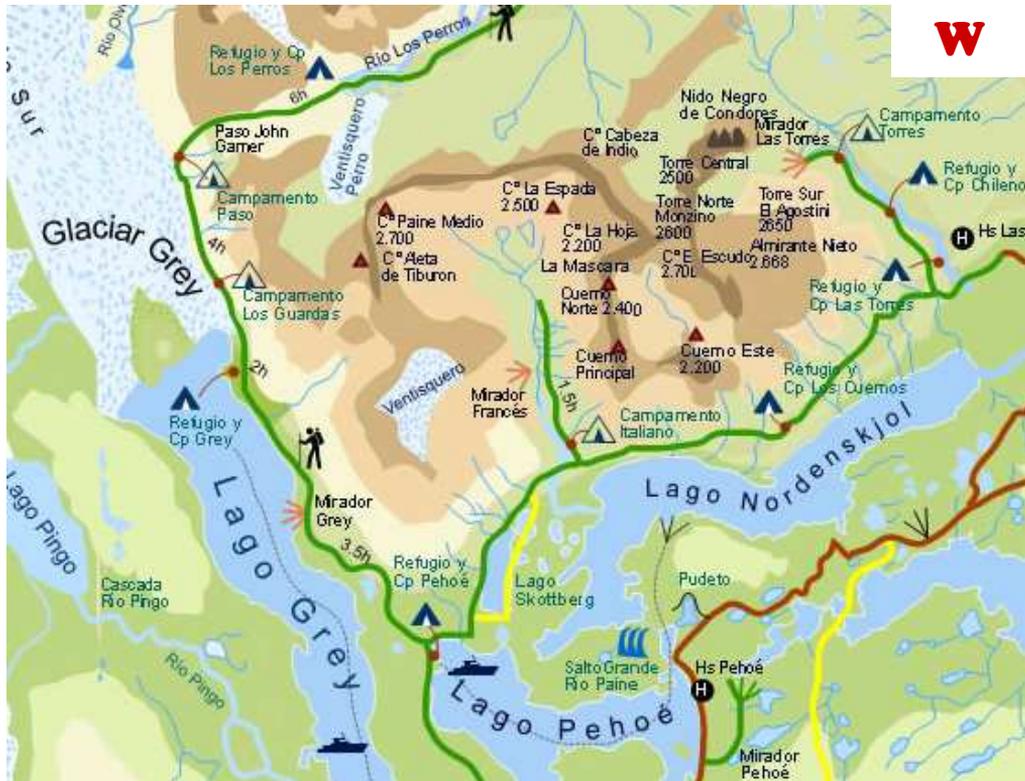
Lago Pehoe – Überfahrt zum Campingplatz Pehoe



Gletscher Grey

im Hintergrund leuchtet
das Inlandeisfeld





Das berühmte „W“ bildet sich aus der Route: Ref. Grey - Cp Pehoe – Cp Italiano –
 Absteiger ins Valle Frances – Cp Los Cuernos – Cp Torres – Mirador Torres.
 Wir machten nur Tagesausflüge von den 2 rot markierten Campingplätzen aus.





Lago Pehoe mit den Cuernos



G
U
A
N
A
K
O



U
R
L
A
M
A



Das Gipfelplateau des Paine Grande

STURM

Der Sturm wird immer heftiger und greift teilweise bis auf den Waldboden durch. Die Bäume sind kaum drei Meter hoch und auch wir ziehen unwillkürlich die Köpfe ein. Auf der nächsten Anhöhe sind wir den Böen schutzlos ausgeliefert. Kein Bewuchs kann sich auf der exponierten Kuppe halten. Wir kraxeln trotzdem auf den höchsten Punkt und sind vom Ausblick baff erstaunt. Eine Gruppe himmelblauer Eisberge hat sich zu unseren Füßen in einer Bucht des *Lago Grey* versammelt. Sie schaukeln auf den Wellen des riesigen Sees, der sich farblich seinem Namen angepasst hat. Sein Wasser ist schiefergrau mit einem Hang zu erdigem Braun. Eine eigenartige Farbe, auf der sich die Eisberge besonders gut abheben.

Ich versuche in dem Sturm ein Foto zu machen, aber der Wind rüttelt derart an mir, dass ich das Bild verwackle. Markus muss mich festhalten, um mich zu stabilisieren. Nach dem zehnten Foto bemerkt Markus, dass ich mich bloß an der Zwangsumarmung labe. Es ist ein gutes Gefühl, so einen Windschutz im Rücken zu haben. Aber leider läuft der schon wieder voraus. Der Gletscher ruft. Seine kleinen Ableger tief unter uns haben Markus wieder an unser Tagesziel erinnert: Dem großen, südlichen Ausläufer des patagonischen Eisfeldes gegenüber zu stehen.

Ich fürchte, dass wir vielleicht vor dem Gletscher stehen werden, ihn aber nicht sehen können. Denn über jene eisige Hochebene kann der Sturm ungehindert in das Tal des *Lago Grey* herabbrausen. Kein Berg stellt sich mehr zwischen das Inlandeisfeld und uns. Deshalb ist der Wind schneidend kalt und gespickt mit Schneekristallen, die wie Nadeln unser Gesicht traktieren. Nur Dank der Sonnenbrille können wir nach vorne in den Gegenwind schauen.

Das Gehen ist ein Kampf gegen den Wind. Anstrengend, kraftraubend und noch immer kein Gletscher in Sicht. Nur eine Hügelkuppe nach der anderen. Die da vorne ist die letzte, schwöre ich mir im Stillen, weiter mag ich nicht mehr. Dieses pausenlose Gezerre des Sturms an meiner Jacke, das Knattern der Kapuze, die Böen, die mich ins Stachelgebüsch werfen wollen. Ich bin es leid. Außerdem haben wir auf unserer Schifftour in den Fjorden vor Feuerland die Eisriesen derart nah erlebt, dass es keine Steigerung mehr gibt. Ob da vorn nun ein Gletscher liegt oder nicht, lässt mich mittlerweile kalt. Eiskalt. Die Graupel im Gesicht schmerzen. Der Wettergott schießt mit Schrot auf uns. Ich wage kaum aufzusehen, um meine Wangen nicht erneut zur Zielscheibe zu machen. Ich muss Markus per Handzeichen deuten, dass ich nicht mehr weiter will. Rufen bringt nichts. Im Tosen des Sturms kann er mich nicht hören, selbst wenn er nur zehn Meter vor mir ist.

Jetzt erreicht Markus den Hügel, dreht sich zu mir um und vollführt mit beiden Armen eine Geste des Triumphs. Dann ist er von der Bildfläche verschwunden. Ich beschleunige meine Schritte.

Der Anblick verschlägt mir den Atem. Direkt unter der grauen, tiefliegenden Wolkenbasis am Horizont quillt eine lichtweiße Masse hervor, füllt das 6 km breite Tal aus und fließt in sanfter Neigung zum See hinab. Der blendend helle Schein von der sonnengleißenden Inlandeisfläche im Hintergrund verliert sich auf dem Weg zu uns, wo Schneefahnen wie Gardinenspitzen vom Himmel hängen. Dafür erhält der Eisstrom seine blaue Farbe zurück.

Eine Felshebung mitten im Tal treibt einen Keil in den Gletscher, zwingt die zähe Masse zur Seite. In den Engstellen platzt die Oberfläche auf wie eine Brotkrume beim Backen und das tiefe Blau in den Spalten wird sichtbar. Da das Gelände relativ flach ist, bildet sich kein Eisbruch mit einem Trümmerfeld aus geborstenen Blöcken, sondern schiebt sich die Gletscherzunge mit einer geschlossenen Front ins Wasser des Sees hinein. Vom Auftrieb angehoben bricht die vorderste Reihe, zerfällt in hausgroße Brocken, die als Eisberge vom Wind getrieben über den See segeln.

Ich bin derart hypnotisiert von dem mystischen Licht hinter den Wolken, aus dem das Eis entspringt, dass ich ganz vergessen habe, nach Markus Ausschau zu halten. Dabei liegt er mir zu Füßen. Nicht bildlich, sondern physisch. Bäuchlings auf den Rucksack gestützt, scheint er mit dem Fernglas verwachsen zu sein. Der Wind hat so weniger Angriffsfläche, dennoch treibt er ihm Tränen aus den Augen.

Ich gehe neben ihm in Deckung und versuche den Fotoapparat vor den Vibrationen des Windes zu schützen, indem ich ihn auf einen Stein presse.

Markus deutet auf ein exponiertes Felsplateau einige hundert Meter vor uns. Ein einsamer, knorriger Baum trotz dem Wind. Sein Stamm entspringt einer natürlichen Mulde, deren Boden von seinen Wurzeln bedeckt ist. Ich verstehe die Worte nicht, die mir Markus ins Ohr brüllt, aber ich nicke. Wie in volltrunkenem Zustand torkeln wir auf dem Weg, es ist kaum möglich sich aufrecht zu halten. Schließlich kauern wir uns in die Mulde und spüren im Rücken das Zittern des Baumstammes. Um uns herum tobt ein Inferno aus tosenden Luftmassen. Es pfeift durch Felsspalten, ächzt in der Baumkrone, rauscht in den harten Blättern, heult an den Klippen, die neben uns steil in den See abfallen. Aber wir sitzen in einer beinahe windstillen Oase. Geschützt wie unter einer Glocke. Ein tolles Plätzchen, an dem wir sogar unsere Jause in Ruhe verdrücken können. Leider ohne Gletscherblick.

Also Kapuze auf, Überhose zu und wieder hinaus in das Getöse. Wie eine Ohrfeige klatscht uns der Sturm seine eisige Hand ins Gesicht. Er will uns umwerfen und wir lehnen uns gegen ihn. Das Spiel mit dem entfesselten Element macht Spaß. Breitet man die Arme aus, so greift einem der Wind derart kräftig unter die Achseln, dass man sich der Illusion hingeben möchte, er würde einen menschlichen Körper wie einen Vogel über den Klippenrand hinaustragen können, über die leuchtend blauen Eisberge hinweg, die unter uns vorüber gleiten.

Aber der Sturm lässt uns nicht fliegen, sondern bläst unsere Kleidung auf, bis wir Michelinmännchen ähneln und uns vor Kälte zitternd wieder in die Mulde flüchten.

Immer wieder setzen wir uns dem Sturm aus. Einmal versuche ich das übrige Brot ins den See zu werfen, denn ich habe nicht vor, den halben Laib wieder zurückzutragen. Ich stelle mich nahe an den Klippenrand, hole mit dem ausgestreckten Arm Schwung und schleudere das harte Trumm Richtung Gletscher. Es fällt nicht einmal die Klippen hinab. Der Wind fängt es gleich nach meiner Hand ab, wirbelt es in die Höhe und schmettert es weit hinter mir auf den Boden.

Ein anderes Mal möchten wir die Windgewalt mittels Foto dokumentieren. Markus lehnt sich, auf einer Felskuppe stehend, rücklings gegen den Sturm. Seine Schräglage ist eine Verhöhnung der Schwerkraft. Ich drücke, an den Stamm des Baumes geschmiegt, ab. Als ich

vom Display aufblicke ist Markus verschwunden. Offenbar spielten nicht wir mit dem Wind, sondern er mit uns. Erst bot er Markus seinen trügerischen Halt an und ließ ihn dann zwischen zwei Böen ins Nichts fallen. Markus stürzte rücklings hinab, als der Sturm kurz den Atem anhielt und. Zum Glück stand er bei der Aufnahme nicht an der Klippe! Sondern landete in einer felsigen Mulde und kommt bis auf einen aufgeschlagenen Ellbogen ohne größere Blessuren davon.

Nach über einer Stunde an vorderster Sturmfront und unzähligen, vorbeijagenden Schneeschauern nehmen wir Abschied vom Gletscher Grey. Noch immer glüht die Fläche des Inlandeises hinter dem Wolkenschleier, auf deren Abzug wir vergeblich warteten, und strahlt ein überirdisch anmutendes Licht aus. Wie eine lockende Verheißung. Die Stimmung würde jedem Fantasyfilm gerecht werden, in dem sich die Helden kurz vor dem Eintritt ins Mysterium befinden.

Wir drehen dem Walhalla jedoch den Rücken zu und werden vom Sturm regelrecht abgeschoben. Obwohl es leicht aufwärts geht, müssen wir unsere Geschwindigkeit drosseln und mit den Wanderstöcken bremsen, um nicht gegen ein Hindernis zu rennen. Eine ganz neue Erfahrung.

Auf halber Strecke begegnen wir zwei Holländern mit Rucksäcken, die weit über ihre Häupter aufragen. Auf ihre Wanderstöcke gestützt, stemmen sie sich gegen den Wind und kommen nicht vom Fleck. Kaum machen sie ein paar Schritte gut, versetzt ihnen eine Böe einen Schlag, sodass sie zurück taumeln und beinahe stürzen. Als sie von dem weiterhin exponierten Wegverlauf erfahren und dass der Wind Richtung Gletscher nicht schwächer werde, ziehen sie sich in den Schutz eines Wäldchens zurück. Sie hoffen auf ein Abflauen des Sturmes. Andernfalls müssen sie umkehren und morgen nochmals probieren das Camp an der Gletscherzunge zu erreichen. Bei den jetzigen Bedingungen ist es nicht möglich.

Vom Rückenwind angetrieben sausen wir mit unheimlicher und zeitweise gefährlicher Geschwindigkeit auf einen Regenbogen zu, der sich über den *Lago Grey* spannt. Auf dem bleiernen Wasser dümpeln bizarre Eisberge. Kleine Grüppchen drehen sich im Lee einer Bucht wie Skulpturen auf dem Präsentierteller. Ihre Oberfläche ist zerfressen von Sturm und Wasser, trägt tintenblaue Wunden mit weißlichen Rändern. Das ständige Nagen der Wellen hat die Eisberge unterspült. Dadurch entsteht der Eindruck, die blauen Kolosse würden einen halben Meter über der Wasseroberfläche schweben. Wenn das Wasser genügend Masse weggeschmolzen hat, kippt der Eisberg plötzlich und streckt seinen im Verhältnis zu schwer gewordenen Kopf in den See. Sein zuvor unsichtbarer Rumpf ragt nun ins Tageslicht, glatt poliert wie ein kostbarer Edelstein, dem ein seltsam blaues Leuchten innewohnt.

Wenn die Eisberge lange genug leben, stranden sie am Südufer des *Lago Grey* in unmittelbarer Nähe eines Luxushotels. Dort können dann die Gäste Zeugen des Dramas werden, das sich rund um den Globus vollzieht. Das rasche Abschmelzen von Gletschereis, die Umwandlung von einer kristallklaren, lichtblauen Masse in Wasser, das sich vom Gesteinsmehl milchig färbt.

Über neunzig Prozent der patagonischen Gletscher teilen dieses Schicksal. Der Rest kann seine Mächtigkeit noch behaupten, Zuwachs bekommt nur einer, der *Perito Moreno*, aber auch das ist umstritten. Seine Fließgeschwindigkeit erhöht sich. Optimisten sagen, dies sei auf den massiven Eisdruck aus dem Entstehungsgebiet zurückzuführen, Pessimisten behaupten hingegen, unterirdische Schmelzwasserflüsse würden die Gleitfähigkeit erhöhen. Die Auswirkungen des Klimawandels kann jeder, der sie wahrhaben will, mit eigenen Augen sehen. Ohne dazu nach Patagonien, in die Alpen oder sonst wohin zu reisen. Ein Vergleich von alten und neuen Satellitenaufnahmen über Google Earth reicht da vollkommen aus.

Vielleicht wird es bald keine Eisberge mehr am *Lago Grey* geben. Wenn sich das Eis hinter die Uferlinie zurückzieht, kann es keinen blauen Floße mehr freisetzen. Mit diesem traurigen Gedanken verabschieden wir uns von dem Aussichtspunkt, der uns einen letzten Blick auf den *Lago Grey* gewährt hat.

Kurz darauf erreichen wir den Bergsee, zu dessen Ufer ich hinabsteigen wollte. Markus bleibt stehen und schaut mich fragend an. Der Sturm türmt die Wasseroberfläche zu hohen Wellen auf, peitscht das Wasser gegen die Uferböschung, trägt die Gischt bis zu uns herauf.

„Willst du immer noch?“

Natürlich. Jetzt erst recht. Vielleicht kann ich mit der Kamera festhalten, wie sich ein Bergsee gegen sein Bett aus Stein erhebt, wie Wellenbrecher kleine Inseln überspülen und die vom Spritzwasser gesättigte Luft in Regenbogenfarben leuchtet. Aber die sturmgebeutelte Atmosphäre am Ufer gefällt weder mir noch dem Fotoapparat. Die Batterie streikt, die langen Äste der Südbuchen peitschen meinen Körper, während ich um Gleichgewicht auf den glitschigen Steinen suche. Vom Wanderweg oben sah die Sache viel besser aus.

Markus macht Fotos von den weißen Schaumrippen des Sees, die über seine stahlgraue Oberfläche rollen, von den roten Felsplatten, die, deutlich von Gletscherschliff geprägt, dem See seine Form geben, und von den gebeugten Bäumen mit ihren fliehenden Ästen. Dann gibt er mir die Kamera zurück. Der Wind reißt ihm die Worte direkt vom Mund weg und trägt sie über den See. Ich bin sicher, es waren Ausdrücke wie „schon vorher gewusst“ oder „gleich sagen können“ dabei.

In dem kleinen Tal, das zum Campingplatz führt, ist es plötzlich angenehm warm. Der herbe Duft von abgestorbenen Blättern, Totholz, und moorigem Boden wird überlagert von der Süße getrockneter Kräuter und füllt den windgeschützten Kessel auf. Es riecht nach Herbst. Die zahlreichen roten und violetten Beeren, die die Moospolster wie Perlenschmuck überziehen, verstärken den Eindruck. Goldene Gräser bündeln sich zu hohen Büschel, die zwischen den obligaten Stachelsträuchern aufflammen. Greift einmal eine Windböe bis auf den Talgrund durch, dann klappen die Blätter der Feuerbüsche nach oben zeigen ihre helle Unterseite. Ein abrupter Farbwechsel, der einmal diesen einmal jenen Busch aufblinken lässt.

DRAMATISCHE SCHÖNHEITEN

Am Ende des Tales wird der Blick auf den See frei. Das unermessliche Blau spannt sich wie eine Fata Morgana zwischen die Berghänge. Darüber wölbt sich ein Regenbogen, darunter wogt ein Meer aus goldenem Gras. Wie zivilisationsgeschädigt ist ein Mensch, dem bei einem solchen Anblick nur mehr das Wort *Kitsch* einfällt?

Die Natur kann mit den sattesten Farben klotzen, einen Maler würde man auslachen. Ich könnte weinen. Vor Freude, vor Ergriffenheit, oder weil ich einfach kaum glauben kann, dass ich das sehen darf? Ich weiß es nicht, spüre nur, dass etwas in mir überläuft und ich am liebsten die Erdkugel umarmen würde. Doch eine Sturmböe schlägt mir die Kapuze in den Nacken, gibt mir einen Klaps auf den Hinterkopf als wollte sie mich mahnen: Träum nicht! Geh weiter und mitten hinein in das Bild, das du von der Ferne bestaunst!

Wie in Trance marschieren wir eiligen Schrittes auf dieses goldene Gräsermeer zu, dessen hundert Meter breite Gürtel die Bucht bedeckt. Ein schmaler Trampelpfad taucht schließlich in die wogenden Halme ein und verliert sich auf dem Weg zum türkisblauen See.

Der Wind verwischt die Konturen der Gräser, die sich zitternd seiner Macht beugen, und ich habe das Gefühl, von flüssiger Sonnenfarbe umspielt zu werden. Voller Glück drehe ich mich um die eigene Achse, dabei fällt mein Blick auf die *Cuernos*. Diesmal kann ich einen Freudenschrei nicht unterdrücken. Ihre bizarren Felstürme mit den schwarzen Zackenkronen zeichnen sich im späten Nachmittagslicht gestochen scharf vom Himmel ab, auf dem sich ein Wolkendrama abspielt. Dunkle Kugeln bauschen sich hinter den *Cuernos* auf, greifen ineinander über, bilden monströse Auswüchse, fressen sich ins Himmelblau hinein, bis der Sturm sie zerfetzt, zu diskusförmigen Scheiben schleift und sie über die offene Pampa verteilt, als hätte er flache, weiße Steine über den flimmernden Boden springen lassen.

Wir machen zwanzig Fotos mit demselben Motiv: Goldgras, türkiser See, *Cuernos* und Wolkendrama. Dann packen wir die Kamera weg. Schöner kann es nicht werden. Eine Stunde lang wenden wir den Blick nicht von dieser atemberaubenden Kulisse ab. Dann endlich verschwindet die Sonne hinter einer Wolke und gibt uns frei. Zuvor wäre es nicht möglich gewesen, sich profanen alltäglichen Dingen zuzuwenden und zum Beispiel duschen zu gehen.

DIEBISCHE KÖRPERPFLEGE

Allerdings entspricht unser Duschvorhaben gar nicht der täglichen Routine. Wir wollen unerlaubter Weise die Waschräume des *Refugio* benutzen. Dazu entwerfen wir eine Art Schlachtplan. Ich gehe voraus, mit dem Batterieladegerät in der Hand, damit man mir den Zweck meines Eindringens in den Bereich der Schlafräume klar ansieht. Unterm Anorak verstecke ich das Handtuch und meine Duschhaube. Sobald ich an der Rezeption vorbei bin, muss ich schnell den Anorak verschwinden lassen und die Schuhe ausziehen, denn niemand, der hier einen Schlafplatz hat, würde in voller Montur den Waschraum betreten. Ich habe

Glück, nur eine mir unbekannte Frau steht vor einem Waschbecken, die Dusche ist frei. Ich bewege mich ganz selbstverständlich, um keinen Verdacht zu erregen. Das heiße Wasser in erträglich sauberer Umgebung ist herrlich. Leider ist meine Zeit begrenzt, mehr als 5 Minuten sollte ich nicht für die ganze Aktion benötigen. Ich trockne mich ab, ziehe schrittweise wieder alles an und schlendere gelangweilt an der Rezeption vorbei, obwohl das feuchte Handtuch unterm Anorak unangenehm ist.

Eine halbe Stunde später muss Markus die Batterien tauschen....

Als wir nach dem Abendessen Zähne putzen gehen, habe ich das Gefühl, das wir ein wenig misstrauisch beobachtet werden. Zu meiner Entschuldigung bringe ich bei der Rückkehr hervor, dass die Batterien noch nicht vollständig geladen sind und sie Markus in Kürze holen werde. Aber den Blicken der Rezeptionistin nach zu urteilen, können wir uns die erschlichene Hygiene nicht mehr oft leisten.

Wenn draußen der Sturm nicht so wüten würde, hätten wir im Freien die Zähne geputzt. Aber ich bezweifle, dass es uns bei der Windstärke gelungen wäre, die Zahnpaste auf die Bürste zu legen.

Als wir in der Dunkelheit unser Zelt aufsuchen, fallen uns die Nagetiere wieder ein, die uns letzte Nacht so genervt haben. Die Wanderstöcke stecken wir zur Sicherheit in einen hohen Stachelstrauch, aus dem die Korkgriffe für Rattenzähne unerreichbar hinausragen. Die gestern angenagte Sitzmatte und einen Nylonsack lassen wir unterm Vorzelt, damit sich die Viecher nicht über die Rucksäcke oder Schuhe hermachen.

Markus hört sie als erster. „Sie sind wieder da“, stöhnt er und klatscht mit der Hand an die Zeltwand. Draußen scharrt es deutlich und das Rascheln saust auf meine Seite. Kurz darauf nagt etwas direkt neben meinem Ohr. Ich bilde mir ein, dass nur meiner Sitzmatte der Garaus gemacht wird und schlafe ein.

20. Tag, Donnerstag, 24.3.2011

Am nächsten Morgen, als wir unsere Sachen zum Lüften auf die Büsche hängen, sehen wir das Loch im Zeltboden. Direkt neben der Stelle, wo mein Kopf gelegen hatte.

Diese Entdeckung bekräftigt unseren Entschluss heute unser Lager abzurechnen, obwohl ein fast wolkenloser Himmel über uns strahlt. Doch inzwischen wissen wir, dass dies keine Garantie für einen ganzen Sonnentag ist, sondern einfach nur ein befristetes Geschenk, welches genutzt werden sollte. In Ruhe und ohne lästigen Wind können wir unsere Sachen packen, das Zelt putzen, die Kotkügelchen ausschütteln.

Das Gepäck lassen wir bis zur Abfahrt im *Refugio* zurück und steigen auf einen kleinen Hügel, der einen wunderbaren Ausblick auf den *Lago Pehoe* bietet. Der Wind ist noch schwach und wir genießen die wärmenden Sonnenstrahlen und das einmalige Panorama. Das unnatürliche Türkis-Blau des Sees bildet eine glatte Oberfläche, die sich wie eine Plastikplane zwischen die Ufer spannt. Von uns aus gesehen rechts erhebt sich hinter grünen Hügeln ein mächtiges Gebirge mit vergletscherten Gipfeln, die den Himmel berühren. Kleine Wolken hängen an den

Fels- und Eisnadeln. Direkt vor uns, in gerader Linie über den See, schwingt die Hügelkette langsam aus, verflacht sich und geht in eine endlose Ebene über, die wir jedoch nur erahnen können. Sie liegt dort draußen unter dem makellos blauen Himmel. Zu unserer Linken ragen die *Cuernos* auf, wild und ungestüm in ihrer bizarren Silhouette scheinen sie in Bewegung zu sein. Dieser Eindruck wird von den Wolkenfetzen verstärkt, die um ihre schwarzen Gipfel jagen. Zwischen ihrem Fuß aus Granit und uns liegen dunkelgrüne, verbuschte Hügel und das westliche Ende des *Lago Pehoe*. Die mit Gras bewachsene Bucht leuchtet wie ein goldenes Weizenfeld und bildet einen reizvollen Kontrast zu dem türkisen See. Schräg hinter uns vermuten wir den *Paine Grande*. Sein Gipfel steckt bereits wieder in Wolken, Graupel rieseln über die felsigen Flanken.

Auf unserem Hügel blüht ein Feuerbusch. Seine leuchtend roten Blüten bilden zentimeterlange dünne Röhren, die erst ganz vorne einen kleinen Rüschenkranz aus Blättern tragen. Welches Insekt kann in diesem Schlauch für die Bestäubung sorgen? Als ich darüber nachdenke fällt mir auf, dass es gar keine Insekten gibt. Weder Fliegen, noch Bienen oder Ameisen. Nicht einmal Käfer habe ich gesehen. Ich vermute daher, dass der allgegenwärtige Wind diese Aufgabe übernimmt. Meine Annahme ist falsch, zumindest in Bezug auf den Feuerbusch. Aus dem Internet erfahre ich später, dass kleine Nektarvögel für die Bestäubung zuständig sind. Leider haben wir nie einen dieser Kolibris zu Gesicht bekommen.

ABSCHIEDSSTIMMUNG

Ein Boot zerteilt die glatte Fläche des *Lago Pehoe* und hält auf uns zu. Zeit zum Aufbruch. Als wir an Bord gehen, ist das herrliche Blau des Morgenhimmels schon wieder von dunklen Wolken überzogen, die ihre Schneefracht an den Berghängen abstreifen. Nur der *Paine Grande* guckt aus einem Wolkenfenster hervor. Zum ersten Mal können wir das Gipfelplateau mit den massigen Hängegletschern durchs Fernglas bewundern. Einzelne Sonnenstrahlen tasten wie leuchtende Finger durch wirbelnde Schneeschauer, streifen den Grat und Wächten entlang, verweilen auf dem makellosen Weiß des Sattels, der sich zwischen Haupt- und Nebengipfel spannt, und greifen in tiefen Spalten nach dem Blau.

Wir trotzen dem Fahrtwind auf dem Oberdeck. Nach der gestrigen Erfahrung erscheint uns jeder Sturm, in dem man noch aufrecht stehen kann, harmlos. Das Boot folgt der Krümmung des *Lago Pehoe* und gleitet an den *Cuernos* vorbei, die von dieser Seite aus viel schlanker wirken. Ein tiefer Einschnitt klafft zwischen den Granittürmen, der Sturm presst Wolken hindurch. Das *Valle del Frances* ist mit dunklem Nebel angefüllt. Graue Regenstriche schraffieren das Gelände. Es wäre auch heute kein schöner Trekkingtag geworden.

Markus zieht ein positives Resümee: „Dank deiner Erkältung ist uns vieles erspart geblieben. Ich glaube wir haben mehr von den Bergen und Gletschern gesehen, als wenn wir das W versucht hätten.“

Es fehlen nur mehr die *Guanakos*. Nicht in der Natur, denn vom Bus aus können wir sie überall entdecken, sondern die direkte Begegnung ist uns bis jetzt verwehrt geblieben. Dabei dürften diese Tiere keineswegs scheu sein. Sonst stünden sie wohl kaum direkt neben der Schotterpiste, wo ständig die Busse vorüber rumpeln. Die *Guanakos* sind die Urahnen der Lamas und wurden früher von den Schaffarmern wegen der vermuteten Futterkonkurrenz beinahe ausgerottet. Nach dem sie von der Regierung unter Schutz gestellt worden sind, erholten sich die Bestände rasch. Deshalb fehlen sie auch nie auf Postkarten oder Urlaubsfotos aus Patagonien. Nur wir haben sie noch nie vor die Linse gekriegt.

„Jetzt sei doch nicht so ungeduldig“, sagt Markus und beobachtet amüsiert, wie ich versuche die Tiere durchs Busfenster zu fotografieren und nur verschwommene Bilder erhalte. „Die werden schon noch kommen“, fügt er kryptisch hinzu.

„Wo bitte?“, antworte ich patzig. „In Puerto Natales auf dem Weg zur Pizzeria?“

Sie stehen an der Bushaltestelle. Direkt hinter dem Wartehäuschen. Zwei Muttertiere mit kleinen Kälbern und zwei weitere, vielleicht Männchen. Bevor Markus etwas sagen kann, bin ich schon mit der Kamera aus dem Bus gestürmt und zu der grasenden Gruppe geschlichen. Hinter den Stachelbüschen suche ich Deckung und bewege mich ganz vorsichtig auf die Kleinen zu. Mutter *Guanako* wittert nervös, reckt den Kopf in die Höhe und blickt irritiert zu mir her. Die großen, dunklen Augen starren mich unverwandt an. Die Kiefer stoppen mitten in der Kaubewegung, ein Grashalm hängt neckisch aus einem Mundwinkel. Mit hoch aufgestellten Ohren kommt das *Guanako* ein paar Schritte auf mich zu. Soll mir recht sein, denke ich und mache Detailaufnahmen von den langen Wimpern und den schlanken Nüstern. Die langen Deckhaare des Fells leuchten im Gegenlicht und umrahmen das Tier wie mit einem Heiligenschein. Plötzlich klappt das *Guanako* die Ohren zurück und legt sie flach an den Hinterkopf. Gleichzeitig spitzt es die Lippen, der Grashalm fällt hinunter und ich ergreife die Flucht. Vielleicht wollte es mich anspucken!

Ich überlasse Markus den Fotoapparat und halte mich in sicherer Entfernung. Die Tiere besitzen eine ausgesprochen hübsche Fellzeichnung. Bauch und Innenseite der Beine sind weiß, das Deckhaar an Rücken und Hals zimtbraun. Der kurze Schwanz und der Kopf sind dunkler gefärbt. Ihre Kopfhaltung und ihre Art sich zu bewegen sind von Würde und Eleganz geprägt. Sie wirken sehr wachsam und interessiert, aber nicht ängstlich.

Der Bus hupt. Die *Guanakos* ziehen mit den Jungen zum Fluss hinab und wir brausen nach Puerto Natales zurück.

RÜCKKEHR UND EIN WIEDERSEHEN

Als uns ein Taxi vom Busplatz zu unserer Unterkunft bringt, sehe ich plötzlich ein mir bekanntes Gebäude.

„Stopp!“, rufe ich dem Fahrer zu, der ganz erschrocken fragt, ob wir ins Spital müssten.

„Nein, nur fotografieren“, gebe ich zur Antwort und banne den zweistöckigen, von hohen Zäunen umgebenen Komplex in digitale Pixel. Meine nicht aufgebrauchte Verpackung Antibiotika schenke ich mitsamt den Inhalationsmedikamenten unserer Gastgeberin.

Unsre verstaubte Kleidung stopfen wir in die Waschmaschine und machen uns auf den Weg in die Pizzeria, an die wir in den letzten Tagen oft gedacht hatten. Trotz knurrender Mägen fangen uns die spektakulären Plakate in den Auslagen der zahlreichen Reisebüros immer wieder ein. Vielleicht ließe sich die Weiterreise in den Norden zum *Fitz Roy* anders organisieren und wir gewännen zusätzliche Zeit für einen der angepriesenen Ausflüge? Ein Foto hat es uns besonders angetan: Es zeigt ein Gewölbe aus mehreren Kuppel, getragen von Säulen aus geschliffenem Stein. Die Wände sind blau marmoriert und von lichtweißen Quarzbändern durchzogen. Farben und Formen mischen sich zu einem surrealen Gemälde, das sich im glasklaren Wasser des *Lago General Carrera* spiegelt. Ich würde das Plakat für eine kitschige Computergrafik halten, wenn es darin nicht dieses kleine Boot mit staunenden Menschen gäbe. Die sind echt. Wir wollen auch dorthin.

Im Reisebüro schüttelt man bloß den Kopf. 600 Kilometer Luftlinie liegen zwischen der Marmorkathedrale und uns. Zweimal müsste man die Staatsgrenze queren und überhaupt gehöre der *Lago General* zu einem anderen Verwaltungsdistrikt. Auf unsere Frage, welchen Zweck das Plakat denn erfülle erhalten wir ein freundliches Grinsen zur Antwort. Und eine Reihe von Prospekten, die Tagesausflüge in der näheren Umgebung anpreisen. Wir haben zwar nach dem falschen Köder geschnappt, hängen nun aber trotzdem an der Angel. Kurze Zeit später schröpfen wir einen Bankomaten und legen ein Bündel chilenischer Peseten vor die engagierte Dame des Reisebüros, die uns auch noch die Bustickets bis *El Chaltén* ausstellt. Sichtlich befriedigt darüber, dass sie den Argentinern ein Geschäft weggeschnappt hat.

Diese zwischenstaatliche Konkurrenz ist uns einerlei, wir sind froh, wenn uns Organisationsarbeit abgenommen wird.

Endlich sitzen wir vor der duftenden Pizza und freuen uns auf den nächsten Tag. Wir werden viel mit dem Boot fahren und einige Gletscher zu Gesicht bekommen.

„Ganz etwas Neues“, witzelt Markus.

IM FJORD DER LETZTEN HOFFNUNG

21. Tag, Freitag, 25.3.2011

An Bord der „21 de Mayo III“ sind wir neben einem Dutzend Chilenen die einzigen Ausländer. Laut schnatternd verteilt sich die Gruppe auf den gepolsterten Holzbänken im Passagierraum. Es werden Kekse und Tee serviert, dann legen wir ab. Rasch gleitet das Boot in den *Canal Señoret* hinein. Die Ufer rücken näher, zwängen das bleigraue Meer auf Flussbettbreite ein. In Fahrtrichtung, dort, wo sich die Ufer beinah berühren, hängt ein dunkelgrauer Vorhang vom Himmel herab. Es regnet. Wieder einmal. Mit dem Ausflugswetter haben wir kein Glück. Hinter den dichten Wolken verbergen sich die Gletscher und eisverkrusteten Gipfel, die wir zu sehen erhofft hatten. Im Fjord *Ultima Esperanza* – der letzten Hoffnung.

Wir fahren an den riesigen Kühlanlagen von *Puerto Bories* vorbei. Bis vor kurzem wurde hier das frisch geschlachtete Fleisch gelagert, bis es mit entsprechend adjustierten Schiffen, die eigentlich schwimmende Gefriertruhen waren, in die Welt verteilt wurde. In den eisigen Lagern von *Puerto Bories* fanden bis zu 300.000 Schafe Platz. Dadurch konnten das ganze Jahr über Fleischpakete auf Schiffe verladen werden. Vor dieser „Eiszeit“ dominierte die Ausfuhr von Wolle, die allerdings bei weitem nicht so einträglich war wie der Fleischexport.

Nach rund einer Stunde Fahrzeit mündet ein schmaler Wasserweg in den Kanal ein. Er trägt den überraschenden Namen *Eberhard*. Das macht uns neugierig. Der Reiseleiter versucht uns zu erklären, dass der deutsche Forscher und Kapitän Hermann Eberhard 1892 hier mit der Schafzucht begann und dadurch den Grundstein für die erste dauerhafte Besiedelung legte. Sein Forscherdrang führte ihn auch zu einer 24 Kilometer nördlich gelegenen Höhle, in der er Knochen- und auch Fellüberreste eines über zehntausend Jahre alten Riesenfaultieres entdeckte. Das prähistorische *Myloodon*, so der wissenschaftliche Name, hatte eine Schulterhöhe von rund eineinhalb Metern und eine Länge von 3 bis 4 Metern. Die mumifizierten Reste lassen ein gelbliches, zotteliges Fell vermuten. Steinzeitmenschen hatten das grasfressende Tier in der Höhle eingemauert, wahrscheinlich als lebenden Fleischvorrat. Das gefundene *Myloodon* war jedenfalls nicht das einzige Opfer der damaligen Bewohner. Eine Theorie führt das Aussterben des Riesenfaultieres auf die intensive Bejagung in der Steinzeit zurück.

Heute ist das *Milodón* (spanische Bezeichnung) in der Region um *Puerto Natales* allgegenwärtig. Ob als handlicher Schlüsselanhänger oder überdimensionale Plastikfigur inmitten eines Kreisverkehrs. Wir dachten, bevor wir die Historie und die Hintergründe kannten, an eine Anspielung auf Jurassicpark und wunderten uns über das seltsame Vieh, das eine Mischung aus Dinosaurier und aufrecht stehendem Grizzlybären mit Stupsnase hätte sein können.

Nach der Einmündung des *Fjordo Eberhard* ändert der Meeresarm seinen Namen und wird zur „Letzten Hoffnung“. Angeblich sahen Seeleute, die im Jahr 1557 auf der Suche nach der bereits 1920 von Magellan entdeckten schiffbaren Verbindung zwischen Atlantik und Pazifik in den Fjorden Patagoniens umherirrten, in dem schmalen Kanal die *Ultima Esperanza*. Sie erfüllte sich nicht, sondern endete stattdessen am Flusslauf des *Rio Serrano*, der, von den *Torres del Paine* kommend, hier in den Pazifik mündet.

GÄHNENDE LÖWEN UND AUSGEFLOGENE GEIER

Nach rund zwei Stunden Fahrzeit nähert sich unser Boot dem nackten, linken Felsufer, das durch seine recht eigentümlich gelb-weiße Farbschattierung auffällt. Trotz strömenden Regens streben wir alle an Deck, um zu sehen, was der Reiseleiter so enthusiastisch angekündigt hat.

Pinguine?

Nein, es sind Kormorane. Mit ihrem weißen Bauch und dem schwarzen Rückengefieder könnte man sie von der Weite mit Pinguinen verwechseln. Aber ihre Statur ist viel schlanker

und eleganter. Beunruhigt blicken sie auf das Boot und watscheln nervös zwischen den Nestern umher. Ein kollektiver Stuhlgang setzt ein und hinterlässt fahlgelbe Spuren, die über die Felsen hinabschmieren. Danach erhebt sich die ganze Schar heftig flatternd in die Lüfte. Befriedigt steuert der Kapitän das Boot von der Felswand weg und scheucht uns in die Kabine zurück. Er ist in seinem Element.

Kurz darauf erwartet uns eine neue Sensation an Deck. Diesmal am rechtsseitigen Ufer. Eine senkrechte Felswand ragt aus dem Meer. Na und?

Löwen?

Ich verstehe das Spanisch des Reiseleiters nicht. Auch Markus zuckt ratlos die Schultern, während die Chilenen begeistert ihre Fotoapparate zücken und den nackten Fels knipsen. Jemand zupft mich am Ärmel und deutet aufgeregt in eine kleine Nische, rund einen Meter über dem Wasserspiegel. Ich schaue und schaue und muss mir eingestehen, offenbar mit Blindheit geschlagen zu sein. Da flammt plötzlich etwas leuchtend Rotes in einer graubraunen amorphen Masse auf und ich erkenne schlagartig die Umriss eines Seelöwen, der herzhaft gähnt. Nach und nach kann ich drei Tiere unterscheiden, die sich in der vom Meer ausgewaschenen Höhle kaum vom Felsen abheben.

Unser Boot stört. Der Seelöwe, den wir geweckt haben, blickt uns missmutig an. Dann wälzt er sich an den fetten Leibern seiner Artgenossen vorbei und robbt auf ein kleines Sims vor dem Höhleneingang. So kann er sofort ins Wasser abtauchen, wenn es brenzlig werden sollte. Vorerst aber liegt er und schaut. Seine Flossen zucken nervös. Er kratzt sich hinterm Ohr, was bei uns an Bord Gelächter auslöst. Jetzt reicht es dem Seelöwen. Er stützt seinen Oberkörper auf beide Flossen, richtet sich auf und wiegt seinen massigen Leib hin und her. Die Drohgebärde zeigt Wirkung, unser Kapitän legt den Rückwärtsgang ein. Allerdings nicht aus Furcht, sondern aus Respekt. Wenn er die drei Tiere von hier vertreibt, kann er den Touristen kein Fotomotiv mehr bieten.

Der Seelöwe grunzt befriedigt als wir abdrehen und legt sich wieder hin. Mir bleibt ein Rätsel, wie die Tiere den meterhohen Absatz zum Eingang der Höhle überwinden konnten. Sie wirken an Land so plump und ungelenk, dass ich mir sie nicht als Kletterer vorstellen kann.

Die Fahrt geht weiter. Der Reiseleiter macht uns immer wieder auf große Farmhäuser aufmerksam, die sich an den Ufern des Fjordes hinter Pappelalleen ducken. Ein einsames Leben ohne Nachbarn und ohne soziale Infrastruktur. Die abgeschiedenen *Estancias* sind nur übers Wasser erreichbar. Post erledigen, einkaufen, ein Besuch im Gasthaus oder ähnliche Vorhaben sind mit jeweils mehrstündigen Bootsfahrten verknüpft und wahrscheinlich entsprechend selten.

Das Wetter bessert sich, der Regenvorhang ist nur mehr eine kurze Gardine, die die vergletscherte Gipfelregion verhüllt. Steile Bergflanken aus massiven Felsen rücken zu beiden Seiten an die schmale Wasserstraße heran. Wälder aus knorrigen Bäumen drängen sich auf den wenigen, flachen Absätzen und Kuppen, Strauchwerk klebt in den fast senkrechten Wänden. Überall stürzen Wasserfälle in die Tiefe, manche sicher sechzig, siebzig Meter hoch.

Eine raue und unwirtliche Landschaft, in der sicher noch nicht viele Menschen umhergestreift sind.

Die Wolken verziehen sich und geben die Sicht auf einen schneebedeckten Grat frei. Vom frisch geschneiten Weiß zieht sich ein ebenso leuchtender Streifen aus Gischt über eine Felskante hinab, durchschneidet den dunkelgrünen Wald, schießt über einen weiteren Absatz aus schwarzem Gestein, verschwindet für einen Moment in einer Schlucht und tritt dann als eine Abfolge von rauschenden Kaskaden den Weg bis ins Meer hinab an. Die letzten dreißig Meter fällt das Wasser von einem in Regenbogenfarben schillernden Gischtnebel umgeben, direkt in den Fjord. Das Boot steuert darauf zu. Die Steilheit des Ufers ermöglicht die Annäherung des Bugs an die Felswand bis auf einen Meter. Wir stehen im Sprühnebel des Wasserfalles und blicken auf in die rauschende Pracht hinauf. Dann beginnt das Fotospiel. Jeder Passagier darf für ein „Ich war da“- Bild auf die äußerste Bugspitze klettern und vor den fallenden Wassermassen posieren. Der Kapitän wartet geduldig, bis jeder in Pixel verewigt und nass ist.

Danach steuert er auf das nächste Highlight zu: Die Condorklippe. Spuren von Exkrementen weisen zwar auf die zeitweilige Existenz von Vögeln hin, aber die Könige der Lüfte sind ausgeflogen. Im Prospekt, den jeder Passagier an Bord ausgehändigt bekam, steht beschrieben, dass rund zwanzig Condore die Klippe zur Heimat auserkoren haben und bei günstigen Windbedingungen vor dem Felsen soaren. Wir als Gleitschirm- und Drachenpiloten wissen, dass heute kein Flugwetter ist, auch nicht für so riesige Vögel mit drei Metern Spannweite. Eisiger Wind, durchsetzt von Graupelschauern pfeift uns um die Ohren. Wir fahren ihm direkt entgegen. Das Schiff verlangsamt seine Fahrt und wie bei einer perfekt inszenierten Bühnenshow zieht der weiße, undurchsichtige Vorhang ab. Wir befinden uns in einer Sackgasse des Meeresarmes, direkt am Fuß des *Monte Balmaceda*, dessen Gipfel 2035 Meter über uns in den Himmel ragt. Ob wir tatsächlich seine Spitze erkennen können ist fraglich. Das konturlose Weiß des verschneiten Gebirges vermischt sich mit den Wolken. Erst weiter unten zerbricht es wie gestockte Milch, nimmt einen bläulichen Schimmer an und fließt als breiter Eisstrom zum Meer hinab. Noch vor 15 Jahren leckte die Gletscherzunge am Wasserspiegel, tauchte sogar ein wenig ein und setzte Eisberge frei. Heute blicken wir auf eine glattpolierte, seltsam farbenprächtige Steinoberfläche, die noch nicht verwittert ist. Erst in rund Hundert Metern Höhe beginnt der zackige Schorf aus blauem Eis, kümmerliche Reste inmitten eines Felsbettes, an dessen Farbe man das Ausmaß des ehemaligen Gletschers ablesen kann. Erst viel weiter oben quillt der Eisstrom mächtig durch das Tal, füllt es bis an seine Grenzen aus und wird dann plötzlich flach und energielos. An mangelndem Nachschub kann es in dieser niederschlagsreichen Klimazone nicht liegen, es muss der globale Temperaturanstieg sein, der seinem einst so mächtigen Körper zusetzt.

Das Boot dreht langsam ab und wir gehen kurz darauf nach vier Stunden Fahrzeit über einen Holzsteg an Land. Eine große Tafel mit der Aufschrift „Bienvenido Parque Nacional Bernardo O’Higgins“ heißt uns willkommen. Es ist der größte Nationalpark Chiles und nach seinem ersten Präsidenten benannt.

EIN GLETSCHER MIT BLUMEN

In strömendem Regen folgen wir einem matschigen Pfad durch einen kleinen Wald auf eine Aussichtsplattform. Zu unseren Füßen liegt ein grün schimmernder See, auf dem weiße und hellblaue Eisberge treiben. Am liebsten würde ich sofort zum Ufer hinabklettern, an dem sich die bizarren, gefrorenen Gebilde stauen, aber dann fällt mein Blick auf den Regenvorhang, der den hinteren Teil des Sees verdeckt. Hinter seiner schrägen Schraffur blitzt etwas Blaues hervor, das meine Aufmerksamkeit fesselt. Der Vorhang wird von einer Windböe zur Seite gerissen und geben den Blick frei auf eine fette, monströse Made aus Eis, die vom Berg herab in den See kriecht. Ihre Oberfläche ist aufgeplatzt wie zu heiß gebackenes Brot, tiefe blaue Schründen klaffen in der eisigen Haut. Ein Bündel Sonnenstrahlen tastet auf dem Gletscher umher, während wir noch im strömenden Regen stehen. Typisches Wetter in Patagonien.

Wir hören unter uns im Wald die Stimmen der anderen Passagiere. Viele der Chilenen waren schon recht betagt und nicht mehr gut zu Fuß. Wir wissen nicht, wie lange der Ausflug dauert und ob uns Zeit bleibt, zu dem leuchtenden Eisbruch am Ende des Sees zu laufen. Besser ist, wir fragen nicht nach, sondern machen uns schleunigst auf den Weg. Im Vertrauen darauf, dass man uns nicht in dieser Einsamkeit zurücklassen wird.

Im Dauerlauf hetzen wir den schön angelegten Wanderweg entlang. Er schlängelt sich an den Bergrücken, überwindet einzelne Steilstufen mittels Holztreppe, quert morastige Stellen mit Hilfe von Stegen und gewährt ständig neue Ausblicke auf den *Serrano*-Gletscher und den See. Das Wetter bessert sich zusehends, wir schwitzen in unserer Regenkleidung. Aber die Angst, vom Reiseleiter plötzlich zurückgerufen zu werden, treibt unser Tempo weiter an. In einer kleinen Bucht kann ich nicht widerstehen und nehme mir Zeit, Eisberge zu fotografieren. Sie sind vom heftigen Regen ganz glasig geworden, ihre ausgewaschene Oberfläche glänzt in der Sonne und trägt dasselbe Wellenmuster wie der See. Weiße Skulpturen, wie mit Klarlack überzogen, dümpeln im grünen Wasser. Ich kann mich kaum satt sehen. Aber Markus ist schon voraus und winkt begeistert. Einen kurzen Blick werfe ich zurück und atme erleichtert auf, als ich sehe, dass einige der Chilenen uns folgen.

Markus hat das Ende des Weges erreicht. Es fehlen zwar noch gut 200 Meter bis zur der haushohen Wand aus Eis, aber der Blick auf den *Serrano*-Gletscher ist von hier aus optimal. Mitten aus den dicken, weißen Wolken quillt eine zerklüftete Masse hervor und stürzt ein steiles Felstal herab. Die Falten, Risse und Runzeln, die übereinander getürmten und übereinander geschobenen Eisblöcke zeigen deutlich die Bewegung. Trotzdem liegt der Gletscher wie mitten im Fluss erstarrt. Ein seltsamer Widerspruch für unser Auge, das ständig nach Veränderungen Ausschau hält. Man hört das Bersten und Knacken des Eises, das Fallen der spitzen Türme und ihr Aufklatschen im Wasser, aber unser Hirn bräuchte einen Zeitraffer, um die Bewegung tatsächlich zu sehen.

Jetzt löst sich das dicke Wolkenweiß in zartes Gespinnst auf und ein gewaltiges Felsmassiv tritt dunkel hinter dem Schleier hervor. Sonnenlicht verfangt sich in den Spalten des Gletscherbruchs und bringt das Blau zum Vorschein, das sich in den tiefen Klüften verbirgt. Eine unglaubliche Farbe. Kitschiges Himmelblau von Babystrampelhöschen. Kein Maler könnte sich leisten, den Gletscher naturgetreu darzustellen.

Das Fernglas ermöglicht den Blick in Details, das gefahrlose Eintauchen in die schmale Spalte dort, das Verweilen unter dem überhängenden Zapfen. Plötzlich braust ein Motorboot heran. Der Kapitän und der Reiseleiter bringen einen gehbehinderten Chilenen direkt zur Gletscherzunge. Was für ein Erlebnis für den alten Mann! Wir beobachten, wie das Boot zwischen den Eisbergen kurvt und der Mann nach ihnen greift, bis er ein Stückchen abbrechen und ins Boot hieven kann. Er winkt zu uns herüber, als sie direkt vor der Eiswand sind. Wenn nur nicht in diesem Moment ein Teil abbricht! Aber da braust das Boot schon wieder retour und der Reiseleiter schimpft, weil wir über das Geländer der letzten Aussichtsplattform geklettert sind.

„Peligroso!“ schreit er, dabei war ihre Nähe zum Eisbruch sicher wesentlich gefährlicher.

Mit dem Zeigefinger auf seine Uhr deutend mahnt er zur Rückkehr. Aber diese Aufforderung stößt auf taube Ohren. Denn soeben treffen die ersten Chilenen ein, die zu Fuß den langen Weg gegangen sind. Die brauchen jetzt eine Pause und dann wollen sie sicher auch eine Weile das Naturschauspiel betrachten. Wir haben also genügend Zeit für den Rückweg durch die vielfältige Vegetation. Obwohl wir vorher mehr oder weniger blind durch die Landschaft gehetzt sind, sind mir zahlreiche Blumen und vor allem Beeren aufgefallen, die ich nun genauer anschauen will. Gleich nach der ersten Wegbiegung erwartet mich ein blütenübersäter Busch mit alten Bekannten. Fuchsien! Die hellroten, hängenden Blüten, mit violetter Kern und langen Staubgefäßen kenne ich von öffentlichen Plätzen von zuhause. Dort behübschen sie Bahnsteige, Verkehrsinseln, Brunnen und Rathausbalkone. Wie kommen sie bloß hierher in dieses raue Klima direkt neben einem gewaltigen Gletscher? Meine Frage ist falsch gestellt. Sie müsste vielmehr lauten, wie kamen sie im frühen 18. Jahrhundert nach Europa? Denn die ursprüngliche Heimat der Fuchsien sind die Bergwälder Mittel- und Südamerikas. Ich stehe vor einem unverfälschten, originalen Exemplar einer *Fuchsia magellanica*.

Markus winkt ungeduldig. Er wartet auf den Fotoapparat.

„Du mit deinen Blumen“, sagt er genervt, „sieh dir lieber diese Bäume an!“

Dann sinkt er vor einer bonsaiartig verkrüppelten Scheinbuche in die Knie, um ihre bizarre Form vor dem Blau des Gletscherbruches in Pixel zu speichern.

Während Markus das Wäldchen mitsamt den verschiedenen Moosen knipst, warte ich vor einer kleinen schattigen Mulde, in der drei Arten von Polsterpflanzen ineinander verwachsen sind. Alle tragen pralle Beeren, jede Sorte eine andere Farbe. Violett, blutrot und glänzend schwarz wie Tollkirschen. Es dauert, bis sich Markus von den Bäumen losgerissen hat und einen kurzen Blick auf meine Beerenversammlung wirft. Nachdem ich wieder im Besitz der Kamera bin, stürme ich voraus zum Seeufer hinab. Ich vermute dort unten das ideale Motiv: Ein blau schimmernder Eisturm im Vordergrund auf der sich weit in den Raum ausdehnenden grünen Fläche des Sees, eingerahmt von dunklen Wäldern und nass glänzenden Felsen, im Hintergrund der zerklüftete Gletscher und das in den Himmel reichende Bergmassiv des *Monte Balmaceda*. Ein perfektes Foto. Wenn nicht der Akku streiken würde. Ich wärme ihn am nackten Bauch, denn die Reservebatterien befinden sich im Boot und soviel Zeit bleibt nicht, um sie zu holen. Während der Reiseleiter nach Markus und mir ruft – wir sind die letzten, die

noch fehlen – schiebe ich den Akku wieder in die Kamera. Durch ein Wolkenfenster bricht die Sonne hervor und ich drücke ab.

Die „Ultima Esperanza“ hat sich doch noch erfüllt.

HÖLLENTrip IM SCHLAUCHBOOT

Als wir beim Steg ankommen, liegt unser Rucksack auf den Holzbrettern. Die Chilenen sind bereits wieder im Schiff verstaut und nachdem wir versichert haben, dass keine Habe mehr von uns an Bord ist, legt die „21 de Mayo“ ab und nimmt Kurs retour auf *Puerto Natales*.

Unsere Reise ist am Ende des Fjords *Ultima Esperanza* noch nicht fertig. Wir steigen zu einem neuen Reiseleiter, der wie sein Vorgänger nur Spanisch spricht, in ein Schlauchboot mit PS-starkem Außenbordmotor und brausen über den Meeresarm ans nördliche Ufer. In der *Hosteria Balmaceda* erwartet uns ein gedeckter Tisch in einem großen, rundum verglasten Speisesaal. Wir sind die einzigen Gäste, der Bootsführer verschwindet sogleich mit dem Personal in der Küche.

Das Mittagessen ist im Pauschalpreis des Ausflugs inbegriffen und besteht üblicherweise aus dem typisch patagonischen Lammgrill. Als wir stattdessen ein Eieromelett und grünen Salat erhalten, scheint sich die Köchin zu genieren. Unseren Verzicht auf Bier und Wein goutiert sie mit einem hilflosen Achselzucken und stellt resigniert zwei Dosen Limonade auf den Tisch. „Americano, no?“, vermutet sie richtig.

Während wir essen, scheint draußen die Sonne. Beim Nachtschiff wird es düster. Eine schwarze Front nähert sich und schluckt Gipfel für Gipfel. Als der Regen einsetzt, gibt der Reiseleiter das Zeichen zum Aufbruch. Auf meine Frage, ob wir denn nicht lieber den Durchzug der Schauer abwarten wollen, meint er lakonisch, dass hätte keinen Sinn. Vor uns lägen 35 Kilometer auf dem *Rio Serrano*, also rund drei Stunden Fahrt und da könne sich das Wetter noch ein paar Mal ändern.

Eine einzige Änderung würde uns reichen!

Es gießt wie aus Kübeln. Wir ziehen unsere Goretex-Ausrüstung an und erhalten Schwimmwesten. Zusätzlich schlüpfen wir in riesige, wattierte Gummimäntel, die uns sowohl vor der Nässe als auch vor der Kälte schützen sollen. Ich halte das für übertrieben, werde aber bald eines Besseren belehrt.

Der Kapitän des Zodiaks sieht aus wie eine Mumie. Kein Stückchen Haut ist unter den zahlreichen Kleidungsschichten mehr zu sehen. Eine breite Sonnenbrille verdeckt seine Augen, seine dicken Handschuhe patschen uns zur Begrüßung auf die Schulter. Unser Reiseleiter legt sich quer zur Fahrtrichtung ins Boot und verkriecht sich vollständig in seine Kapuze. Markus und ich hingegen sitzen aufrecht im Regen und starren in die neblige Landschaft, schließlich wollen wir etwas von der malerischen Bootstour in den weitläufigen Mäandern des *Rio Serrano* mitbekommen.

Die Motoren heulen auf, das Heck des Bootes gräbt sich tief ins Wasser und wir schießen mit einem Höllentempo in die Mündung des Flusses. Die von Graupeln durchsetzten Regenschauer malträtiert unsere Gesichter wie ein Hochdruckreiniger. Unsere touristische

Haltung vergeht uns schnell. Es ist unmöglich in Fahrtrichtung zu schauen, das entgegen fliegende Wasser macht uns blind. Ich baue mir mit der Kapuze einen Schutzwall, um den schmerzhaften Nadelstichen zu entgehen, denen meine Haut ausgesetzt ist. Durch einen schmalen Spalt kann ich mir gegenüber Markus erkennen, der mit denselben Problemen kämpft. Schemenhaft flitzt hinter ihm ein verschwommener Uferstreifen vorbei.

Das hatte ich mir anders vorgestellt.

Eine volle Stunde lang jetten wir den *Rio Serrano* hinauf, ohne irgendetwas von der Umgebung mitzubekommen. Wir sind nur damit beschäftigt uns vor dem peitschenden Regen zu schützen. Wasser sammelt sich im Boot, auf den Sitzen, in jeder Mulde des Anoraks, rinnt in den Kragen, kriecht unter die Ärmelmanschetten und durchfeuchtet allmählich alles. Es ist kalt. Bitter kalt.

Endlich lichten sich die Nebel, der Regen lässt nach. Der Kapitän nimmt seinen Gesichtsschutz ab und zeigt ein breites Grinsen. Dann drosselt er den Motor, damit wir aufstehen und das Wasser von unserer Kleidung abfließen lassen können. Auch der Reiseleiter steckt vorsichtig seinen Kopf aus der Kapuze und orientiert sich. Wir befinden uns in einem kurzen wetterberuhigten Fenster zwischen zwei Schauerzellen. Hinter uns schwarz, vor uns dunkelgrau. Über uns ein blaue Lücke zwischen den Wolken!

Das Wasser des *Rio Serrano* verteilt sich hier auf einer großen Fläche und ist daher sehr seicht. Der Kapitän muss die geeignete Fahrrinne zwischen den zahlreichen Sandbänken finden und fährt seltsame Schlangenlinien, die uns mal direkt ans Ufer und dann wieder in die Mitte des Flusses bringen. Ich bin froh um die gedrosselte Geschwindigkeit, denn es gibt so viel zu sehen. Die tiefe Nachmittagssonne scheint unter die abziehenden Wolken und beleuchtet schneebedeckte Gipfel mit blauen Gletscherzungen, die bis zum Talboden herabreichen.

„Glaciar Geike“, sagt der Reiseleiter und zeigt auf ein wirres Trümmerfeld von Eisblöcken, das sich weit in die Talebene vorschiebt, gespeist von dem riesigen Eisreservoir im Hinterland, dem patagonischen Inlandseisfeld „Campo de Hielo Sur“. Ich sehe am Horizont über dem Gletscher einen hellen Lichtschein, wahrscheinlich eine Reflexion der unendlichen Eisfläche, die dahinter liegt. Dieses mystische Leuchten konnten wir schon am *Grey-Gletscher* wahrnehmen. Es wirkt anziehend wie eine Verheißung, als ob sich dort der Eingang zum Paradies befände, dabei ist es eher eine weiße Hölle, die einen Menschen da erwartet. Selbst mit perfekter Ausrüstung ist ein Aufenthalt in dieser sturmexponierten Ebene ein Wagnis, dem sich nur wenige stellen. Daher ist dieses Gebiet im wahrsten Sinn des Wortes einer der letzten weißen Flecken auf der Landkarte der Erde.

Die Sonne hat jetzt auch uns erreicht und wärmt die schwarze Gummihaut des Zodiaks. Allmählich wird die Fahrt angenehm. Im Wasser des *Rio Serrano* ist viel Gesteinsabrieb enthalten, der dem Fluss die typisch türkise Farbe der Gletschermilch verleiht. Mitunter ist die Oberfläche spiegelglatt und leuchtet wie ein samtenes Band, in dem unsere Schiffschraube weiße Rüschen aufwirbelt. Wegen der zahlreichen Untiefen müssen wir uns dicht am Ufer halten, wo sich die Strömung eine tiefe Rinne gegraben hat. Dabei hat sie die Böschung ausgehöhlt. Die Grasnarbe hängt wie ein loser Teppich über das weggespülte Erdreich,

Bäume stehen schräg am Abgrund, nur mehr mit den hintersten Wurzeln Halt findend. Das abgestürzte Holz bereitet dem Kapitän Sorgen. Seine spitzen, unter Wasser verborgenen Astenden könnten das Boot beschädigen und dann wären wir ziemlich weit weg von jeder Hilfe. Daher hält der Reiseleiter, vorne über den Bug gebeugt, Ausschau nach gefährlichen Hindernissen und dirigiert per Handzeichen den Kapitän durch die heiklen Passagen.

Wir genießen den Blick auf die unberührte Landschaft ringsum. Auf einer breiten Sandbank liegt das gebleichte Holzskelett eines knorrigen Baumes, dahinter schimmert golden das Steppengras, bevor Büsche und niedrige Sträucher den Platz erobern. Wie gerne würde ich kurz anhalten, einen Ausflug ins Hinterland unternehmen. Zu diesen kahlen, von einstigen Gletschern glatt polierten Felsen oder zu dem bereits herbstlich verfärbten Wäldchen aus Scheinbuchen wandern, irgendwo ein Zelt aufstellen, ein Lagerfeuer entfachen. Romantische Träume, die der Wirklichkeit leider nie standhalten. Mittlerweile weiß ich, dass mir wahrscheinlich unüberwindbare Sümpfe oder stacheliges Unterholz den Weg versperren würden, dass heftige Windböen keine Flamme zuließen und stundenlanger Regen nur im klammen Zelt auszuhalten wären. Trotzdem weckt die Flusslandschaft diese Sehnsucht in mir.

Der Reiseleiter ruft mich aus meinen Träumen zurück. Er zeigt auf eine Stromschnelle vor uns und bedeutet uns an den Sitzen festzuhalten. Ungläubig folge ich seiner Aufforderung, kann mir aber bei Gott nicht vorstellen, wie wir diese kleinen Wasserfälle überwinden sollen. Grinsend drosselt der Kapitän den Motor, verharrt kurz vor der Steilstufe und lässt sich dann mit der Strömung zurücktreiben. Es war bloß Angstmache.

In einer kleinen Bucht unmittelbar neben der Stromschnelle vertäuen wir das Boot an einem Steg und wandern mit unseren Sachen über einen kleinen Hügel. Von oben sehen wir, wie sich die Wassermassen des *Rio Serrano* durch zwei kleine Engstelle pressen müssen. Eine Felsinsel inmitten des Flussbettes zwingt den Fluss links und rechts vorbei. Irgendwann wird er diese Barriere durchgenagt haben. Ich frage mich, wie lange das wohl dauern wird. Jahrhunderte? Jahrtausende? In welcher sozialen Struktur wird die Menschheit dann existieren? Ich blicke auf die völlig unberührte Landschaft ringsum. Wahrscheinlich hat es hier vor Jahrtausenden genauso ausgesehen und auch in den nächsten Tausenden von Jahren wird sich nicht viel ändern. Diese Zeitlosigkeit berührt mich. Sie ist der Gegenpol zu unserem hektischen Alltag, der einer ständigen Beschleunigung unterworfen scheint. Sie relativiert die Dimension unserer Sorgen. Sie führt das Gefühl der eigenen Wichtigkeit ad absurdum. Ich möchte hier länger verweilen aber sowohl Reiseleiter als auch Kapitän drängen. Sie haben kein Auge mehr für die Schönheit, sie erledigen ihren Job. Je schneller wir am Ziel sind, desto früher haben sie Feierabend.

Hinter dem Hügel klettern wir in ein anderes Boot, das an einem Holzsteg festgezurr ist. Für die Befahrung des *Rio Serrano* benötigt man wegen der Stromschnellen immer zwei Boote. Das Wetter trübt sich leider wieder ein, während wir den weit ausschwingenden Schleifen des Flusses folgen. Er mäandriert in der großen Ebene zu Füßen der *Torres del Paine*. Wenn die

Wolken nicht wären, hätten wir einen wunderbaren Blick auf die *Cuernos*, ein Postkartenmotiv, das in den Souvenirshops reißenden Absatz findet. Denn die wenigsten Besucher haben tatsächlich das Glück eines wolkenlosen Tages. Oder besser gesagt, eines wolkenlosen Augenblicks, der für ein Foto gerade reicht.

Trotzdem bekommen wir die Gipfel zu sehen, wenn auch nur einzeln und nacheinander, einmal durch diese, einmal durch jene Wolkenlücke. Aber irgendwann haben wir alle erblickt, immerhin.

Das Wasser des *Río Serrano* ändert plötzlich seine Farbe, rechterhand strömt er dunkel und klar an uns vorbei, links ist er trüb, als hätte man im Oberlauf Sahne hineingegossen. Der Kapitän brüllt durch den Motorenlärm die Erklärung: Genau an dieser Stelle vermischen sich zwei große Flüsse. Die Gletschermilch des *Glaciar Grey* fließt in den *Río Grey* und mengt sich hier in den ursprünglich klaren *Río Serrano*, der den Abfluss des *Lago del Toro* bildet.

Die Landkarte zeigt den Zusammenfluss und weist eine Höhenkote von zwanzig Metern aus. Da wir direkt vom Meeresarm des Fjordes *Ultima Esperanza* gestartet sind, beträgt das Gefälle des Flusses bis hierher läppische zwanzig Meter auf 30 Kilometer Länge. Kein Wunder, dass das Wasser derartige Mäander ausbilden konnte.

Nach der breiten Stelle des Zusammenflusses fächert sich die Wasserstraße auf und ich verliere den Überblick zwischen den Inseln und Sandbänken. In einem Seitenarm schwimmen große rosarote Bälle. Bevor ich mich wundern kann, schiebt sich eine Insel in mein Blickfeld. Als wir daran vorbei sind, sagt der Reiseleiter, dass dort hinten Flamingos gewesen seien. Er lehnt jede Bitte zur Umkehr ab und macht eine abfällige Handbewegung. Flamingos gäbe es hier doch überall. Sie seien nichts Besonderes. Dass wir in unserem ganzen Leben noch nie welche gesehen haben, lässt ihn kalt. Er vertäut das Boot an einem Holzsteg. Wir müssen aussteigen. Ohne Flamingos.

Ärgerlich klettern wir die Uferböschung zu einem Gebäude hinauf, in dem wir unsere Gummisachen zum Trocknen aufhängen. Es ist eine stickige, dunkle Baracke. Hier sollen wir warten, bis das Taxi kommt, das uns nach *Puerto Natales* zurückbringen werde. Markus und ich schauen uns enttäuscht an.

„Wie lange wird es dauern, bis das Auto da ist?“, frage ich.

„Mindestens eine halbe Stunde“, bekommen wir zur Antwort.

Schon sind wir draußen und eilen der Uferböschung entlang, in der Hoffnung, bis zur der Lagune mit den Flamingos vordringen zu können. Doch wir befinden uns auf privatem Farmland. Vierfache Stacheldrahtzäune vereiteln unser Vorhaben. Geschlagen kehren wir zur Baracke zurück, wo der Reiseleiter und noch zwei Männer bereits ungeduldig auf uns warten. Es wird eng in dem Pickup. Und staubig. Das geländegängige Fahrzeug erlaubt eine kürzere Route über selten befahrene Schotterpisten. Wir passieren das sturmgepeitschte Westufer des *Lago del Toro* und bitten den Fahrer um einen Fotostopp.

Das satte Blau des Sees bedeckt über 200 Quadratkilometer und bietet dem Wind eine enorme Angriffsfläche. Bis zu 4 Meter hohe Wellen wurden hier schon registriert. Als ich die Autotür vorsichtig öffne, reißt sie mir der Sturm aus der Hand und presst sie gegen die ächzenden Angeln, sodass das ganze Fahrzeug schaukelt. Die Chilenen ziehen unwillkürlich

Monte Balmaceda



Am Ende des Fjords „Ultima Esperanza“ fließt ein beeindruckender Gletscher herab.



Neben dem Eis blüht die *fuchsia magellanica*, der Vorfahr unserer Gartenblumen

Verregnete Bootstour auf dem Rio Serrano



Fahrt durch die Pampa



Lago Argentino bei El Calafate



die Köpfe ein und beobachten hinter Glas geschützt, wie wir uns draußen gegenseitig stützen, um das Foto nicht zu verwackeln. Auf dem See brechen die Wellen zu weißen Gischtrollen, die Äste der Bäume zeigen alle in nur eine Richtung. Einzig wir Touristen stemmen uns gegen den Wind. Beinahe blind vor Staub kehren wir zum Pickup zurück und steigen wortlos ein. Die Chilenen werfen sich vielsagende Blicke zu. Trotzdem hält der Fahrer bei einem Hügel, der Blick auf den tintenblauen *Lago Portefño* bietet, auf unsere Bitte hin nochmals an. Aber danach ist Schluss mit dem Verständnis für die seltsamen Vorlieben der Touristen. Jeden Begeisterungsausruf von uns angesichts spektakulärer Landschaft ignorierend braust der Fahrer ohne anzuhalten bis *Puerto Natales* durch. Wir kommen zwei Stunden früher als im Programm vorgesehen dort an.

Nach dem letzten Besuch in der Pizzeria, in der wir mittlerweile Stammgäste geworden sind, ist uns noch eine chilenische Banknote übrig geblieben. Ein Umtausch in argentinische Pesos rentiert sich nicht. An einer Straßenkreuzung lungern vier offenbar Obdachlose herum. Es sind keine jungen Männern mehr. Ihre Körper sind ausgezehrt, ihre Hände und Gesichter zeugen von einem entbehrungsreichen Leben. Entweder sind sie von früherer, harter Arbeit gezeichnet oder vom rauen Klima. Oder von beidem. In zahlreiche, schmutzstarrende Stoffschichten gehüllt, die irgendwann einmal Kleidungsstücke waren, leben sie auf der Straße, zusammen mit Hunden, an denen sie sich vielleicht wärmen können. Eine Reihe leerer Flaschen weist auf den vermeintlichen Trost hin, der ihnen der Alkohol verspricht.

Sie betteln nicht, als wir an ihnen vorübergehen. Einer, der ein Liedchen trällernd einen torkelnden Tanz aufführt, wird von einem anderen hart an der Schulter gepackt und zur Seite geschubst, um uns Platz zu machen. Ob man ihnen eingebläut hat, ja keine Touristen zu belästigen?

Zu Markus Verwunderung betrete ich eine Apotheke und kaufe ein Päckchen Taschentücher. Ich teile das Wechselgeld auf. Fünf Tausend-Peso Scheine (umgerechnet ca 9 €) versorge ich in der Hosentasche, den Rest behalte ich in der Hand und gehe zur Kreuzung zurück. Ich wünsche den vier Männern einen guten Abend und drücke einem von ihnen die Münzen und Banknoten in Hand. Ihr Erstaunen und ihre kurz darauf ausbrechende Dankbarkeit beschämen mich. Sie schütteln mir die Hände, als hätte ich etwas Großartiges vollbracht. Ich beeile mich wegzukommen, denn das Knistern der Geldscheine in meiner Hosentasche zeichnet ein anderes Bild von mir. Ich hätte mehr geben können, wenn ich nicht für Morgen eine kleine Reserve zurückbehalten hätte.

RÜCKKEHR NACH ARGENTINIEN

22. Tag, Samstag, 26.3.2011

Ein Taxi bringt uns am frühen Morgen für tausend Pesos zur Bushaltestelle. Während unser Gepäck verladen wird, halte ich nach den verwehrtesten Männern Ausschau, die restlichen viertausend Pesos in der Hand. Aber um diese Zeit schlafen sie wohl irgendwo ihren Rausch aus. Ich ärgere mich über meine Knauserigkeit gestern Abend. Jetzt haben die Banknoten für uns keinen Wert mehr, da wir in Kürze Chile verlassen werden.

Der komfortable Bus kurvt durch die schachbrettartig angelegten Straßen *Puerto Natales*. Nach dem ungeplant langen Aufenthalt von sechs Nächten in dieser Stadt ist mir dieses Kaff vertraut geworden, auch wenn es nicht die schönsten Erinnerungen sind, die der Anblick des Spitals und der Apotheke in mir hervorrufen. Am Hafen unten zeigt uns ein Blick auf den Fjord, dass uns heute kein besseres Wetter für den Bootsausflug erwartet hätte. Dunkle Regenwolken reichen bis auf das windgepeitschte Meer herab. Der Bus umrundet das aufrecht stehende Milodon im Zentrum des Kreisverkehrs und fährt auf den strahlend blauen Himmel zu, der sich wie ein breites Band über dem nordöstlichen Horizont erhebt.

Nach rund zwanzig Kilometern erreichen wir die chilenische Grenze. Alle Passagiere müssen aussteigen und sich die Ausreise in den Pass stempeln lassen.

„Das ging ja kurz und schmerzlos“, stellen wir fest als wir eine Viertelstunde später bereits wieder im fahrenden Bus sitzen. Umso überraschter sind wir, als der Bus nach einigen Kilometern erneut hält. Vor dem argentinischen Zoll. Es weht ein eiskalter Wind und alle versuchen sich ins Innere des Gebäudes zu drängen. Aber der kleine Raum ist mit Wartenden verstopft und es dauert eine Weile, bis wir endlich über der Türschwelle und somit im Windschutz stehen. Obwohl alle Einreisewilligen die Pässe mit dem ausgefüllten Formular bereit halten, geht nichts weiter. Die diensthabenden Beamten scheinen im Bummelstreik zu sein. Immer wieder versucht der genervte Busfahrer zu intervenieren, denn die lange Abfertigungszeit macht die Einhaltung seines Fahrplanes unmöglich.

„Stets dasselbe mit den Argentinern“, schimpft er aufgebracht. „Das ist reine Schikane!“

Es fällt nicht schwer so zu empfinden. Angesichts der Matete schlüpfenden Beamten hinter den Schaltern, die unsere Warteschlange keines Blickes würdigen, beschleicht auch mich das Gefühl, eine absichtliche Demütigung zu erleben. Der Grund dafür ist mir allerdings schleierhaft. Denn schließlich kommen wir aus Chile und wollen nach Argentinien hinein. In ihr Land. Warum also eine Bestrafung? Oder müssen wir dafür büßen in Chile gewesen zu sein? In dem ansonsten kahlen Raum hängen drei Karten mit farblich gekennzeichneten Gebietsansprüchen auf die *Islas Malvinas*, die Falklandinseln. Es würde mich reizen, einen der gelangweilten Beamten unschuldig zu fragen, ob die Inselgruppe denn nicht den Engländern oder gar den Chilenen gehörte? Aber dann kämen wir hier wahrscheinlich nie wieder raus und ich lasse es bleiben. Nach zwei Stunden haben wir vierzig Personen endlich das Visum im Pass und die Reise geht weiter.

Ich mache Markus auf ein großes Plakat aufmerksam, das ein Skiresort namens *Valdalen* ankündigt. Gleich darauf sehen wir zwei Stahlseile, die über eine filigrane Stütze laufen. An ihnen hängen spartanische Sitze, die aus dünnen, gebogenen Metallrohren geformt sind. Ein 2er-Sessellift, wie ich ihn in Kindheitstagen erlebt habe! Inzwischen sind diese vorsintflutlichen Modelle bei uns zuhause längst durch moderne, gepolsterte 6er-Sitzbänke mit zuklappbarer Windhaube abgelöst worden. Die Werbung für den argentinischen Wintersportort geigt mit drei Liftanlagen auf! Ein Übungslift mit 70 Meter Länge, ein zweiter mit 300 Meter und schließlich der Doppelsessellift, den wir mit eigenen Augen gesehen haben. Österreicher dürften sich auf diesen Pisten wohl kaum tummeln.

Kurze Zeit später stecken wir im Stau der Kleinstadt *Rio Turbio*. Der Busfahrer flucht und hupt. Hinter den letzten Wohnhäusern beginnt eine lange Reihe von Hallen und Baracken, die allesamt einen etwas verwahrlosten Eindruck machen. Auf den zahlreichen, rostigen Schienensträngen harren Förderzüge auf ihren nächsten Einsatz. Abgewrackte Maschinen, Reifenstapel und Schutthaufen lagern auf den brachen Flächen zwischen den Gebäuden. In Stufen abgetragene Berghänge und Abraummateriale deuten auf Minen hin. Ein paar Kilometer weiter sehen wir Stolleneingänge, Förderbänder und moderne Industriehallen. Hier wird offensichtlich auch heute noch Kohle abgebaut. Obwohl hier die bedeutendsten Kohlevorkommen Argentiniens liegen, hat der Bergbau in den letzten Jahren laut Wikipedia an Bedeutung verloren. Den Grund dafür kenne ich nicht, der aufkommende Schitourismus kann es wohl kaum sein.

AUF DER „CUARENTA“ DURCH DIE PAMPA

Die Straße verlässt die letzten Hügel und beginnt den einsamen Weg quer durch eine endlose Ebene. Die eintönige Weite wird nur durch Zäune begrenzt, die extrem dicht mit Stacheldraht bespannt sind. Als gelte es, die freie Landschaft mit achtfachem Stahlverhau in Schach zu halten. Zwischen den Drähten kommt ja kaum ein Feldhase durch. Man könnte meinen, hier würden Hühner und nicht Schafe oder Rinder gehalten.

Wir sehen weder noch. Die Gegend ist wie ausgestorben. Stundenlang blicken wir auf trockene Grasbüschel, die den kargen Boden wie kleine goldene Flammen überziehen. Mir gefällt die Landschaft, sie erinnert mich an Tibet. Die lodernde Pampa unter einem kitschblauen Himmel. So weit das Auge reicht eine einzige, leicht gewellte Fläche. Ab und zu besiedeln stachelige Büsche den sandigen Boden. Sie bilden silbergraue oder mintgrüne Kugeln, hinter denen sich mitunter *Nandus*, die aussehen wie kleine Strauße, vor dem Sturm ducken. Denn der Wind pfeift pausenlos über das offene Land und türmt dabei Sandwächten im Lee der Zaunpfosten auf.

Selten wird die Eintönigkeit der geraden Straße von einer Abzweigung unterbrochen. Meist handelt es sich um eine unbefestigte Fahrbahn, die, rechts und links von den achtfach-Zäunen flankiert, dem Horizont zustrebt. Ein Schild mit dem Namen einer Farm ist meist der einzige Hinweis auf den Zweck des selten befahrenen Weges.

Ein Blick auf unsere Straßenkarte im Maßstab 1 : 2 000 000 zeigt, dass diese Farmen (spanisch: *Estancias*) im Durchschnitt mehrere Zentimeter, also 40 - 80 Kilometer voneinander entfernt liegen. Aber da sie die einzigen Anhaltspunkte in diesem Niemandsland darstellen, sind sie in der Karte mit schwarzen Punkten wie kleine Ortschaften markiert.

Als ich auf der Karte die Straßennummer 40 lese, wird mir plötzlich bewusst, dass wir uns seit *Rio Turbio* auf der legendären *Ruta Nacional Cuarenta* befinden. Die *Cuarenta* (zu deutsch: vierzig) ist eine der berühmtesten Fernstraßen der Welt. Als längste Nationalstraße Argentiniens durchquert sie auf über 5000 Kilometer das Land von Nord nach Süd und überwindet dabei einen knapp 5000 Meter hohen Pass in den Anden. Trotzdem gibt es Menschen, die sich zum Ziel gesetzt haben, diese Strecke mit einem Motorrad oder gar mit

einem Fahrrad zu bereisen! Obwohl in den letzten Jahrzehnten große Abschnitte asphaltiert worden sind, zu unserem Glück auch hier im Süden, gibt es immer noch Passagen, für die ein Geländefahrzeug benötigt wird.

Ich blicke aus dem Busfenster und stelle mir vor, auf dieser endlosen Straße mit einem Fahrrad unterwegs zu sein. Tagelang demselben Horizont ausgesetzt. Der Sturm verwischt soeben wieder die Konturen des Asphalts mit rieselndem Sand. Es erscheint mir unmöglich nur mit Pedalkraft diesen Winden zu trotzen. Da die *Cuarenta* einen weiten Bogen macht, bläst einem Wind sicher nicht nur in den Rücken. Selbst mit einem Motorrad möchte ich da draußen nicht unterwegs sein.

Kurz nach Mittag ändert sich das Landschaftsbild. Nach dem es eine Weile sanft bergauf gegangen war, zeichnet sich nun plötzlich ein abruptes Ende der Hochebene ab. Eine über 60 Kilometer lange Kante erstreckt sich von West nach Osten und markiert das obere Ende eines breiten und tiefen Flusstales, das sich der *Santa Cruz* im Laufe der Zeit gegraben hat. Er entspringt dem *Lago Argentino*, der von den Gletschern des patagonischen Eisschildes gespeist wird und durchquert Argentinien um in den Atlantik zu münden. Für diese 250 Kilometer lange Reise reichen ihm 186 Meter Höhendifferenz. Erstaunlich, wie sich ein träge dahinfließender, sich in Mäandern windender Fluss, ein so tiefes Tal geschaffen hat.

Der Busfahrer tritt ordentlich in die Bremsen, um auf der kurvenreichen Straße die Böschung des Abhanges heil hinter sich zu bringen. Die gut 200 Meter hohe Geländestufe besteht nur aus losem, sandigen Schutt und ist kaum bewachsen. Eine Spielwiese und gute Angriffsfläche für den Wind, der über den Schrofen und Graten Staubfontänen aufwirbelt und in den Himmel steigen lässt.

Wir nähern uns allmählich dem tiefblauen Streifen, der eigentlich gar nicht in diese trockene, wüstenartige Landschaft passt. Unnatürlich leuchtet seine satte Farbe inmitten des Brauns hervor. Von einer kleinen Anhöhe aus erkennen wir das Ausmaß des riesigen Sees, der dreimal so groß wie der Bodensee ist. Ein gewaltiger Anblick, der jedoch gleich von Telefon- und Strommasten zerhackt wird. Dann schieben sich hässliche Betonbauten davor. Wir haben die Ausläufer von *El Calafate* erreicht.

EIN FATALER ZWISCHENSTOPP

Die Stadt, die den Namen der schmackhaften blauen *Calafate*-Beeren trägt, hat aufgrund des boomenden Tourismus einen ungeheueren Aufschwung erlebt, der sich unter anderem auch in der Bevölkerungsexplosion niederschlägt. Die Einwohnerzahl hat sich in den letzten fünf Jahren von zehn- auf zwanzigtausend verdoppelt. Das erklärt auch die wohnsiloartigen Neubauten an den äußeren Rändern der Stadt.

Auch wir werden uns den Gletscher *Perito Moreno*, der an manchen Tagen von tausenden Touristen besucht wird, ansehen. Allerdings erst auf der Rückreise. Heute haben wir bloß drei

Stunden Aufenthalt, bis uns ein anderer Bus ins weiter nördlich gelegene *El Chaltén* bringen wird.

Wir lassen unser Gepäck im Busterminal und steigen über lange Treppen ins Zentrum der quirligen Stadt hinab. Ein Souvenirladen reiht sich an den nächsten, offenbar sind wir gleich in der Touristenstraße gelandet. Der Hunger treibt uns auf die Restaurants zu, die uns jedoch alle mit ihren Schaufenstergrills abschrecken. Auf eisernen Gestellen aufgespannte und auseinander geklappte Schafskörper brutzeln rings um offene Feuer. Nicht gerade einladend für uns Vegetarier. Manche Restaurants bieten neben den gerösteten Tierleichen auch Salate und andere Beilagen an. Das Wort Kartoffelpüree ködert uns schließlich und wir betreten das Lokal. Wir suchen uns einen Tisch in größtmöglicher Entfernung zum Grill, doch die Luft ist geschwängert vom Geruch gebratenen Fleisches. Flach atmend bestellen wir je eine Portion Salat, ein Omelett und Kartoffelpüree. Der Ober reagiert unfreundlich, aber das dürfte eher seinem unwirschen Charakter entsprechen, als mit unseren Wünschen zu tun zu haben. Er grantelt wie ein typischer Wiener Kellner mit allen Gästen herum.

Nach kurzer Zeit knallt er uns je ein monströses, tellerbedeckendes Omelett auf den Tisch, das aus mindestens 7 Eiern bestehen dürfte und mit fettem Käse gefüllt ist. Dann bringt er zwei Berge von Püree, die zu spitzen Kegeln geformt sind und eine Woche lang als Beilage dienen könnten.

Als der Kellner eine halbe Stunde später die trotz unserer Bemühungen noch immer halbvollen Teller abräumen muss, empfindet er dies offenbar als eine persönliche Beleidigung. Wortlos steckt er das Geld ein und würdigt uns keines Blickes mehr.

Mit schwer gefülltem Magen brechen wir zu einem Verdauungsspaziergang auf. Wir möchten aus der Touristenzone hinaus zum Seeufer gehen. Je weiter wir der einmal eingeschlagenen Straße folgen, desto komischer mustern uns die Einheimischen. Aber die Richtung stimmt, dessen sind wir uns sicher. Der Asphalt endet, ein schmieriger Trampelpfad führt uns in dichtes Gestrüpp. Dann ist auch der Fußweg plötzlich zu Ende, bevor wir auch nur einen Blick auf den See geworfen haben, der sich unserer Meinung nach in unmittelbarer Nähe befinden müsste.

Geschlagen kehren wir um und setzen uns in eine hübsche Cafeteria. Dort verbringen wir die restliche Zeit bis zur Busabfahrt mit Kartenstudium und Pläne schmieden für den bevorstehenden Aufenthalt in *El Chaltén*. Dort gibt es viele Wander- und Trekkingrouten, die man am besten mit einer einmaligen Zeltübernachtung meistern kann. Für Tagesausflüge sind sie zu lange. Aber mittlerweile habe ich mich gesundheitlich wieder so erholt, dass ich mich imstande sehe, einen schweren Rucksack zu tragen. Wir ahnen noch nicht, dass alles ganz anders kommen wird.

Um vier Uhr nachmittags fahren wir wieder aus *El Calafate* hinaus, folgen ein Stück weit der bereits bekannten Straße und zweigen vor dem Flughafen nach Norden ab. Wir sind wieder auf der *Ruta 40*. Neben der Straße schlängelt sich das blaue Band eines Flusses, dessen Wasser im späten Sonnenlicht wie Tinte erscheint. An seinem Ufer stehen vereinzelte

Pappeln wie einsame Wächter, schräg gewachsen mit gebogenen Wipfeln. Ein dem Wind gezollter Tribut. Die Abendsonne verzaubert die Landschaft, überzieht die Pampa mit goldenem Gras und lässt die braunen kahlen Hügel wie Samtkissen erscheinen. Die Unterseiten der Wolken färben sich orange und wirken wie kleine Wärmestrahler, die über dem Land schweben. Eine unhaltbare Illusion. Die sanfte, wohlige Atmosphäre wird jäh vom eisigen Wind torpediert, als wir an einer Raststätte aus dem Bus steigen. Der Chauffeur rief irgendetwas von einer Kaffeepause, bevor er in einer Holzbaracke verschwand. Der Sturm verschluckte seine Worte und daher weiß niemand seiner Fahrgäste, wie lange der Aufenthalt mitten in der Pampa dauern wird. Wir waren alle überrascht, als der Bus plötzlich bremste und von der asphaltierten Fahrbahn auf einen Schlagloch übersäten Feldweg abzweigte. Auf einem ebenen Platz, der von wenigen Hütten umbaut ist, stehen wir nun im Sturm. Markus will zum Fluss hinab. Ich habe Angst die Weiterfahrt zu verpassen. Er lacht mich aus. Widerwillig folge ich ihm, lasse aber den Bus nie aus den Augen, jederzeit bereit, zurückzurennen. Meine Sorge war völlig unberechtigt. Unser Aufenthalt dauert. Und als nach einer guten halben Stunde der Fahrer hinters Lenkrad klettert, zählt er alle Passagiere nach.

Die Sonne geht unter als wir die *Cuarenta* verlassen und scharf nach Westen abbiegen. Wir fahren wieder auf Wolken zu, das bedeutet, wir nähern uns den Bergen. Die Unterseite der Wolkendecke wird von der hinterm Horizont verschwundenen Sonne noch angestrahlt und leuchtet in warmem Orange. Die Reflexion des sanften Lichts färbt sogar die Wasseroberfläche des *Lago Viedma*, an dessen Nordufer wir entlangfahren. Der See ist über eine Fahrstunde lang unser Begleiter und ich kann beobachten wie er allmählich seine Farbe verändert und schließlich nur mehr eine riesige schwarze Fläche mit silbernen Wellenstreifen ist.

EL CHALTÉN

Es ist bereits stockdunkel als *El Chaltén* erreichen. Ich bin froh, dass wir übers Internet ein Zimmer reservieren konnten. Zwar nicht in unserem Wunschdomizil, das war für diesen Termin leider schon belegt, aber in einer angeblichen gleichwertigen Pension. Wir schleppen unser schweres Gepäck an einer völlig überdimensionierten Straße entlang, auf der kein einziges Auto zu sehen ist. Auch Menschen sind auf dem breiten Gehsteig nicht anzutreffen. Nun, wir haben gewusst, dass *El Chaltén* ein Kaff ist, aber dieser ausgestorbene Eindruck ruft ein befremdliches Gefühl hervor. Ich wollte jemanden nach dem Weg fragen, jetzt muss ich den Stadtplan hervorkramen. Eisiger Wind, mit Staub und Sand beladen, zerrt an unseren Rucksäcken. Kein Wunder, wenn niemand draußen unterwegs ist.

Endlich finden wir unsere Pension. Der Empfang ist äußerst freundlich. Eine junge Frau erzählt uns überschwänglich von allen Möglichkeiten und Unternehmungen, die sich hier bieten, erklärt uns die Serviceleistungen angefangen vom aktuellen Wetterbericht bis hin zur Internet und Küchennutzung. Dann reicht sie uns den Schlüssel zu unserem Zimmer und ist verschwunden.

Der Raum ist in winziger, enger Schlauch mit zwei Stockbetten. Nebeneinander hätten die Matratzen nicht Platz gehabt. Zwischen den Betten und der Wand befindet sich ein ganz schmaler Gang, der allein schon durch unsere Rucksäcke vollständig blockiert wird. Im Bad riecht es nach Schimmel und feuchten Wänden. Kein Wunder, es gibt ja auch kein Fenster oder eine Möglichkeit zum Lüften. Noch dazu ist das dunkle Loch so winzig, dass man sich kaum umdrehen kann.

Hier halte ich es nicht acht Nächte aus.

Nach der Dusche, bei der ich dank eines verstopften Abflusses knöcheltief in schleimig schmierigem Wasser gestanden bin, ist klar, dass wir uns morgen sofort eine andere Unterkunft suchen werden. Wir packen nur das Nötigste aus und klettern in die Betten.

WETTER O.K. ABER WIR K.O.

23. Tag, Sonntag, 27.3.2011

Ich schlafe schlecht, wälze mich unruhig hin und her und wache schließlich auf. Mein Bauch ist hart und fühlt sich an, als läge ein Stein im Magen. Kein Wunder, denke ich, das Omelett ist nicht leicht zu verdauen. Als ich mich aufrichte um einen Schluck Wasser zu trinken, wird mir schwindlig. Vorsichtig lege ich mich wieder hin und spüre in meinen Körper. Dabei muss ich wohl eingeschlafen sein, denn erst Albträume von fetttriefenden Omeletts schrecken mich erneut auf. Mir ist speiübel, ich muss ins Bad. Auf der steilen Holzleiter merke ich, wie meine Füße zittern. Kraftlos schleppe ich mich auf die Toilette, aber weder oben noch unten kann ich das Omelett los werden. Besorgt kriechen ich ins Bett zurück. An Schlaf ist nicht mehr zu denken, mein Bauch rumort und schmerzt, die Übelkeit drückt mir die Kehle ab und meine Gedanken drehen sich nur um das eine: Bitte nicht wieder krank werden! Obwohl mir klar ist,

dass die Zukunftsform nicht angebracht ist. Ich bin krank, will mir das nur nicht eingestehen. Ich denke an Markus und daran, dass wir in der kommenden Woche Trekkingtouren mit dem Zelt unternehmen wollten. Tränen der Enttäuschung rollen über mein Gesicht. Sie sind kalt. Kalt? Ich erschrecke und lege meine Handrücken an die Wangen. Fieber. Eindeutig. Mit einem Seufzer ziehe ich mir die Decke über den Kopf.

Das Bettgestell knarrt. Markus geht ins Bad. Bleibt lange, dann höre ich die Dusche. Als er sich wieder ins Bett legt, stöhnt er.

„Er auch?“, frage ich mich und schäme mich für das Gefühl der Erleichterung, das damit einhergeht. Aber dann wäre ein verlorener Tag nicht allein meine Schuld.

Am nächsten Morgen erwache ich, weil Markus laut: „Scheiße“ sagt. Er kniet im Bett und sieht aus dem Fenster. Mein Bauch ist so schmerzhaft hart, dass ich mich kaum rühren kann. Ich weiß daher nicht, was ihn zu der Feststellung veranlasst hat.

„Geht es dir schlecht?“, frage ich und hoffe, dass meine Stimme nichts von meinem Zustand verrät.

„Auch. Aber sieh dir das Wetter an. Wolkenloser Himmel!“

Noch ist mir nicht klar, was daran so schlimm ist. Vorsichtig richte ich mich auf. Ich habe das Gefühl jede Veränderung meiner Lage könnte sofortiges Erbrechen auslösen. Und damit will ich doch warten, bis ich im Bad bin.

„Wolkenlos“, seufzt Markus und sinkt in die Kissen zurück, „ausgerechnet heute!“

Es scheint ihm wirklich nicht gut zu gehen. Ich klettere im Zeitlupentempo von meinem Hochbett hinab und muss mich auf seine Bettkante setzen. Mir ist jede Energie abhanden gekommen. Nicht nur meine Beine zittern, sondern mein Inneres.

Markus' Gesicht ist bleich.

„Das Omelett?“, frage ich. Er nickt. Schon in der Nacht habe es ihn geplagt. Dann deutet er mit dem Kinn zum Fenster.

Ich blicke hinaus in den strahlend schönen Morgen, sehe die Felspyramide des *Mount Fitz Roy* und dahinter die spitze Granitnadel des *Cerro Torre*. Es gibt nur wenige Tage im Jahr, an dem die beiden Gipfel nicht von Wolken verdeckt sind. Das heutige klare Wetter ist eine absolute Ausnahme.

„Scheiße“, fluche auch ich.

Als ich das Bad betrete und mir der schimmelige Geruch in die Nase steigt, fällt es mir leicht, den Mageninhalt zu erbrechen. Aber viel ist da nicht mehr drinnen. Ich würgte mehr Galle als Material herauf. Das blöde Omelett ist bereits eine Station weiter. Aber in den Gedärmen herrscht völlig Ruhe, Durchfall wäre mir lieber.

Markus geht es ähnlich.

Frustriert schleppen wir uns in den Frühstücksraum. Der Essensgeruch bereitet uns Übelkeit, aber von einer kräftigen Tasse Schwarztee versprechen wir uns einen Kick für den darniederliegenden Kreislauf. Wir wollen uns von so einem blöden Omelett nicht unterkriegen lassen. Nicht bei dem Wetter.

Mit einer Wasserflasche, dem Fernglas und Fotoapparat machen wir uns auf den Weg. Frische Luft wird uns gut tun, haben wir uns eingeredet. Vielleicht lockert das Wandern auch die steinharten Gedärme auf.

Unser Ziel ist der eine Gehstunde entfernte und 300 Meter höher gelegene Aussichtspunkt, der einen freien Blick auf den *Cerro Torre* erlaubt. Wenn der Himmel solange klar bleibt.

Heute ist einzige Tag, für den ich mir Regenwetter gewünscht hätte. Ich glaube nicht daran, dass ich es bis zum Aussichtspunkt schaffe. Schon die Durchquerung von *El Chaltén* zwingt mich zu einer Rast. Ohne die Wanderstöcke wäre ich gar nicht imstande mich aufrecht zu halten. Markus ist eine Spur kräftiger als ich, aber er wartet geduldig, bis ich die nächsten Hundert Meter in Angriff nehmen kann. Wenn es bergauf geht, muss ich mich bereits nach fünfzig Metern hinsetzen.

Eine Wandertruppe mit hochbetagten Menschen überholt uns. Ich tu so, als würde ich mich für die Pflanzenwelt am Rande des Weges interessieren. Es ist mir doch peinlich, dass ich nicht einmal das Schneckentempo der Greise halten kann. Aber wenn ich versuche die nächste Pause nur ein wenig hinauszuzögern, fünf Schritte mehr zu machen, weil es weiter vorne zum Sitzen geeigneter wäre, dann versagt mein Kreislauf und mir wird schwarz vor den Augen.

Der Weg führt zu Beginn durch eine hügelige Landschaft, die uns den Blick auf die Berge versperrt. Nachdem wir das erste Drittel geschafft haben, legen wir auf einer felsigen Kuppe eine längere Pause ein. Von hier aus sehen wir sowohl den *Fitz Roy* als auch die oberste Spitze des *Cerro Torre*. Auf der Seite liegend lassen sich die Gipfel wunderbar durchs Fernglas betrachten. Ich bin froh, dass wir uns zu der Wanderung durchgerungen haben. Dieser Anblick wird mir unvergesslich bleiben. Wahrscheinlich, weil er mit soviel Strapazen verbunden ist.

Ein weißes Band sturmgeschliffener Wolken liegt mittlerweile quer über dem Himmel und an der Ostwand des *Fitz Roy* quellen Nebelbänke auf. Wir betrachten den Verlauf des Wanderweges bis zur nächsten Anhöhe. Es wird wohl Stunden dauern, bis wir den *Mirador* erreichen werden. Bis dahin bewegen wir uns in einem Tal voller Bäume, also ohne Sicht auf die Berge. Sollen wir weitergehen, oder hier liegen bleiben?

Für Markus ist die Frage leichter zu beantworten. Er steht auf. Ich schleiche ihm nach. Knapp unterhalb des *Mirador* verfluche ich diesen Entschluss. Mir ist derart übel, dass ich mich alle zehn Meter hinsetzen muss. Die Ursache liegt im Kreislaufversagen, ich werde den Tunnelblick nicht einmal während der Pausen mehr los.

„Ich gebe auf“, sage ich zu Markus, „ich kann nicht mehr.“

Doch auch die Kapitulation zwingt mich zum Gehen. Ich kann ja nicht hier sitzen bleiben. Sobald wieder ich auf meinen Beinen stehe, setze ich vorsichtige Schritte. Richtung *Mirador*. „Ich bin ein unverbesserlicher Trottel“, denke ich mir, den langen Rückweg verdrängend.

Eine halbe Stunde später habe ich es geschafft. Wankend überquere ich die kahle Hügelkuppe und lasse mich neben Markus auf den Boden fallen.

SCHREI AUS STEIN

Nachdem ich wieder zu Atem gekommen bin, reicht mir Markus das Fernglas.

„Wahnsinn“, sagt er und ich weiß, was er damit meint.

Ich habe noch nie so einen schönen Berg gesehen. Die schlichte Eleganz seiner Form ist nicht zu übertreffen. Zwei schmale, glatte Granitwände (die Nordwestwand ist von hier aus nicht zu sehen) stehen in spitzem Winkel zueinander und verschmelzen im letzten Viertel zu einem einzigen Pfeiler, der von einer Eishaube gekrönt ist. In den Flanken gibt es kaum Spuren von Schnee. Er findet in dem glatten Fels keinen Halt. Und so erhebt sich mitten aus einem zerklüfteten Gletscher eine nahezu schneefreie Nadel aus graubraunem Gestein. Die unteren 500 Meter sind teilweise noch mit den Nachbarbergen verwachsen, dann jedoch ragen 1000 Meter frei in den Himmel.

Die Spitze des *Cerro Torre* (übersetzt Turm-Berg) ist 3.130 Meter hoch. Die Angaben schwanken um mehrere Meter, wahrscheinlich weil sich die Eiskrone zu unterschiedlichen Höhen auftürmen kann.

Fasziniert betrachte ich mithilfe des Fernglases jedes Detail. Die feine rötliche Maserung des Granits, die polierte Glätte der senkrechten Wände, die sturmtoste Gipfelregion mit ihren rauchenden Graten. Vom Wind verblasene Eiskristalle züngeln wie weiße Flammen in den blauen Himmel.

Der *Cerro Torre*. Werner Herzog gab ihm in einem Film einen besser passenden Namen: Schrei aus Stein. Hinter der alles überragenden Felsnadel folgen drei kleinere Echos, *Torre Egger*, *Punta Herron* und *Cerro Standhardt*.

Meine Arme sind schwer geworden, eine Fieberwelle überrollt mich. Markus packt das Fernglas ein.

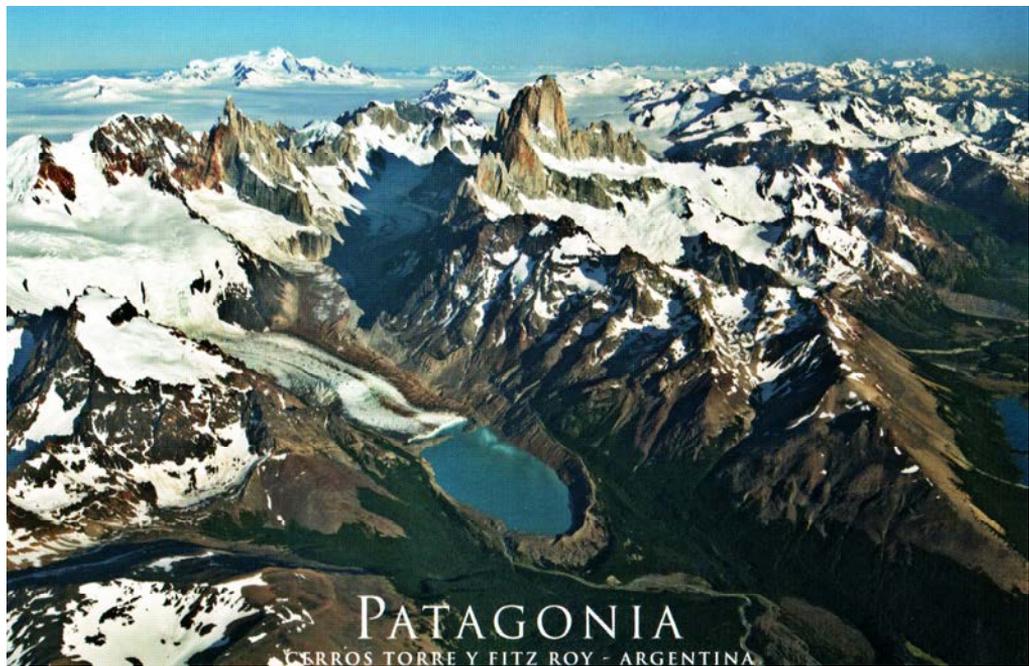
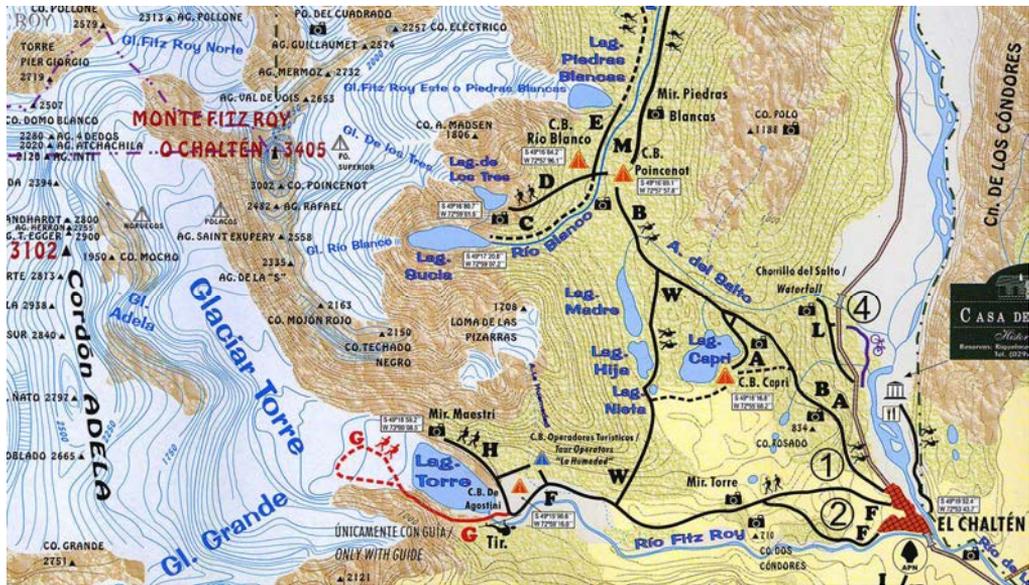
„Wer macht Fotos?“

Fast hätten wir darauf vergessen. Wir sind wirklich krank.

Selbst auf dem Rückweg, als es bergab und somit wesentlich leichter geht, überholt uns die Pensionistentruppe. Endlich in *El Chaltén* angekommen, klopfen wir bei der Pension *Nothofagus* an die Tür. Wir hoffen, dass vielleicht heute schon ein Zimmer frei geworden ist, damit wir nicht eine weitere Nacht in der Schimmelkammer verbringen müssen.

Leider ist noch immer alles belegt. Wir werfen einen sehnsüchtigen Blick auf den lichtdurchfluteten Aufenthaltsraum und machen uns dann auf den Weg in unser finstres Loch. Der Himmel ist immer noch strahlend blau, die weiße Wolkenschärpe liegt unverändert quer überm Zenit, nur der *Fitz Roy* hat sich einen Rauschebart aus Nebelgespinnst umgebunden.

Als wir in unserer Unterkunft eintreffen, stehen Koffer und Taschen im Flur, Gäste aus dem oberen Stock ziehen soeben aus. Ich mühe mich die Treppe hinauf und werfe einen Blick in das verlassene Zimmer. Mein Entschluss steht fest. Aber die gestern noch übertrieben freundliche Vermieterin ist von meiner Idee gar nicht begeistert.





Am Morgen des 1. Tages in El Chaltén ist es fast wolkenlos.

Fitz Roy, ursprünglich rauchender Berg genannt, macht seinem Namen alle Ehre.

Trotz einer akuten Lebensmittelvergiftung schleppen wir uns zum Aussichtspunkt.

Den **Cerro Torre** knipsen wir durchs Fernglas.

Danach legen wir uns mit Fieber ins Bett.



„Zimmerwechsel nur für eine Nacht? Kommt nicht in Frage.“

Ich schlage vor, das Bettzeug und die Handtücher mitzunehmen, damit keine neue Wäsche anfällt, stoße aber auf taube Ohren. Denn die Einzelbezüge der Stockbetten passen nicht aufs breite Ehebett.

„Wir zahlen gerne mehr!“

Dieses Argument überzeugt. Wir müssen allerdings noch warten, bis das Zimmer geputzt ist, dann können wir umziehen.

Eine Stunde später liegen wir im frischen Bett und blicken durch das große Panoramafenster auf den *Fitz Roy* hinaus. Markus Augen sind glasig. Das Fieberthermometer zeigt über 39°, als er es mir herüber reicht. Meine Temperatur bleibt leicht darunter.

Was ist nur los mit uns? Weder Durchfall noch Brechreiz quälen uns. Somit bietet auch unsere Reiseapotheke nichts Passendes. Wir können nur abwarten und hoffen, dass unsere Körper alleine damit fertig werden.

24. Tag, Montag, 28.3.2011

Einen Umstand genieße ich in diesem Urlaub. Das Wasser aus der Leitung kann bedenkenlos getrunken werden. Es gibt keinen Grund, auf das schale Nass aus Plastikflaschen zurückzugreifen.

Den ganzen gestrigen Tag über und während der Nacht haben wir nur Wasser zu uns genommen. Am Morgen geht es mir deutlich besser, Markus hat noch leichtes Fieber. Das Ärgste dürfte überstanden sein.

Der Sturm, der nächtens die Scheiben zum Klirren brachte, tobt auch noch am Vormittag, während wir unser Gepäck ins *Nothofagus* transferieren. Die Wetterprognose für die kommenden Tage ist schlecht.

Die Anstrengungen des Umzugs haben uns so mitgenommen, dass wir uns gleich ins neue Bett legen und bis Mittag schlafen. Dann setze ich im Bad auf dem Campingkocher einen Topf Wasser auf und brühe eine Fertigpackung Nudelsuppe. Appetit stellt sich ein. Daraufhin bereite ich mir aus Milchpulver, Bananenchips und Haferflocken einen herzhaften Brei, der meinem Magen und mir spürbar gut tut. Auch Markus nimmt ein paar Bissen zu sich.

Als nachmittags die Sonne durch die Wolken bricht, setzen wir uns in den Aufenthaltsraum, trinken Tee und schmieden Pläne. Bescheidene. Denn für eine anstrengende Wanderung sind wir viel zu schwach. Außerdem ist bei dem grauslichen Wetter von den Bergen ohnehin nichts zu sehen.

Aber ein Ausflug zum *Viedma*-Gletscher wäre eine Option. Geführtes Eis-Trekking, bei dem es keine Vorgaben in Bezug auf Alter oder Kondition gibt, dürfte auch in unserem Zustand zu bewältigen sein.

Das hilfsbereite Personal von *Nothofagus* zeigt uns am Computer der Rezeption eine Wettervorhersage, die eigens für *El Chaltén* erstellt wird. Ein ziemlicher Luxus für ein einsames Dorf in der Pampa, das nur ein paar Hundert Einwohner zählt. Aber in der Hochsaison wird es von tausenden Bergsteigern und Wanderern frequentiert. Deshalb ist die

Prognose sehr präzise und sowohl in Stundenintervalle als auch in Höhenabschnitte unterteilt. Morgen gäbe es demnach im Tal noch kräftige Regenschauer und Windböen bis zu 50 km/h, aber bereits gegen 9:00 Uhr sollte es eine Niederschlagspause geben und der Wind nachlassen. Gegen 14:00 Uhr komme es zu erneuten Regenfällen, die bis zum Ende des nächsten Tages anhalten werden. Für die Bergregion ist massiver Kälteeinbruch, Schnee und Sturm vorhergesagt.

Um Kräfte zu sammeln ziehen wir uns wieder in unser Zimmer zurück und legen uns ins Bett. Abends koche ich nochmals einen Haferflockenbrei. Danach stellen wir den Wecker auf halb sieben Uhr.

25. Tag, Dienstag, 29.3.2011

Heftige Windböen peitschen Regentropfen an das Fenster. Der Lärm übertönt fast das zarte Piepsen des Weckers. Sollen wir wirklich aufstehen?

„Bis jetzt stimmt der Wetterbericht“, sagt Markus und schält sich aus dem warmen Bett. Beim Frühstück rufen wir die neueste Prognose aus dem Internet ab. Sie ist unverändert. Ab neun Uhr tritt Besserung ein. Da der Bus bereits um 8:15 Uhr startet, müssen wir in den Regen hinaus. Aber dank dichter Goretexausrüstung stört er nicht besonders.

Wir sind nicht die einzigen, die der Wettervorhersage vertrauen. Die *Viedma*-Touristen wachsen zu einer zehnköpfigen Truppe an. Eine weißhaarige Japanerin in Halbschuhen ist auch mit von der Partie. Sie tut sich bereits beim Einsteigen in den Bus schwer. Wir sehen dem Eistrekking daher gelassen entgegen.

AUF DEM ZERFURCHTEN RÜCKEN DES GLACIAR VIEDMA

Der Bus verlässt *El Chaltén* mit höchster Scheibenwischerfrequenz. Doch hinter der ersten Anhöhe, die den Blick auf die endlose Pampa freigibt, ist die Fahrbahn trocken. Offenbar hat es hier nie geregnet. Wir fahren aber nicht zu dem blauen Himmel hinaus, sondern biegen scharf rechts ab hinunter zum Seeufer, wo ein Boot auf uns wartet. Wir befinden uns genau an der Wetterscheide. Von den Bergen im Westen treiben heftige Winde Wolken und Regenschauer in das östliche Flachland hinaus. Weit kommen sie nicht, denn die trockene Luftmasse absorbiert die Feuchtigkeit, löst die Wolken auf und sorgt für einen makellos blauen Himmel. Dazwischen spannt die Sonne einen Regenbogen auf.

Wir müssen warten, bis das Boot startklar ist. Von unserem Standpunkt in der Bucht *Bahía Tunel* aus betrachtet, ist der *Lago Viedma* ein riesiger Steppensee inmitten goldbrauner Pampa. Wenn da nicht dieser hellblaue Klotz auf seinem Wasser treiben würde. Der Blick durchs Fernglas bestätigt unsere Vermutung: Ein Eisberg zieht nach Osten, dem nicht

sichtbaren, 80 Kilometer weit entfernten Ufer zu. Ob er es wohl erreichen wird, bevor er geschmolzen ist?

Ich habe mir eine Ansichtskarte mit einer Satellitenaufnahme der Nasa gekauft. Sie zeigt den Ostrand des patagonischen Eisschildes und den daraus abzweigenden Seitenarm, den *Viedma*-Gletscher. Wir haben auf unserer Reise schon zahlreiche Gletscher gesehen, die dem riesigen Eispanzer entströmen, vom *Glaciar Serrano* ganz im Süden beim Fjord der letzten Hoffnung bis hin zum den Gletscher *Grey* bei den *Torres del Paine*. Weiter nach Norden folgt dann der *Perito Moreno*, den wir in einer Woche besuchen werden und den Gletscher *Viedma*, auf dem wir in einer Stunde herumkraxeln werden. Aber es gäbe noch zahlreiche weitere riesige Gletscher in Richtung Norden, die alle vom patagonischen Eisschild genährt werden. Auf einer Großaufnahme der Nasa stellen sie bloße lächerliche, dreckige Fransen am Rand des makellosen, schneeweißen Teppichs dar, der sich über das Gebirge ausbreitet. Allmählich wird mir die gewaltige Ausdehnung dieser zusammenhängenden Eismasse bewusst.

Auf der Detailaufnahme, die ich in der Hand halte, sticht allem voran die geometrische Zeichnung auf dem Rücken des Gletschers ins Auge. Parallel verlaufende weiße, graue und schwarze Linien mit unterschiedlichen Breiten erinnern mich an eine Schlangenhaut. Das Muster macht jede Krümmung mit, ohne sich zu verändern. Die einzelnen Streifen sind exakt voneinander getrennt, als ob man sie mit Tuschefedern gezogen hätte. Kaum zu glauben, dass es sich dabei bloß um mitgeführten Gesteinsschutt handelt. Wieso hat er verschiedene Farben und weshalb vermischen sie sich nicht?

Ich reiche Markus die Karte.

„Wie Saturnringe“, kommentiert er das Muster spontan. „Die bestehen auch aus unterschiedlichen Bändern, die jedoch scharf voneinander abgegrenzt sind.“

Erklärung ist das zwar kleine, aber man muss nicht immer alles verstehen.

Es ist soweit. Die Schiffsirene ertönt.

Die Fahrtroute hält sich nah am Ufer, um den Windschatten auszunützen. Wir können Feldhasen beobachten, die zwischen den kugeligen Büschen umherhoppeln. Markus entdeckt einen Fuchs, der aus Neugier seine Deckung hinter einem Stachelgestrüpp aufgibt und den Hals reckt, um besseren Blick auf das vorüber gleitende Schiff zu haben. Die Hasen sind plötzlich verschwunden.

An Bord werden Tee und Kekse serviert.

Markus sagt lachend: „Ich glaubte, wir würden einen Wanderurlaub mit dem Zelt machen. Dabei sitzen wir ständig auf irgendwelchen Booten und fahren Gletscher schauen.“

Ich kann eigentlich nicht erklären, was mich an den Gletschern hier so fasziniert. Schließlich gibt es sie in kleineren Ausmaßen auch bei uns in den Alpen. Liegt es nur an der Dimension? Wir haben andere Touristen angesichts der Tourangebote jammern gehört.

„Nicht schon wieder Gletscher“, hatten sie gestöhnt.

Ich bin froh, dass Markus und ich uns in Bezug auf Ausflugsziele immer einig sind. Es wäre mir zuwider, über Berge oder Seen verhandeln zu müssen.

Das Boot biegt um eine Landzunge und die Teetassen rutschen an den Tischrand, der sie mit einer aufgewölbten Abschlussleiste stoppt. Das ruhige Gewässer hat sich plötzlich in ein Schaumkronen tragendes Wellenmeer verwandelt. Die Bugspitze zielt auf eine Mauer aus Eis und nickt dabei heftig auf und ab. Je näher wir dieser Kristallwand kommen, desto mehr glättet sich der See. Schließlich drosselt das Schiff die Motoren und wir dümpeln in zart gekräuseltem Gewässer direkt vor dem Eis. Die hellblaue Masse ist von dunklen Kavernen und Rissen durchzogen, als wäre dort mit einer Riesenspritze Tinte injiziert worden. Die Farbe kriecht entlang der Klüfte und sinkt in die tiefen Spalten hinab. Nach oben zu verliert sie sich, verblasst und schimmert nur noch als bläuliche Ahnung durch die Eiskristalle.

Wie auf Bestellung passiert das, worauf alle Augen und Kameras warten: Eis stürzt ins Wasser. Das klingt banal, ist aber ein eindruckliches Schauspiel, denn es scheint in Zeitlupe abzulaufen. Eine breite Eisscheibe neigt sich etwas, löst sich von seinen Nachbarn, dabei bröseln kleinere Brocken ins Wasser, dann kippt die Wand weiter nach vorn und versinkt mit einer leichten Drehung im See, taucht aber sofort wieder auf, um sich querzulegen und als Eisberg seine Reise anzutreten. Der Untergang hat eine kleine Welle ausgelöst, auf der unser Boot nun schaukelt, während die Passagiere spontan zu applaudieren beginnen.

Das Schiff setzt uns südlich der Gletscherzunge in einer felsigen Bucht ab. Wir werden ein Stück weit neben dem Gletscher wandern, bevor wir ihn betreten. Die Tourguides führen uns im Gänsemarsch über das steinerne Gelände. Durch den leichten Nieselregen sehen die glatten Felsen nicht nur rutschig, sondern unwahrscheinlich bunt aus. Die Nässe kräftigt die Farben wie Klarlack und wir kommen vor lauter Staunen und Fotografieren nicht vom Fleck. Der Grundton des Gesteins ist ocker, darin eingelagert finden sich sämtliche Farbtöne von orange bis violett. Erzadern sondern rostiges Blut ab, Quarzbänder funkeln mit ihren Kristallen. Schwefelgelbe Löcher kontrastieren mit schwarzen Kieseln, die sich in Mulden und ausgewaschenen Rinnen sammeln.

Aber es sind nicht bloß die außergewöhnlichen Farben, die diese Steinwüste so einmalig macht, sondern auch die Formen. Vor 30 Jahren hat hier noch das Eis Schleifarbeit geleistet, Rundungen poliert und Wannen geformt, in denen sich nun das Wasser zu kleinen Seen sammelt. Seit dem Abschmelzen des Gletschers hat sich kaum etwas verändert. Man kann gut erkennen, welcher Stein für die jeweilige Abschürfung oder Aushöhlung verantwortlich war. Oft liegen sie am Ende einer Rinne, die das Eis mit ihrer Hilfe geschabt hat. Es sind Brocken aus viel härteren Mineralien, erkennbar auch an ihrer dunkelgrauen Farbe. Mit dem Gletscherfluss wurden sie von den weit entfernten Bergmassiven aus Granit hierher verfrachtet und hatten mit dem Sandstein leichtes Spiel.

Bislang war ich der Meinung gewesen, allein das Eis würde seinen Untergrund formen. Doch die Guides erklären uns anschaulich, dass nur das mitgeführte Gesteinsmaterial als Schleifmittel taugt. Das Eis lieferte das notwendige Gewicht auf der Schmirgelmasse. Vor 10.000 Jahren war es hier noch einen Kilometer dick. Jetzt ist es weg.

Nicht ganz.



Viedma



**E
I
S
W
E
L
T
E
N**





Viedma-Gletscher

Er trägt einen Trauerflor aus dunklem Sand, er schmilzt, zieht sich zurück und hinterlässt eine geschliffene Landschaft aus bunten, polierten Steinen.



Wir binden uns Steigeisen an die Schuhe und stapfen auf den verbliebenen Rest hinauf. Das Eis knuspert unter den Metallzacken, es fühlt sich gut an. Gerne würden wir einfach losmarschieren, aber wohin? Ringsum herrscht ein chaotisches Gewirr aus spitzen Türmen, senkrechten Wänden, die entweder mit messerscharfen Graten verbunden oder von tiefen Spalten getrennt sind. Ein unüberschaubares Labyrinth aus weißem und blauem Eis. Das, was auf dem Luftbild wie eine genarbte Oberfläche ausgesehen hat, entpuppt sich aus der Nähe als Trümmerfeld hausgroßer Eisblöcke. Meine Hoffnung, ein ordentliches Stück auf dem Gletscher *Viedma* zurückzulegen, nimmt bei diesem Anblick ein klägliches Ende. Wir können schon froh sein, wenn wir hier hundert Meter weit kommen.

Zum Glück wissen die Tourguides, welche Rippen zusammenhängen und führen uns in die fantastische Eiswelt hinein. Die Gletscherhaut ist stellenweise mit grauem Staub überzogen, der sich an den Kanten zu schwarzen Linien formiert. Das ist keineswegs störend, sondern erhöht den Kontrast auf bezaubernde Weise. Als hätte ein Künstler im weiß-blauen Aquarell mit einer Tuschefeder filigrane Striche gesetzt und damit die Strukturen betont.

Wir knuspern alle brav im Gänsemarsch hinter dem Guide. Es gibt keinen Raum für eigene Wege. Links und rechts drohen Abstürze, klaffen Spalten, die sich in dunklem Blau verlieren. Dort, wo Wasser über das Eis geflossen ist, tritt das Tintenblau zu Tage. Der Guide bringt uns zu einem Loch, das von Schmelzwasser geformt worden ist. In der kleinen Grotte herrscht ein wunderbares Licht, das vom bläulichen Eis gestreut wird. Während jeder Tourist darin für ein Erinnerungsfoto posiert, hacken die Guides glasklares Eis aus einer Steilwand und servieren *Baileys on the rocks*.

Das gehört zum Ritual einer Gletscherführung. Weil der braune Likör hässliche Spuren hinterlassen würde, sammeln sie sämtliche Getränkereste in einer Plastikflasche ein und nehmen sie mit nach *El Chaltén*. Soviel Respekt vor der unberührten Natur hätte ich nicht erwartet.

Mittlerweile hat der Regen aufgehört und einzelne Sonnenstrahlen tasten sich über den Gletscher. Wir konnten einen etwas höheren Kamm erklimmen und überblicken die Eiswelt ringsum. Eine endlose Abfolge von Graten und Türmen strömt aus dem Hinterland zum türkisblauen *Lago Viedma* hinab, begleitet von einem permanentem Knarren und Ächzen.

Zu unseren Füßen gähnt ein tiefblauer Schlund, ein Stöhnen entweicht ihm. Da pfeift uns der Guide zurück. Eine Überraschung hat er noch bereit.

Mitten in einer Eiswand tut sich eine Kluft auf, die horizontal verläuft. Leider ist sie so schmal, dass man sich bloß zwei Meter tief hineinquetschen kann. Aber das Eis, das sie umschließt, ist von diesem intensiven Blau, das am Grund jeder Spalte lauert. Während ich dort im Eis stecke habe ich das Gefühl, von dieser Farbe durchflutet zu werden, alles ist plötzlich blau. Ich versuche die Stimmung mit dem Fotoapparat einzufangen, aber der findet nichts, worauf er scharf stellen könnte. Es gibt nichts außer Blau.

Als wir um zwei Uhr nachmittags wieder mit dem Boot zurückfahren, hat sich das Sonnenfenster wieder geschlossen. Im strömenden Regen erreichen wir *El Chaltén*. Dem Wetterbericht kann man voll vertrauen.

DER RAUCHENDE BERG

Abends treibt uns der Hunger ins Dorf. 1985 wurde der Ort gegründet. Das bergsteigerische Interesse von Touristen aus aller Welt, sich am Fuß des *Fitz Roy* einzuquartieren, kam der argentinischen Regierung sehr gelegen. Sie befand sich wegen des Grenzverlaufs ständig im Clinch mit Chile und konnte mit der schnell wachsenden Siedlung die eigenen Besitzansprüche deutlich untermauern. Hier galt dasselbe Prinzip wie in *Ushuaia*. Präsenz zeigen und Fakten schaffen. Außerdem rechtfertigt eine Ortschaft den Ausbau von Straßen, über die im Ernstfall auch Militärfahrzeuge rollen könnten.

Bevor ich über diese Hintergründe Bescheid wusste, war mir mit einem Blick auf die Karte klar, dass sich in dem abstrusen Verlauf der Staatsgrenze ein Konflikt offenbart. Von Norden her kommend folgt die Grenze einem Bergkamm, der das patagonische Eisfeld im Osten abschließt. Nicht ungewöhnlich. Dann jedoch, auf der Höhe des *Fitz Roy*, schlägt sie einen rechtwinkligen Haken Richtung Osten, schnappt sich nach 8 Kilometern den Gipfel des *Fitz Roy* und kehrt dann schnurstracks wieder aufs patagonische Eisfeld zurück. Beim Betrachter entsteht der Eindruck, als ob sich Chile mit einer Lassoschlinge den berühmten Gipfel eingefangen hat. Die Schlaufe ist stellenweise nur 500 Meter breit und bildet einen schmalen Korridor mitten im argentinischen Staatsgebiet. Aber dieser Grenzverlauf ist nach wie vor umstritten. Die zweistaatliche Kommission konnte sich 1998 nur darauf einigen, die Einigung zu vertagen.

Der *Fitz Roy* hieß ursprünglich *El Chaltén*. Aber Forscher scherten sich damals wenig um Namen, die von „primitiven“ Ureinwohnern vergeben worden waren. Daher taufte der argentinische Geograf Perito Moreno den Berg, als er ihn 1877 zum ersten Mal erblickte, auf den Namen *Fitz Roy* und setzte damit dem Kommandanten des Forschungsschiffes HMS *Beagle*, mit dem Charles Darwin jahrelang reiste, ein granitenes Denkmal.

Später wurde die Bezeichnung *El Chaltén* einfach für die Siedlung verwendet. Ob dies von einer nachträglichen Würdigung der indigenen Sprache zeugt, kann ich nicht beurteilen. Sinn macht es jedenfalls keinen. Denn die Tehuelche-Indianer wählten den Begriff, der in etwa „rauchender Berg“ bedeutet, weil sich am *Fitz Roy* gerne Wolken bilden, die vom Wind wie ein weithin sichtbares Rauchzeigen in den Himmel geblasen werden.

Hätte es die Siedlung zu ihren Zeiten schon gegeben, welche bildliche Beschreibung hätten die Indianer wohl dafür gefunden? „Schnell wachsende Häuser“ vielleicht? Oder schlichtweg „Baustelle“?

El Chaltén ist noch lange nicht fertig. Wenn man von der Fahrbahnbreite der Hauptstraße auf die zu erwartende Größe schließen darf, dann wird sich die Bewohnerzahl verzehnfachen können, ohne je einen Stau zu erleben. Die Asphaltfläche steht in keinem Verhältnis zur Dichte der Häuser. Große Lücken klaffen zwischen den niedrigen Gebäuden. Zur Zeit der Gründung sind die Bauplätze mit Schildern ausgesteckt gewesen, auf denen beispielsweise eine Apotheke, ein Restaurant, oder eine Bäckerei angekündigt wurden. Viele dieser Vorhaben sind umgesetzt worden, einiges fehlt noch, wie brachliegende Zufahrten, die in einer Wiese enden, bezeugen. Manche Grundmauern sind von Sturm und Sand zerfressen worden, bevor sie jemals ihre Bestimmung erlangen konnten. Es gibt Relikte, die vom

Scheitern eines Traumes erzählen, aber die Zeichen des Aufschwungs überwiegen bei weitem.

Wir betreten einen modern eingerichteten Internetshop mit zwanzig PCs und großen Flachbildschirmen. Sie sind alle schwarz. Die Verkäuferin zuckt hilflos mit den Schultern. Aus irgendeinem unerklärlichen Grund habe sie keine Verbindung zum World Wide Web. Aber nur 50 Meter weiter, im nächsten Geschäft, würde das Internet funktionieren. Morgen sei es vielleicht wieder umgekehrt.

So kann es einem auch mit dem einzigen Bankomaten in *El Chaltén* ergehen. Wenn er zwei Tage hintereinander keine Panne hatte, besitzt er am dritten Tag eventuell keine Bargeldreserve mehr. Da bisher noch keine Bank errichtet worden ist, sollte man als Tourist genügend Pesos mitbringen. Mit Kreditkarten kann man hier nirgends bezahlen.

Obwohl der ganze Ort irgendwie provisorisch wirkt, hat er eine angenehme Atmosphäre. Die Menschen sind äußerst hilfsbereit und bilden eine Gemeinschaft, in der (noch) jeder Platz hat. Später wird man vielleicht als Kunde nicht mehr neidlos an den Konkurrenten von nebenan verwiesen werden, wenn die gewünschte Ware gerade nicht verfügbar ist.

Als wir dem Personal des *Nothofagus* unsere Nöte mit den argentinischen Speisekarten gestanden, schüttelten sie ungläubig die Köpfe. Es gäbe doch mittlerweile überall vegetarische Restaurants, behaupteten sie, selbst *El Chaltén* besitze eines. Wir müssten bloß der Hauptstraße folgen und rechts auf ein Gebäude mit merkwürdigen Farben achten.

Jetzt stehen wir vor einer rosaroten Fassade mit grünen Fensterrahmen und linsen durch die Glasscheibe ins Innere. Violette Samthocker, bestickte Kissen, safrangelbe Decken lagern um drei massive Holztische. Wir sind richtig.

Beim Öffnen der Türe bimmelt ein filigranes Glockenspiel, der Geruch von exotischen Gewürzen und Räucherstäbchen schlägt uns entgegen. Eine schlanke Frau, angetan mit einer Kochschürze im Hippie-look, begrüßt uns freundlich und führt uns in den Gastraum, den man eher in Indien erwarten würde, als hier in einem Bergsteigercamp. Auch die Speisen, die sie uns anbieten kann, klingen typisch asiatisch. *Lassi*, *Dhal* und *Curries*. Nachdem wir uns als ehemalige Indienreisende geoutet haben, gesteht sie uns, dass sie die Grenzen ihrer Heimat noch nie überschritten hat und Indien vielleicht ein unerreichbarer Traum bleiben wird. Deshalb hole sie das ferne Land hierher nach *El Chaltén*, sagt sie und zeigt dabei auf den tanzenden Shiva, einen selig lächelnden Buddha und anderen Schnickschnack, den sie im Laufe der Zeit gesammelt hat.

Uns quält der Hunger. Wir werden immer einsilbiger, obwohl sich die Frau mit uns ausführlich über Indien unterhalten will. Das ist gemein, aber sie ist nun mal die Köchin. Als mein Magen laut knurrt, wird sie sich plötzlich bewusst, weshalb wir eigentlich hier sind und verschwindet eilig in der Küche.

Drei wunderbare Gänge später wären wir zum Geschichten erzählen bereit, aber neue Gäste nageln die Frau hinterm Herd fest. Wir verabschieden uns mit einem herzlichen „Namaste“ und versprechen wiederzukommen.

26. Tag, Mittwoch, 30.3.2011

Der Wetterbericht lässt keine Hoffnung aufkeimen. Die beste Prognose lautet, dass die Regenfälle eventuell für ein paar Stunden an Intensität nachlassen könnten. Dafür schwellt der Wind wieder zu Sturmstärke an.

Beim Lesen, Schreiben und Tee trinken kommen wir im Aufenthaltsraum mit den anderen Reisenden ins Gespräch. Ein junges Paar aus Wien feiert den ersten Geburtstag ihres Kindes, das im dicken Windelpack über den Holzboden rutscht. Ab und zu stakst es auf wackligen Beinchen ein paar Schritte. In *Bariloche* habe es zu laufen begonnen, berichten die Eltern stolz.

„Ist es nicht mühsam mit einem Kleinkind zu reisen?“, erkundige ich mich.

Während die Mutter verneint gibt der Vater zu: „Ja schon. Vor allem das viele Gepäck.“

Daraufhin entspannt sich eine Diskussion zwischen den beiden, an der ich mich irgendwie schuldig fühle. Schließlich fasst der junge Vater die Antwort zusammen: „Man muss seine eigenen Ansprüche zurückschrauben und Abstriche machen. Ein stundenlanger Ausflug in die Berge ist eben nicht drin.“

Ich verkneife mir die Frage, wozu man dann nach *El Chaltén* kommt, wo die einzige Attraktion darin besteht, möglichst nahe an die berühmten Gipfel zu gelangen. Egal, geht mich ja nichts an.

„Wir wollten schon lange durch Argentinien reisen“, knüpft die Mutter des Kindes an, als hätte sie meine Gedanken gelesen. „Aber dann wurde ich schwanger und der Traum schien geplatzt.“

Sie zieht das quengelnde Kind zu sich auf den Schoß.

„Die Karenzzeit bot sich als einmalige Gelegenheit an. Monatelang von der Arbeit freigestellt zu sein und der Bezug vom Kindergeld ermöglichte es uns, trotz des Babys unseren Wunsch zu erfüllen.“

„Mit Einschränkungen“, ergänzt der Vater, der sich offenbar noch nicht ganz vom ursprünglichen Reisetraum losgesagt hat. Übergangslos fragt er uns plötzlich, wie es gestern am Gletscher war.

Während wir ihm von den tiefen blauen Spalten und den bunten Steinen vorschwärmen, lodert in seinen Augen die unruhige Flamme der Abenteuerlust auf. Wie nebenbei lässt er eine Bemerkung fallen, dass er so etwas gerne einmal gemacht hätte und wartet gespannt auf die Reaktion seiner Frau. Deren Aufmerksamkeit ist jedoch vollkommen auf das Kind gerichtet. Unser Gespräch interessiert sie nicht. Gletscher liegen nicht in Krabbelweite.

Als der Mann sie mit der Idee, er könnte morgen zum Eistrekking aufbrechen, konfrontiert, wirft sie uns böse Blicke zu. „Ihr Verführer!“ scheinen sie zu rufen. Es folgt eine Debatte, deren Zeuge ich nicht sein will.

Ich wende mich dem Paar aus den USA zu, die über Landkarten brüten und Trekkingrouten austüfteln. Sie sind mit Zelt und Schlafsack ausgerüstet und empfinden es als Zumutung hier in einer Frühstückspension festzusitzen.

„Im Bett kann ich zuhause schlafen“, sagt die Amerikanerin ärgerlich. Am liebsten würde sie gleich zum Basislager am Fuß des *Fitz Roy* aufbrechen. Dann wäre sie bei einer Wetterbesserung gleich an Ort und Stelle. Aber die Prognose ist auch für morgen schlecht.

Sie seufzt, das Wickelkind fängt an zu schreien, Markus und ich brechen zu einem Spaziergang auf.

KAKAO FÜR DIE HELDEN

Lieber draußen im Regen, als in diesem Lagerkoller. Nur zwei Querstraßen weiter befindet sich die *Chocolateria*, die mir von einem Arbeitskollegen wärmstens empfohlen worden war. Als der Treffpunkt für Bergsteiger. Wir öffnen die knarrende Holztüre des zweistöckigen Gebäudes. Bereits von außen erweckte es den Eindruck einer urigen, etwas verrückten Kneipe. Die Fassade besteht aus rohen Baumhälften, die senkrecht nebeneinander angebracht sind. Als tragende Säulen für das auskragende zweite Geschoß dienen dicke, geschälte Stämme. Sie sind knorrig und verdreht, offenbar einheimisches Holz, das sich nicht durch geraden Wuchs auszeichnet. Die rustikalen Wände sind von riesigen Fenstern durchbrochen, die aus rechteckigen Scheiben in Metallrahmen zusammengesetzt sind. Wahrscheinlich hält diese Konstruktion dem Winddruck besser stand, als eine einzige Glasfläche in diesem Ausmaß. Die Fensterwand im Obergeschoß reicht von der Decke bis zum Boden hinab und spannt sich über die gesamte Wandbreite. Sie besteht aus 40 Scheiben und ermöglicht einen herrlichen Ausblick auf die Berge.

Die Inneneinrichtung sieht nach einem provisorischen Flickwerk aus. Blechteile, Hartfaserplatten und Karton sind über undichte Stellen genagelt worden. In der Ecke steht ein Ofen, der an rostige Tonne erinnert, wäre da nicht das dicke Kaminrohr, das die Abgase ins Freie befördert. Und damit wahrscheinlich auch einen Großteil der Wärme. Effizienz und Energiesparen sind in Patagonien noch Fremdwörter. Trotz der Kartondichtungen an den Wänden zieht der Wind durchs Gebäude.

Massive Holztische und Bänke, die mit Fellen belegt sind, vermitteln ein heimeliges Gefühl, obwohl dem Gast ein Fahrrad über dem Kopf baumelt. Es hängt überhaupt ziemlich viel in der Luft. Alte Kletterseile, rostige Steigeisen, Krampen und Schistöcke mit 30 Zentimeter-Tellern. Als Stiegengeländer zum Obergeschoß dienen alte Holzschier mit Bindungen aus Drahtseilen. Dazwischen zieren Bergsteiger- und Gipfelfotos die Wände. Die *Chocolateria* ist ein Museum von Abenteurern, die hier ihre Träume verwirklichen wollten.

Weil um diese Jahreszeit die Klettersaison bereits vorbei ist, sind wir die einzigen Gäste. Die anderen Menschen, die sich bei unserem Eintreten hier aufhielten, gehören alle zum Familienbetrieb und stehen sich jetzt in der winzigen Küche im Weg herum. Die Chefin stellt für uns Milch auf und kocht dunkle Schokolade ein. Der Kakao schmeckt wirklich hervorragend gut und wir bestellen gleich einen zweiten.

Das seltsame Gebäude hat einen besonderen Charme und ich kann mir gut vorstellen, wie es hier in der Hochsaison zugeht, wenn alle Kletterer von ihren Erlebnissen berichten und errungene Ziele feiern oder Enttäuschungen hinunterspülen müssen. Mit dem besten Kakao Patagoniens.

AUF DER SUCHE NACH FLAMINGOS

27. Tag, Donnerstag, 31.3.2011

Der Wetterbericht sagt für die Berge Schneefall und eisige Winde voraus, im Tal sollte es etwas besser sein.

Die Amerikaner schultern ihre Rucksäcke mit dem Zelt und Proviant für mehrere Tage und nehmen denselben Bus nach Norden wie wir. Sie steigen nach acht Kilometern aus und beginnen ihre Wanderung im Schneeregen. Ihr heutiges Etappenziel, das Tal des *Rio Blanco* hinauf bis zum *Campamento Poincenot* ist hinter einer weißen Wand aus Wolken und Niederschlag verborgen. Wir wünschen ihnen viel Glück.

Für die nächsten vier Kilometer benötigen wir viel Überredungskunst, denn der Busfahrer will uns nicht zur *Laguna Cóndor* bringen. Dort gebe es „nada“, also nichts, und er wiederholt nur permanent diese eine Wort, bis ein anderer Fahrgast mit seinen Spanischkenntnissen unterstützend einspringt. Er macht dem Chauffeur klar, dass wir sogar gewillt seien, den vollen Tarif bis zum *Lago del Desierto* zu berappen, wenn er uns mitten in der Pampa aussteigen lässt. Jetzt hält er uns zwar für völlig plemplem, aber er startet wenigstens wieder den Motor.

Als wir kurze Zeit später am Rande der staubige Schotterpiste stehen und in das sumpfige und unzugängliche Ufer der *Laguna Cóndor* blicken, sind wir selber nicht mehr sicher, ob diese Idee für den Ausflug ein gute war. Aber der Bus ist weg und wir sind da, ein „hätten wir nicht besser“ bringt uns nicht weiter. Wir trippeln schweigsam die Fahrbahn entlang und halten Ausschau nach Flamingos, die es hier geben soll. Wegen diesen rosaroten Vögeln sind wir gekommen.

Markus erspäht sie mit dem Fernglas am gegenüberliegenden Ufer in einer windgeschützten Bucht. Zwischen uns liegen fast zwei Kilometer Wasserfläche. Ein Blick in das Gestrüpp jenseits des Straßengrabens sagt uns, dass es ohne Weg kein Durchkommen gibt, von einer Seeumrundung ganz zu schweigen. Als sich das Unterholz zu einem Wald lichtet, versuchen wir es. Obwohl wir über vermoderte, umgekippte Bäume klettern, uns durch stachelige Büsche zwingen und im Morast herumwaten, kommen wir nicht weit. Wasser bedeckt den Boden, wir stecken im Sumpfland fest. Markus klettert auf einen Baum um sich Orientierung zu verschaffen, die wir bei unserem Irrweg verloren haben. Es nützt nichts, wir müssen auf die Straße zurück.

Nach einigen hundert Metern, am nördlichen Seeufer, biegt eine Straße in die Wildnis ab. Ein Schild weist den Weg als Zufahrt zum *Fitz Roy Adventure Camp* aus. Wir gelangen auf eine kleine Anhöhe und haben einen schönen Ausblick auf das Tal des *Rio de las Vueltas*, dem Fluss der Windungen. Ein glitzerndes Band mäandriert von einer Talseite auf die andere, kleine Halbinseln mit dichten Laubwäldern bildend. Die Scheinbuchen tragen bereits goldene Kronen, die Blätter der tieferen Äste leuchten blutrot. Am liebsten würden wir dieses Tal durchstreifen, aber das Unterholz ist ineinander verhakt, der Wald ein einziges Geflecht aus hartem, knorrigen Holz, der Boden ein nasser Schwamm.

Der Weg führt uns mitten in das menschenleere Camp hinein. Stilvolle Blockhäuser sind rund um eine Lichtung gruppiert, am Wiesenrand dezent eingelassene Beleuchtungskörper deuten auf vorhandenen Luxus hin. Ein Blick ins Innere bestätigt diese Vermutung. Hier wohnt, wer das nötige Kleingeld dazu hat. Aus dem Kamin des Hauptgebäudes entweicht Rauch. Um keinen Verdacht zu erwecken, geben wir uns lieber zu erkennen, klopfen und treten ein. Noch bevor wir in den wunderschönen Speisesaal mit Blick auf den Fluss gelangen, fängt uns ein Einheimischer ziemlich unwirsch im Gang ab.

„Cerrado“, geschlossen, bellt er uns an.

Das ist uns nicht entgangen. Wir wollen aber glücklicherweise nicht zu ihm, sondern zu den Flamingos, die wir in der Lagune entdeckt haben. Seine Miene drückt Erleichterung aus und er sagt, wir sollen einfach dem Trampelpfad durch den Wald folgen.

Im Wald sind viele Pfade, aber durch Versuch und Irrtum gelangen wir schließlich ans Flussufer. Allerdings eine Biegung zu früh. Hinter der umflossenen Landzunge stehen die Flamingos, vom Hügel verdeckt und für uns unsichtbar.

Das Wasser ist seicht, Sandbänke sind unter der milchigen Oberfläche erkennbar. Es reizt mich, noch ein wenig weiter vorzudringen. Ich will nicht glauben, dass wir so knapp vor dem Ziel scheitern. Die Flamingokolonie ist höchstens 200 Meter Luftlinie von uns entfernt. Aber plötzlich wird das Wasser tief, die Strömung stark. Zudem ist es eisig kalt.

„Wir müssten ans andere Ufer gelangen“, sagt Markus.

Klar, aber wie?

Auf der Suche nach einer Brücke entdecken wir hinter dem Camp ein Drahtseil, das den Fluss überspannt. Am Ufer liegt ein Floß vertäut, das man mithilfe eines Flaschenzuges hinüberziehen könnte. Es wäre kein Problem, außer, dass das ganz sicher von den Campbetreibern nicht gern gesehen wird.

Der Reiz ist groß, aber was würde passieren, wenn das Floß zurückgeholt werden würde, solange wir auf der anderen Flussseite weilen? Wer weiß, wie der unfreundliche Typ von vorhin auf eine illegale Inbetriebnahme reagieren würde?

Ohne uns viel Hoffnung zu machen, begeben wir uns nochmals ins Hauptgebäude. Diesmal treffen wir einen anderen Mann an, der deutlich sympathischer und aufgeschlossener wirkt. Wir bringen unser Anliegen vor und bitten um die Erlaubnis über den Fluss zu fahren. Der Mann scheint selbst zu bedauern, dass er uns den Wunsch abschlagen muss. Aber es sei viel zu gefährlich und das Floß dürfe nur von den Guides bedient werden.

Und so kehren wir ohne Flamingos aus der Nähe gesehen zu haben auf die Schotterpiste zurück. Der Himmel reißt auf und die Sonne zaubert einen Regenbogen über das Tal. Hätten wir es den Amerikaner gleich tun sollen?

Zweifel an der Sinnhaftigkeit unseres heutigen Ausfluges kommen auf. Angesichts des zwölf Kilometer langen Rückweges auf der staubigen Fahrbahn mehren sie sich. Wir hatten vor Autostopp zu machen, aber kein einziges Fahrzeug fährt Richtung *El Chaltén*. Die, die uns in eine dicke Staubwolke hüllen sind allesamt unterwegs zum *Lago del Desierto* und werden erst am späten Nachmittag zurückkehren.

Der Buschauffeur hatte recht. Es gibt hier nichts zu sehen. Nachdem wir den See hinter uns gelassen haben, gehen wir die Schotterstraße entlang, die eine Schneise in den dichten Wald geschlagen hat. Ein staubiger Hohlweg zwischen grünen Wänden, die uns jegliche Sicht versperren. Wir hatten uns den Tag anders vorgestellt.

Nach gut einer Stunde erreichen wir eine Abzweigung zu einer *Estancia*. Ein Schild kündigt ein Restaurant an. Leider fehlte die Distanzangabe. Die „zehn Minuten“ hatten sich wohl auf eine Fahrzeit bezogen. Nachdem wir endlich bei der Farm eintreffen, stehen wir vor verlassenem Gebäuden und müssen durstig wieder umzukehren.

Noch einmal narrt uns eine Abzweigung ins Niemandsland. Markus legt sich dort mitten auf den Schotterweg. Er sei müde, sagt er, das blöde Omelett mache ihm immer noch zu schaffen. Er fühle sich kraftlos.

Da hören wir Motorengeräusch. Das darf doch nicht wahr sein, dass ausgerechnet jetzt ein Auto vorbei fährt, wenn wir uns in einer Seitenstraße befinden! Ich warte nicht, bis sich Markus aufgerappelt hat, sondern renne darauf los. Mir fehlen vielleicht noch fünf Meter bis zur Einmündung in die Hauptstraße, als ich den Wagen vorbeifahren sehe. Ich stürme hinaus und winke verzweifelt mit beiden Händen. Da passiert das Unerwartete, Bremslichter leuchten auf, das Auto bleibt stehen, kommt im Retougang zurück.

Die beiden Einheimischen müssen erst den nötigen Platz im völlig überladenen Auto schaffen und staunen nicht schlecht, als noch ein Mensch aus dem Seitenweg kommt: Markus, voller Staub, mit schleppenden Schritten.

Sie nehmen uns bis zum nördlichen Ende von *El Chaltén* mit. Es regnet, als wir aussteigen. Die Berge sind hinter dicken Schneewolken verborgen. Als wir endlich unter der warmen Dusche stehen, denke ich an die Amerikaner, die jetzt dort draußen im Sturm zelten und vielleicht versuchen, sich einen Tee zu kochen. So betrachtet, war unser Tag gar nicht so schlecht. Dabei ist erst kurz nach Mittag.

DAS UNVERMEIDLICHE THEMA: WETTER

Es ist etwas anderes, sich schlechtes Wetter nur vorzustellen, oder es mit eigenen Augen zu sehen. Worauf ich hinaus will: Als ich zuhause im Reisetagebuch von Carmen Rohrbach, die in Patagonien mit dem Zelt unterwegs war, gelesen habe, dass sie einige Tage wegen eines Schneesturms darin gefangen war, machte das auf mich schon einen garstigen Eindruck. Wenn ich aber jetzt aus dem Fenster in das eisige Toben in diesem undurchdringlichen Nebel blicke, dann schaudere ich bei dem Gedanken nur durch eine dünne Nylonwand von den entfesselten Naturkräften getrennt zu sein. Durch die räumliche Nähe schrumpft auch die Distanz zu den geschilderten, fremden Abenteuern. Diese sind plötzlich so gegenwärtig, dass sie unter die eigene Haut gehen. Wie beispielsweise die zahlreichen gescheiterten Versuche den „unmöglichen Berg“ zu erklimmen. So nannten die französischen Erstbesteiger des *Fitz Roy* die wahnwitzige Felsnadel des *Cerro Torre*. Doch gerade dieser Name übte einen magischen Sog auf den Italiener Cesare Maestri aus, der mit seinem österreichischen Kletterpartner im Dezember 1958 anreiste, um den „Unmöglichen“ zu bezwingen. In den ersten fünf Tagen kamen sie nicht über die untersten dreihundert Meter hinaus, dann brachte

ein Wetterumschwung Stürme und Schnee. Es schien, als würde der Berg seinem Namen Nachdruck verleihen wollen. Als die Nahrungsmittel knapp wurden, musste die kleine Expedition vorübergehend wieder abziehen. Mit Anbruch der nächsten Schönwetterphase standen sie erneut am Fuß des unmöglichen Berges. Doch diesmal zeigte sich der *Cerro Torre* in einem anderen Gewand. Der Fels war von einer Eiskruste überzogen. Ein Umstand, der Maestri gar nicht gefiel, bei Egger aber Optimismus auslöste. Der Österreicher war ein guter Eiskletterer und er wusste, dass dieser eisige Panzer ihre einzige Chance war, denn er war viel schneller zu bewältigen, als der glatt polierte Fels. Nach drei extrem anstrengenden Tagen und kräftezehrenden Nächten erreichten sie am späten Nachmittag des vierten Tages den Gipfel. Der Sturm, Vorbote der nahenden Front, mahnte zur raschen Umkehr. Sie schafften es, bis zu ihrem letzten Biwakplatz abzusteigen und die Nacht zu überleben, obwohl sie keine Nahrungsvorräte mehr hatten und zu schwach waren, sich Wasser aus Schnee zu schmelzen. Als der Morgen dämmerte, trauten sie ihren Augen kaum. Das Eis war verschwunden und nur mehr der nackte Fels lag unter ihnen. Anstelle eines raschen Abstiegs trat nun mühsames Abklettern, die Eisschrauben zur Sicherung waren nicht mehr zu gebrauchen, jetzt mussten sie Löcher in den Granit meißeln, ein unglaublich kräftezehrender Vorgang. Deshalb kamen sie nicht weit, mussten erneut in der Wand übernachten, ohne Essen, ohne Trinken. Obwohl sie sich den ganzen nächsten Tag weiter nach unten mühten, brach die Dämmerung herein, noch bevor sie die alten Fixseile erreichten. Verzweifelt setzten sie den Abstieg fort, wissend, dass sie keine weitere Nacht überleben könnten. Da prasselt eine Eislawine herab und schlägt das Seil durch, an dem Egger sich gerade hinunterließ. Maestri hält nur mehr das lose Fragment in den Händen. Allein verbringt er die Nacht und kämpft sich am Morgen bis hinunter auf den Gletscher, wo er vor Erschöpfung liegen bleibt und von seinem Kollegen, der im Basislager ausgeharrt hatte, entdeckt wird. Maestri überlebt, aber die Geschichte vom Gipfelsieg glaubt ihm niemand. Es gibt keine Beweise. Die Kamera mit den Beweisfotos ist mit Toni Egger abgestürzt und bis heute verschollen.

Mit einem Mal wird mir der seltsame Sprachenmix in der Landkarte klar. Gipfel, Pässe, Übergänge und Lagerplätze tragen die Namen derer, die sich an ihnen versucht haben. Da zu Beginn nur wenige Menschen siegreich waren, sind zahlreiche Gipfel überdimensionierte Grabsteine geworden: *Torre Egger* (Österreicher von Eislawine erschlagen), *Punta Herron* (Neuseeländer in Gletscherspalte erfroren), *Aiguille Poincenot* (Franzose bei Bachquerung ertrunken). Für später Verunglückte gab es keine namenlose Berge mehr, die man hätte als Gedenkstätte taufen hätte können.

Ein Sonnenstrahl fällt auf die ausgebreitete Landkarte. Erstaunt blicke ich in den blauen Himmel. Der Sturm, der sonst für steten Nachschub feuchter Luftmassen sorgt, hat ein Loch in die dicke Wolkendecke gerissen und jagt die versprengten weißen Wattebüsche in die Weite der Pampa hinaus. Hektisch suche ich meine Socken und Schuhe zusammen, während sich Markus faul im Bett umdreht.

„Spaziergang?“, fragt er ungläubig und schaut mich mit einem Anflug von Ekel an. „Im Regen?“

Als ich fertig angekleidet bin, hat Markus die Wetterbesserung zwar registriert, aber daraus keinen Anlass zu einer körperlichen Bewegung abgeleitet. „Es wird doch gleich dunkel“, meint er, deshalb rentiere sich ein Ausflug nicht mehr.

Stimmt, es ist bereits 16:00 Uhr vorbei, aber bis auf den *Mirador* oberhalb von *El Chaltén* könnte ich es schaffen.

ABENDSTIMMUNG

Draußen empfängt mich der eisige Geruch von Schnee. Die von den Bergen abziehenden Wolken hinterlassen dicke weiße Spuren, sogar die Bäume entlang der Waldgrenze sind angezuckert. Auf den Straßen von *El Chaltén* breiten sich Pfützen in der Größe von kleinen Seen aus, an den Grashalmen hängen Wassertropfen, die meinen Hosensaum bei der geringsten Berührung sofort durchnässen. Der Boden dampft und Nebel kräuseln sich über dem Asphalt der Fahrbahn und dem Blech der Hausdächer.

Ich schlage den Wanderweg zu einem kleinen Hügel ein, der *El Chaltén* im Osten überblickt. Zahlreiche bunte Tupfen in den Serpentinien, die die Maccia durchkreuzen, zeigen mir, dass andere Touristen das gleiche Ziel haben und etwas früher aufgebrochen sind. In den stacheligen, niedrigen Büschen glitzern Tropfen wie winzige Kristallkugeln, je nach Lichteinfall schimmern sie rot, violett oder grün. Ich entdecke eine Pflanze, die mich sehr an unser heimisches *Silbermännle* erinnert. Allerdings bilden sie hier hölzerne Stiele und ballen sich an deren Ende zu kompakten Kugeln zusammen, um sich besser gegen das raue Klima zu schützen. Fasziniert betrachte ich die kleinen, fünfzackigen Blätter, deren Dunkelgrün von silbernen Härchen gesäumt ist. Meist hält dieser Flaum eine große Wasserperle im Herzen des Blattes gefangen. Ich will mich soeben niederknien, um eine Makroaufnahme zu machen, da höre ich das begeisterte Rufen der Wanderer weiter oben. Ein riesiger Condor gleitet mit ausgebreiteten Schwingen über ihre Köpfe hinweg. Mein Foto verschiebe ich auf den Abstieg und renne bergauf. Diesen majestätischen Vogel möchte ich unbedingt aus der Nähe sehen! Der Geier sucht entlang der felsigen Kante, die sich in der späten Nachmittagssonne etwas erwärmt hat, nach aufsteigenden Winden und fliegt deshalb knapp am Hang hin und her. Der Wanderweg führt durch ein kleines Waldstück und ich verliere den Vogel aus den Augen. Als ich endlich die exponierte Felskuppe erreiche, sehe ich nur enttäuschte Gesichter und gesenkte Objektive. Ein Tourist zeigt auf einen schwarzen Punkt hoch über der anderen Talseite, der sich in engen Kreisen immer höher schraubt. Uns bleibt nur der Ausblick auf *El Chaltén* zu unseren Füßen, dessen niedere Häuschen das Dreieck zwischen den beiden Flüssen *Rio de las Vueltas* und dem *Rio Fitz Roy* ausfüllen. Wie gut hätte da ein nahe vorbeischiebender Condor ins Bild gepasst! Ich warte eine Weile, doch der Geier kommt nicht wieder.

Die schräg einfallenden Sonnenstrahlen verzaubern die rötlichen Felsen und lassen sie wie Samtkugeln erscheinen, die ein Riese übereinander getürmt hat. Alles hier ist rund. Das Gestein, die Büsche, die Kuppeln der Polsterpflanzen. Selbst die knorrigen Bäume geben sich Mühe nicht gerade und schlank auszusehen, sondern gedrungen und pummelig. Eine

liebliche Landschaft, durch die ich weiterwandern möchte, bis der Tag zu Ende geht. Mein rascher Aufstieg hat mir ein Zeitguthaben beschert und ich möchte nun auch noch den zweiten Aussichtspunkt erreichen. Entschlossen schlage ich eine Abkürzung ein, von der ich mir verspreche, wesentlich schneller zu sein, als wenn ich dem regulären Wanderweg folgen würde. Aber ich habe nicht an die undurchdringliche Macchia gedacht. Sobald die Felsen ins Buschland übergehen stecke ich in den stacheligen Kugeln fest. So ein Mist, denke ich mir, aber umkehren will ich wegen des Zeitverlustes erst recht nicht. Ich kann nun nicht mehr eine direkte Linie gehen, sondern muss den Möglichkeiten des Bewuchses folgen, also Grasbänder nutzen oder Felsrücken wählen. Nach einer halben Stunde bin ich sicher, dass ich mich verlaufen habe. Vom Wanderweg, den ich eigentlich kreuzen sollte, ist nichts zu sehen. Aber es ist derart schön, in diesem sanften Abendlicht durch die unberührte Landschaft zu gehen, dass ich immer weiter auf den höchsten Punkt am Horizont zuhalte, der mir wie eine Verheißung erscheint. Mein Körper wirft einen langen, schwarzen Schatten wie einen Fingerzeig auf diesen Hügel.

Ich darf mir jetzt nur nicht einen Fuß verstauchen, denke ich, denn Markus hat keine Ahnung, wo ich mich herumtreibe. Ich weiß es ja selbst nicht.

Plötzlich entdecke ich gut hundert Meter unter ein braunes Band, das der Wanderweg sein könnte. Er schlängelt sich durch ein sumpfiges kleines Tal und hält dann auf denselben Hügel zu wie ich. Ich verspüre eine gewisse Erleichterung, zumindest dürfte der Rückweg nun kein Problem mehr darstellen. Im Licht der untergehenden Sonne stehe ich dann um 17:15 Uhr auf dem letzten Ausläufer der Hügelkette. Richtung Osten öffnet sich die endlose Pampa, goldenes Grasland bis zum Horizont. Ein atemberaubender Anblick. Vor allem, weil ich in meinem Rücken das vergletscherte Gebirge und die wilden Zacken des *Fitz Roy* und des *Cerro Torre* weiß. Wären sie nicht immer noch von Wolken verborgen, so könnte ich von meinem Standpunkt aus zwei völlig gegensätzliche Landschaften und Klimazonen betrachten. Zu meiner Rechten flutet türkises Gletscherwasser einen Großteil der Pampa. Es ist der *Lago Viedma*, auf dem wir vorgestern zum Eistrekking gefahren sind. Der Gletscher selbst ist hinter der Hügelkette verborgen und nichts lässt den spektakulären Ursprung des Sees vermuten, der wie ein riesiges blaues Seidentuch im Grasland ruht. Ich fühle mich nach Tibet versetzt, ins Hochland zwischen Kailash und dem See Manasarowar. Eine unbändige Sehnsucht erfüllt mich, als ob die Weite der Landschaft auch die Begrenztheit meines Wesens sprengen wollte. Das Sonnenlicht erreicht die Steppe nur mehr in der Ferne direkt, der Streifen dazwischen wird indirekt beleuchtet, vom rötlichen Schein, der von der Unterseite einer Wolkenbank reflektiert wird. Ein magisches Schauspiel mit der gesamten Farbpalette einer Abenddämmerung.

Plötzlich ist alles grau, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Die Sonne ist von einer mächtigen Wolke über dem *Fitz Roy* verschluckt worden. Ich schrecke wie aus einem Traum auf.

Markus wird sich Sorgen machen, fällt mir ein, während ich den Wanderweg entlang eile. Im Schatten des sumpfigen Tales, verlieren sich die Wegspuren leicht hinter dem Schwarz der Büsche. Als ich endlich wieder auf dem ersten Aussichtspunkt über *El Chaltén* stehe, sehe ich unten im Tal die Lichter angehen. Jetzt hätte ich gerne ein Mobiltelefon dabei, um Markus zu sagen, dass alles in Ordnung ist, dass ich mir Zeit lassen könnte, diese Stille und diese

Einsamkeit noch etwas zu genießen. Statt dessen renne ich über den immer noch schlüpfrig aufgeweichten Pfad hinab, rutsche, stolpere, verliere dabei fast die Kamera und komme schließlich in völliger Dunkelheit in unserer Pension an.

Markus wartet bereits ungeduldig auf mich. Aber nicht aus Sorge, sondern aus Hunger. Seufzend nimmt er es hin, dass ich mich zuerst duschen muss, bevor wir zum Abendessen gehen können.

Wir haben gestern ein neues Restaurant in der Nähe gefunden. Die Auswahl an vegetarischen Gerichten beschränkte sich auf zwei Beilagen. Penne mit Tomatensauce und Kartoffelpüree. Wir bestellten beide beides, was zu einiger Verwirrung und mehrmaligem Rückfragen seitens des Personals führte. Da uns das Essen nicht nur ausgezeichnet geschmeckt hatte, sondern darüber hinaus auch wohl bekommen war, möchten wir das Dinner heute wiederholen. Aber da haben wir die Rechnung ohne den freundlichen Küchenchef gemacht. Extra für uns hat er zwei Tofuschnitzel besorgen lassen. Er ist von seinem Einfall derart begeistert, dass wir nicht umhin können, die zähen Lappen, die sowohl in ihrer Konsistenz als auch im Geschmack an feuchte Putzlumpen erinnern, nach endlosem Kauen hinunterzuwürgen.

EXOTISCHE VÖGEL & BONSAIBÄUME

28. Tag, Freitag, 1.4.2011

Der Wetterbericht kündigt eine langsame Stabilisierung an, ein Hoch sollte sich im Laufe der nächsten Tage durchsetzen. Auf übermorgen verheißt die Prognose sogar wolkenlosen Himmel. Markus und ich schauen uns betroffen an. Das ist der Tag unserer Abreise. Es ist sehr verlockend, dem Wettergott einen gewissen Sadismus zu unterstellen. Aber von dieser Erfahrung berichten viele, die wegen der Berge nach *El Chaltén* gekommen waren. Ein Arbeitskollege von mir belagerte vor ein paar Monaten den *Fitz Roy*. Er gehörte zu einem Team von leidenschaftlichen Kletterern, die diese Granitwände bezwingen wollten. Bei ihrer Ankunft in *El Chaltén* sahen sie den Gipfel vor einem herrlich klaren Abendhimmel, ebenso bei ihrer Abreise einige Wochen später. Dazwischen harrten sie in Schneestürmen, eingehüllt in dichte Wolken, im Basislager aus. Die kurzen Aufhellungen nutzten sie für ein paar kleinere Touren, der *Fitz Roy* aber ließ sich nicht blicken. Wenn die Vorräte aufgebraucht waren, wanderten sie zurück nach *El Chaltén*, wärmten sich in der *Chocolateria* auf und zogen mit vollen Rucksäcken wieder in den tiefen Einschnitt zwischen den *Torres* und dem *Fitz Roy*, um dort auf ihre Chance zu warten. Auf dem Weg dorthin mussten sie einen Gletscherfluss überqueren, über den es keine Brücke gab. Sondern nur ein gespanntes Drahtseil, an das man sich mit dem Klettergurt einhängen konnte.

Deshalb stopfe ich jetzt den extra dafür mitgenommenen Sitzgurt plus Karabiner in meinen Rucksack. Vielleicht hätte man sich die Ausrüstung auch in *El Chaltén* leihen können, aber im Reiseführer steht, dass ein Überqueren des Flusses nur in Begleitung eines Bergführers erlaubt sei.

Markus hat sich zum Glück wieder vollständig von dem Omelett-Desaster erholt und wir kommen zügig voran. Es ist eigenartig nun mit leichten, mühelosen Schritten dem Pfad zu folgen, der uns vor vier paar Tagen die letzte Energie gekostet hat. Ich kann mich genau an jenen Stein, diesen sonderbaren Grasbüschel und an den verwitterten Baumstumpf erinnern, weil damals alles in Zeitlupe vor sich ging und mein fiebriges Auge überall Halt suchte und meine Gedanken Etappenziele setzten. Der silbrige Baumstumpf war eines davon. Heute kann ich mir kaum vorstellen, hier bereits zum fünften Malen rasten zu müssen und lächelnd streiche ich mit der Hand über das gebleichte Holz. Da ertönt ein völlig unpassendes Quietschen, laut und mehrstimmig, als würden fünfzig Gummienten gleichzeitig gequetscht und durch die Luft geschleudert. Unwillkürlich blicke ich nach oben und staune nicht schlecht, als sich große, grünschillernde Vögel von einer Baumkrone in die nächste stürzen. Papageien!

Auch Markus blickt gebannt in die Äste. Der Baum steht in meiner unmittelbaren Nähe. Mit langsamen Bewegungen richte ich die Kamera her und schleiche mich an. Die Papageien haben sich ein Baumgerippe ausgesucht. Der Kontrast der bunten Vögel zu den knochenbleichen Ästen könnte nicht größer sein. Aber ohne Laub habe ich keine Deckung und die Vögel blicken nervös zu mir herab. Sie beginnen regelrecht mit mir zu schimpfen und flattern dabei aufgeregte mit ihren grünen Flügeln. Die Schwanzfedern leuchten rot und auch über den Bauch zieht sich ein roter Streifen. Vor dem Hintergrund der Schneeberge wirken diese Papageien völlig deplaziert. Aber wer weiß, vielleicht kommen ihnen die Goretex verhüllten Menschen, die ihren Lebensraum ständig durchkreuzen, ebenso fehl am Platze vor. Jetzt bin ich trotz lautem Protest der Vögel am Stamm des toten Baumes angelangt und fotografiere in die Krone. Das wird den Papageien nun doch zuviel und sie starten auf ein unsichtbares Kommando hin alle gleichzeitig. Auf meinem Display bleibt das Bild von einem wilden Durcheinander farbenprächtiger Schwingen und gespreizter Schwanzfedern zurück. Kein großartiges Foto, aber als Beweis gut genug. Denn wer glaubt einem denn, dass man auf dem Weg zum Gletscher des *Cerro Torre* einen Schwarm Papageien gesehen hat?

Nach einer Stunde sind wir bereits auf dem *Mirador*, dem Aussichtspunkt, zu dem wir uns trotz Fieber und Omelettvergiftung in der dreifachen Zeit geschleppt hatten. Leider ist der Himmel Wolken verhangen. Wir sehen nur den steinernen Schaft des *Cerro Torre*, seine vereiste Klinge steckt in der Wolkendecke, die dahinter von Leeturbulenzen zerrissen wird, als wäre sie tatsächlich vom *Cerro Torre* aufgeschlitzt worden. Sonnenstrahlen dringen durch diesen Spalt und legen ein leuchtendes Band über den Talboden. Ein atemberaubender Anblick. Denn mit der Kaltfront der letzten Tage hat der Herbst Einzug gehalten und die Blätter der Scheinbuchen verfärbt. Das Hochtal, durch das der milchig blaue *Rio Fitz Roy* gemächlich seine Schleifen zieht, hat sich zu einem bunten Teppich gewandelt.

Voller Vorfreude, in diese Farbenflut einzutauchen, stürmen wir die rund 150 Höhenmeter zum Talboden hinab. Im Schatten des Bergrückens, ein Ausläufer des *Fitz Roy*, liegt dicker Raureif, und der mit Regenwasser aufgefüllte Wanderweg trägt eine Eisdecke, die von einem Muster seltsam spitzer Dreiecke durchwoben ist. An Stellen, wo die Sonne bereits die gefrorene Schicht geschmolzen hat, spiegeln sich die Schneeberge und das bunte Laub im Wasser.

Mit gezückter Kamera wandern wir durch diese Märchenlandschaft, die an einen japanischen Ziergarten erinnert. Die Scheinbuchen, vom rauen Klima zu knorrigen Bonsais verkrüppelt, sind mitunter nur schulterhoch. Ihre winzigen Blätter, vom Tau lackiert oder noch vom Reif gezuckert leuchten in den verschiedensten Farben. Gelb, orange, weinrot und grün finden sich gleichzeitig auf einem Baum. Hinter dieser Herbstpalette kriechen die Gletscher zu Tale, brechen in kantige Eisbrocken, die sich bläulich schimmernd auftürmen. Das wird sogar unserer Kamera zuviel. Mit dem Kontrast zwischen den warmen und kalten Farben kommt sie nicht zurecht. Wir müssen stets zweimal belichten. Einmal das Buntlaub im Vordergrund, einmal die Eiswelt im Hintergrund. Zuhause werde ich die Bilder dann zusammenfügen. An das menschliche Auge kommt ein Fotoapparat eben doch noch nicht heran.

Da wir den gefluteten Weg nicht benützen können, weichen wir auf die dicken Grasmatten aus, was sonst streng verboten ist. Der Verwaltung des Nationalparks liegt die Erhaltung der Natur sehr am Herzen, zum Glück, denn angesichts der jährlich steigenden Besucherzahlen ist die langsam wachsende Vegetation massiv bedroht. Wer nicht auf dem Wanderweg bleibt, zerstört durch seine unbedachten Schritte Moose und Flechten, die unter Umständen Jahrzehnte brauchen, um sich zu erholen. Immer wieder sehen wir, vor allem im sumpfigen Gelände, wie sich der Wanderweg in der Vergangenheit zu einem breiten Netz an Varianten aufgefächert hat. Die Erosion hat sie zu tiefen Gräben ausgewaschen, aber die Parkranger legten sperrige Äste und Steine hinein, sodass sie nicht mehr begangen werden konnten. Es sind Wunden, die nun langsam zu heilen beginnen. Bei ihrem Anblick wird klar, dass die Parkordnung keine Schikane darstellt, sondern ihre Berechtigung hat. Heute ist allerdings eine Ausnahme, denn wie gesagt, in den vom Regenwasser gefluteten Gräben können wir beim besten Willen nicht wandern. Und so streifen wir, hingerissen von der Schönheit der Natur, völlig frei zwischen den Bonsaibäumen umher, bis uns ein kleines Bächlein wieder auf den Weg zurückzwingt.

Um den Sumpfgürtel an seinem Ufer zu überbrücken, hat die Parkverwaltung einen Holzsteg anlegen lassen, der perfekt zu dem Eindruck eines Ziergartens passt. Kurz darauf wechselt der Weg wieder zur rechten Talseite und taucht in einen Urwald aus hochstämmigen Scheinbuchen ein. Hier ist alles grün: der moosige Boden, die pelzigen Flechten auf totem Holz, die mit dünner Grashaut überzogenen Steine, die Blätter der immergrünen Bäume. War vorhin die Luft noch von schneidender Kälte, so ist sie hier klebrig feucht und schwer vom Geruch nach Moder und Zerfall. Das urige Waldstück währt nicht lange. Nach einem abrupten Übergang erklimmen wir einen kleinen Riegel aus runden Steinen und sandigem Geröll. Ein Relikt der einstigen Stirmmoräne, des nun weit ins Tal zurückgezogenen Gletschers. Von dieser Anhöhe aus bietet sich ein prächtiger Ausblick über die kilometerlange, beinahe ebene Fläche, durch die sich der *Rio Fitz Roy* schlängelt.

Mittlerweile hat die Sonne einen Großteil der Wolken aufgetrocknet und bringt das Herbstbunt richtig zur Geltung. Nur der *Cerro Torre* verbirgt sich weiterhin hinter einen dichten Nebelbatzen.

Wir haben erst rund die Hälfte des Weges zurückgelegt. Vor uns befindet sich ein weißer Streifen mit knochenbleichen Bäumen. Mein erster Gedanken gilt Bibern, aber die gibt es hier nicht. Etwas anderes muss zur Überflutung des Waldgürtels geführt haben. Zwischen den

abgestorbenen Stämmen steht das Wasser, die Wurzeln sind verfault. Das Gewirr der toten Äste, die an ineinander verhakte Geweihe erinnern, wirkt wie eine bizarre Skulptur inmitten des bunten Herbstgesteckes.

Kurze Zeit später hören wir Wasser rauschen. Der *Rio Fitz Roy* ist ganz in der Nähe. Der Weg tritt aus dem Wald heraus und folgt nun dem Ufer des Gletscherflusses. Sein Wasser ist trüb vom Gesteinsabrieb, nicht mehr türkisblau, wie von der Weite gesehen, sondern eher bräunlich wie schwacher Milchkaffee. Trotzdem bilden seine Fluten einen schönen Kontrast zu den Krüppelbuchen, die sich zwischen den groben Kieselsteinen behaupten und ihre knotigen Äste zum Wasser hin recken. Eine Baumgruppe hat es mir besonders angetan. Sie besteht aus drei Buchen, jede trägt ihr Laub in einer anderen Farbe. Orange, gelb und dunkelrot in direkter Nachbarschaft. Ich bitte Markus, sich zwecks Größenvergleichs daneben zu stellen. Die Kronen reichen ihm nur bis zur Schulter. Trotzdem sind es keine Sträucher, denn jeder Baum hat die Charakteristik und Persönlichkeit einer alten Buche. Ein uns unbekannter Tourist kommt strahlend auf uns zu. Er hat dasselbe Fotomotiv entdeckt. Wir verstehen seine Sprache nicht, nur ein Wort, das wir lachend wiederholen: Bonsai!

DIE VERBOTENE SEILBRÜCKE

Bald darauf erreichen wir den Campingplatz *De Agostini*, benannt nach dem italienischen Missionar, der zugleich Bergsteiger, Entdecker und Fotograf war und zusammen mit drei weiteren Männern im Jahr 1931 das Inlandeisfeld erstmalig überquert hat. Die Bezeichnung Campingplatz ist eigentlich irreführend, denn es fehlt jegliche Ausstattung. Sie bedeutet vielmehr, dass hier das Zelten zwischen den Bäumen erlaubt ist. Allerdings entdeckte ich keinen wirklich ebenen Flecken, der nicht von Wurzelwülsten durchquert wird.

Hinter dem Wäldchen erhebt sich ein stufenförmiger, ausgedehnter Kieswall, den der Gletscher vor sich hergeschoben hatte. Jetzt bildet er den natürlichen Staudamm für den *Torre-See*, der vom Schmelzwasser des Eises gespeist wird.

Hier endet der Wanderweg für Touristen, die keinen Klettergurt im Gepäck haben. Denn obwohl der Abfluss des Sees kein reißender Gebirgsbach ist, führt er doch so viel Wasser, dass eine Querung zu Fuß unmöglich ist. Nur mit Hilfe eines gespannten Stahlseiles, das zwischen zwei massiven Felsblöcken im jeweiligen Uferhang verankert ist, kann man den Ursprung des *Rio Fitz Roy* überwinden.

Wir stellen unsere Rucksäcke ab und kramen nach dem Sitzgurt, als ein Schatten auf uns fällt. Ein Parkranger, erkennbar an seiner Uniform und dem Funkgerät, sieht uns neugierig zu. Er ist wie aus dem Nichts aufgetaucht. Seine Frage, ob wir ans andere Ufer hinüber wollen, bejahen wir. Die nächste Frage, ob wir denn das Warnschild gelesen hätten, verneinen wir. Er führt uns zurück zu dem Felsen, an dem das Stahlseil befestigt ist. Da steht in schwarzen Lettern auf rotem Grund in drei verschiedenen Sprachen, dass hier eine Grenze im Park erreicht ist, die nur in Begleitung eines legitimierten Bergführers überschritten werden darf. Die selbständige Benützung der Tiroler Alpen ist nur mit einer bei der Parkverwaltung zu

beantragenden Bewilligung erlaubt. Der Parkwächter beantwortet seine nächste Frage an uns gleich selbst: „So etwas habt ihr nicht, stimmt's?“

„Mist“, denke ich, „muss der Typ ausgerechnet jetzt hier auftauchen?“

Ich versuche Zeit zu schinden, vielleicht verschwindet er ja wieder. Also spiele ich die Unentschlossene und sage, dass wir ohnehin nicht genau wüssten, wie wir die Flussquerung anstellen sollten. Denn wir haben nur einen Gurt mitgenommen, weil mir mein Arbeitskollege versicherte, dass es ein zweites Seil gäbe, an dem man das leere Sitzgeschirr wieder zurückziehen könnte, nachdem der erste damit den Fluss gequert hätte. Nun ist da aber kein Seil.

„Wir werden wohl einfach hier Rast machen und die schöne Aussicht genießen“, sage ich zum Ranger in der Hoffnung, dass er mir das glaubt und weggeht.

Aber zu meiner Überraschung gibt er uns Tipps, unser Problem zu überwinden. Er zeigt auf ein Kletterseil, das auf der anderen Flussseite hängt.

„Du muss zuerst rüber“, sagt er zu Markus und warnt ihn sogleich, dass dies ohne die Rolle, also nur mit dem bloßen Karabiner sehr streng sei. „Dann kehrst du mit dem Kletterseil zurück, fixierst ein Ende hier und querst nochmals, ziehst den Gurt aus, den deine Frau mit dem Seil zurückholt und daraufhin selbst quert.“

Wir schauen ihn verdutzt an. Sollte er nicht darauf achten, dass die Parkordnung eingehalten wird? Noch bevor wir uns für den Tipp bedanken können, hat er sich verabschiedet.

Jetzt hält uns nichts mehr. Markus schlüpft in den Klettergurt, hängt sich ins Stahlseil und zieht sich bis in die Flussmitte. Dieser erste Abschnitt war leicht, denn es ging abwärts. Nun wird es tatsächlich so streng, wie der Ranger prophezeit hatte. Markus stöhnt und schüttelt seine verkrampften Arme aus, als er endlich das andere Ufer erreicht. Bevor er mit dem Kletterseil wieder zu mir zurückkehrt braucht er eine Verschnaufpause.

Als er bei mir eintrifft, äußert er Bedenken, dass ich die Querung schaffe. Mir fehle einfach die nötige Muskelkraft in den Armen, meint er. Ratlosigkeit macht sich breit. Soll ich es wagen? Aber wenn ich dann hilflos an der tiefsten Stelle mitten überm Fluss hänge?

Eine Wandergruppe nähert sich und eine Frau kommt schnurstracks auf uns zu. Sie trägt deutlich sichtbar das Abzeichen der Parkverwaltung und stellt sich als Bergführerin vor. Ihrer Frage, ob wir da hinüber wollen, ist eigentlich überflüssig. Sie hat Markus Aktion bereits beobachtet. Da ich mit einer Strafpredigt wegen unbefugten Benützung der Tirolese rechne, sage ich sofort, dass unser Vorhaben ohnehin gestorben sei, weil ich zu schwach wäre, um mich am Seil hinüber zu hanteln.

„Aber nein“, widerspricht die Frau, „nimm doch die Rolle! Dann geht es ganz einfach. Nur mit dem Karabiner allein ist es wegen der Reibung viel zu mühsam.“

„Welche Rolle?“, frage ich, erneut überrascht von der Hilfsbereitschaft des Parkpersonals.

„Sie hängt drüben auf der anderen Seite. Dein Mann soll sie dir an den Klettergurt hängen und du ziehst sie dir her. Er muss die Strapazen halt nochmals auf sich nehmen.“ Sie lacht.

Bevor sie wieder zu ihren Touristen zurückkehrt mahnt sie uns, das Kletterseil unbedingt wieder auf seinen Platz auf der anderen Uferseite zu verankern. Denn ein Kollege von ihr sei mit einer Gruppe auf dem Gletscher unterwegs. Deshalb sei sowohl Seil als auch Rolle am anderen Ufer befestigt gewesen.



Nach Durchzug einer Kaltfront auf dem Weg zur Laguna Torre. Der gleichzeitige Anblick von Eis und Papageien überrascht uns.



Laguna Torre



Abenteuerliche Überquerung der Laguna Torre, danach Aufstieg zum Aussichtspunkt hoch über dem Gletscher.



Vergeblich warten wir auf den Abzug der Wolken, die uns den Blick auf den Cerro Torre verwehren.



Wir begnügen uns mit Details, die das Fernglas liefert. Denn die sind auch spektakulär!

Nachdem wir ihr versichern uns daran zu halten, erklärt sie uns noch den weiteren Wegverlauf jenseits des Ufers bis zum Gletscher und wünscht uns einen schönen Tag.

Wir sind baff und fragen uns, wie solche Begegnungen bei uns zuhause abgelaufen wären? Wohl kaum mit praktischen Tipps und guten Wünschen.

Dann kämpft sich Markus wieder über den Fluss, schickt mir Sitzgurt und Rolle herüber, an denen ich kurz darauf ganz entspannt und gemütlich den *Rio Fitz Roy* quere. In Augenhöhe mit einem kleinen Eisberg, der sich am Seeabfluss verfangen hatte.

Der Weg verläuft auf dem hohen Kamm der Seitenmoräne und verschwindet danach in einem steilen Wald mit Felsstufen, die teilweise mit alten Kletterseilen versichert sind. Matschiger Neuschnee verwandelt den Pfad in eine gefährliche Rutschpartie. Ich bin froh, diese Steilpassage nur mit dem leichten Tagesrucksack bewältigen zu müssen und nicht, wie mein Arbeitskollege mit beinahe dreißig Kilogramm. Immer öfter kommen mir seine Schilderungen in den Sinn. Wir sind nun hoch über dem Gletschersee, dessen graubrauner Farbspiegel durch keinen Wellenschatten getrübt ist. Die Eisblöcke schweben auf dem Wasser als wäre es eine dickflüssige, gestockte Masse: Meringue auf hellem Schokopudding.

Bald sehen wir auch die Zunge des Gletschers, die mit einer meterhohen Eiswand in den See hineinleckt. Es ist bloß die Spitze einer gewaltigen Eismasse, die aus dem hinteren Talabschnitt quillt. Von den Ostflanken der Bergrate kriechen Ströme aus Eis herab, brechen bläulich über Felskanten auf, zerfallen in hausgroße Blöcke und vereinen sich schließlich im Talgrund zu einem riesigen Meer aus gefrorenem Wasser. Anstelle der Wellen reiht sich eine Spalte an die andere, die Oberfläche des Gletschers ist derart zerrissen, dass ich mir kaum vorstellen kann, wie mein Arbeitskollege bis ins Basislager am Fuß des *Cerro Torre* kam.

Dabei wirkt heute alles sanft und abgerundet. Der Neuschnee ist ein Weichzeichner, der liebliche Formen vortäuscht, wo messerscharfe Kanten verborgen sind und der eine harmlose Fläche ausbreitet, unter der tödliche Spalten lauern. Wir verzichten deshalb auf einen Abstieg zum Gletscher und bleiben hoch oben auf unserem Aussichtsposten. In der Sonne ist es angenehm warm und windstill. Wir können im Pullover rasten, nachdem wir uns einen Sitzplatz vom Schnee freigeräumt haben. Während wir unsere Jause verspeisen, hoffen wir, dass sich die Wolken endlich vom *Cerro Torre* zurückziehen und uns den Blick auf die freistehende Felsnadel ermöglichen. Fast eine Stunde lang harren wir vor der undurchdringlichen Wolkenwand. Keinen Meter weicht sie zurück, auch die Basis steigt nicht. Sie kappt die Granitwände auf einer Höhe von rund 2300 Metern, 800 Meter stecken im Verborgenen. Der Felsriegel unterhalb des *Cerro Torre*, auf der Karte mit *Co. Mocho* bezeichnet, besteht aus einer aufrechten Gesteinsplatte, die vierhundert Meter senkrecht aus dem Gletscher ragt. Oben schließt sie mit einem fast ebenen Plateau ab, das von einem Schneedach gekrönt ist. Durch das Fernglas können wir den messerscharfen Giebel der Wächter bewundern. Mit dem Heranzoomen der Details erhalten wir unglaubliche Einblicke in Gletscher, Spalten, eisverkrustete Rinnen und makellos glatte Granitwände. Wir beobachten die Touristengruppe beim Eistrekking tief unter uns ebenso wie die durch die Sonnenwärme ausgelösten Lawinen, die aus den Bergflanken herabdonnern. Alles ringsum ist in Bewegung, nur die Wolke am *Cerro Torre* bleibt unverändert.

Wir entschließen uns zur Rückkehr.

Das schräge Licht der Nachmittagssonne flutet das Tal. Berauscht von den Farben schlendern wir durch den Bonsaiwald, fotografieren die Speicherkarte voll und werden das Gefühl nicht los in einem Traum gefangen zu sein. Natürlich gibt es auch bei uns zuhause Herbstverfärbungen, aber so eine Pracht haben wir noch nie gesehen. Ein Wanderer steht in einer kleinen Lichtung. Er lässt soeben die Kamera sinken, irgendwie wirkt er resigniert. Als er seinen Kopf in unsere Richtung dreht, sehe ich seine glänzenden Augen. Weint er? Hilflös hebt er die Schultern und sagt: „It is incredible, isn't it?“ Dann verschließt er das Objektiv seines Fotoapparats und fügt hinzu, dass es unmöglich sei, diese Schönheit in Pixel zu bannen. Lachend antworte ich ihm, dass wir es mit rund hundert Bildern zumindest versucht haben.

Bevor wir das Tal verlassen, werfen wir einen letzten Blick auf den *Cerro Torre*. Die Wolke ist immer noch da. Zum Glück. Die ganze Zeit über nagte in uns die Ungewissheit, ob wir vielleicht zu früh aufgebrochen seien.

Beim Abstieg nach *El Chaltén* halten wir Ausschau nach den Papageien, entdecken aber stattdessen eine Familie der Magellan Spechte. Ein Männchen lässt uns nahe an sich heran, während es mit wuchtigen Schnabelhieben die Rinde zerhackt. Seine roten Schopffedern leuchten derart intensiv, dass man meinen könnte, es explodiere ihm gleich der Kopf.

„Kein Wunder“, meint Markus, „so wie der den Baum bearbeitet!“

Im Nu hat der Specht einen faustgroßen Trichter in den Stamm getrieben. Jetzt hält er kurz inne, dreht den Kopf zur Seite, als müsse er mit seinem gelben Auge nach dem Wurm spähen, und hämmert danach weiter, dass die Späne nur so fliegen. Wir warten ab, ob sich sein Einsatz lohnt, aber seine Geduld ist schneller verbraucht. Er verlässt den massakrierten Baum ohne Beute und versucht beim nächsten sein Glück. Vielleicht störten ihn auch das Publikum und das Blitzlichtgewitter. Zwischenzeitlich haben sich nämlich etliche Touristen bei uns eingefunden, die das seltene Tier zum ersten Mal erblickten.

Nach insgesamt siebeneinhalb Stunden Gehzeit erreichen wir *El Chaltén*, müde aber immer noch voller unvergesslicher Bilder. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich ein Kaleidoskop bunter Farbleckse vor mir.

Mein Arbeitskollege hatte mir diese Wanderung vor allem wegen der Bäume ans Herz gelegt. Dabei sah er sie bloß in einheitlich grünem Laub. Dennoch schwärmte er immer wieder: „Diese Bäume!“

Zugegeben, ich nahm ihn nicht ganz ernst. Schließlich kamen wir wegen der grandiosen Berge hierher. Und was sollten denn das für „Bäume“ sein, die kaum Buschgröße erreichen? Abends schreibe ich ihm vom Internetshop aus eine Mail, im Betreff steht: „Diese Bäume!“

Nach dem Abendessen, bei dem wir wieder zum bewährten Kartoffelpüree mit Penne und Tomatensauce zurückgekehrt sind, fragen wir den Wetterbericht ab. Leider verheißt er auf morgen nichts Gutes. Bereits mittags sei mit Regen zu rechnen. Schade, morgen ist unser letzter Tag in *El Chaltén* und wir haben so vieles noch nicht gesehen.

Übermorgen soll das Wetter gut sein, so die Prophezeiung, der beste Tag seit unserer Ankunft. Einmal mehr verfluchen wir das Omelett, das wir in *El Calafate* gegessen hatten.

DAS WETTER ZERT AN UNSEREN NERVEN

29. Tag, Samstag, 2.4.2011

Verwundert blicken wir auf die Fensterscheibe. Wind klatscht schwere Tropfen gegen das Glas. Hätte es nicht erst mittags regnen sollen? Unschlüssig beginnen wir unseren letzten Tag. Wir trödeln so lange mit Frühstück und Körperpflege herum, bis sich das Wetter etwas bessert. Danach spazieren wir durch *El Chaltén*, um eine Speicherkarte zu kaufen. Unsere drei mitgebrachten Karten sind voll. Mit derart viel Baumfotos hatte ich bei der Planung nicht gerechnet.

Wir kommen jedoch nicht bis in das Geschäft, das am hinteren Ende der Ortschaft liegt. Denn plötzlich reißt der Himmel auf, kitschiges Blau zeigt sich und wir eilen zur Pension zurück, um unsere Rucksäcke und eine Jause zu holen. Das Fotogeschäft liegt am Nordende von *El Chaltén*, dort startet auch der Wanderweg zu einem Aussichtspunkt, der ein grandioses Panorama des *Fitz Roy* und seinen Nebengipfeln bieten soll. Vorausgesetzt, die Berge stecken nicht in Wolken.

Das kleine blaue Loch im grauen Einerlei des Himmels hat unsere Hoffnung angestachelt. So schnell wir können, erklimmen wir den ersten Hügel. Ein wunderbarer Blick auf das flache Tal des *Rio de las Vueltas*, der in der Sonne funkelt, und auf den Regenvorhang in Richtung des *Fitz Roy* stoppen unseren Elan. Es läuft uns (noch) nichts davon. In Ruhe genießen wir das idyllische Bild des mäandrierenden Flusses: wie er sich ungezügelt im breiten Kiesbett austoben kann, sich zwischen abgraben und auflanden immer neue Wege sucht, sich auffächert in viele Glitzerbänder und danach wieder zu einem dunklen Strom vereint, teichartige Ausbuchtungen bildet oder über kleine Absätze sprudelt. Das wäre das richtige Gewässer für eine Bootstour sind wir uns einig. Weniger einig sind wir uns über die Wahl des richtigen Fotomotivs. Markus schnappt sich daher kurzerhand die Kamera, verschwindet zwischen den mannshohen, bizarren Gesteinskugeln und eilt zu mächtigen Bäumen hinauf, die vom permanenten Wind gezeichnet sind. Ein Sonnenspot begleitet ihn wie mit einem Suchscheinwerfer. Als er mir endlich wieder die Kamera zurückgibt, muss ich sie vor dem Regen in Sicherheit bringen. Markus versteht meinen Frust nicht. „Ich habe doch alles geknipst“, sagt er und schultert den Rucksack. „Wir können gehen.“

Mein Ärger verleiht mir zusätzliche Kraft und ich renne ein Stück weit voraus, bis ich mich beruhigt habe. Wahrscheinlich galt meine Wut gar nicht so sehr Markus, sondern entstand vielmehr aus der Enttäuschung, dass nicht einmal an unserem letzten Tag das Wetter mitspielt, sondern uns nur foxt.

Der Wanderweg quert einen Berghang mit goldenem Gras und einzelnen Felsblöcken, die wohl einst aus der Wand über uns abgebrochen sind. Im Windschutz dieser Trümmer konnten sich prächtige Bäume entwickeln, keine Bonsais, sondern dicke Stämme mit gedrungenen, wulstigen Ästen und winzigen Blättern.

Nach diesem ersten steilen Anstieg flacht das Gelände zu einem hügeligen Hochplateau ab, das sich bis zu den Ausläufern des *Fitz Roy* erstreckt. Auf einer kleinen Felskuppe befindet sich der *Mirador*.

Eine Panoramakarte mit den Gipfelnahmen zeigt, was wir sehen könnten, wenn der Wettergott nur eine Minute lang Mitleid mit uns hätte. Wir blicken auf ein sturmgebeuteltes Blätterdach, das sich farbenprächtig über der Hochebene aufspannt, und in Regenfahnen, die sich aus einer weißen Wand lösen, einen halben Kilometer weit selbständig dahin ziehen, bis sie schließlich in sich zusammenfallen. Hinter der undurchdringlichen Wolkenfront vermuten wir den *Fitz Roy*. Auf seinen Anblick zu warten hat keinen Sinn.

AM STRAND VON CAPRI

Während wir durch einen lichten Wald, der mit vom Gletscher geschliffenen Felsblöcken durchsetzt ist, weiter wandern, sagt Markus, dass er hier in dieser Gegend nur eines vermisst: „Einen kristallklaren Bergsee. Das wäre der i-Punkt auf dem Landschaftskitsch.“ Fünf Minuten später stehen wir am sandigen Ufer einer tiefblauen Fläche, die von herbstbunten Bäumen eingerahmt ist.

„Jetzt ist der Kitsch perfekt“, gesteht Markus angesichts der *Laguna Capri*.

Der Name klingt irgendwie lieblich, aber der See ist in Wirklichkeit eine dramatische Schönheit. Seine Oberfläche ist aufgewühlt, der Sturm peitscht gischende Wellen vor sich her, Schaumkronen fliegen in Fetzen und hängen in den niederen Ästen der Bäume. Wir suchen Schutz im Lee einer kleinen Halbinsel, die sich ein Stück weit in den riesigen See vorwagt. In kleinen Buchten hat sich Sand gesammelt, winzige bunte Körner, die die Vielfalt der Mineralien widerspiegeln. Das Wasser ist glasklar und eiskalt.

Auf der Spitze der Halbinsel stehen zwei rostrot verfärbte Buchen, vom Wind verkrüppelt und zum See hinabgebogen. Wir müssen den Fotoapparat an einem Stein fixieren, um das Bild nicht zu verwackeln. Sturmböen rütteln an uns. Der Wind führt eine schneidende Kälte mit sich, die er sich überm Inlandeisfeld zugelegt hat. Zwischen den Granitzacken des *Fitz Roy* Massivs stößt er zu uns herab und lässt uns schauern, obwohl wir in der Sonne stehen. Denn über uns ist der Himmel blau, die Wolken bleiben im Westen am Gebirge hängen.

Der See mitsamt seinen Sandbuchten, Felsklippen und knorrigen Buntbäumen bildet ein Landschaftsjuwel, von dem wir uns kaum losreißen können. Je nach Blickwinkel changiert seine Farbe von Tintenblau bis zu Lapislazuli, dazu diese Bäume!

Schlussendlich vertreibt uns der kalte Wind und mit klappernden Zähnen eilen wir dem Wanderweg entlang, um wieder warm zu werden. Vielleicht schaffen wir es bis zum Campingplatz *Poincenot*, das Basislager für Touristen, die den *Fitz Roy* bei Sonnenaufgang erleben wollen. Doch sobald die Sonne hinter der beständigen Wolkenwand im Westen verschwindet, löst sich das Schlechtwetter von den Bergen und schwappt über das Hochplateau. Kurz darauf beginnt es zu nieseln. Wir setzen den Weg fort. Die Landschaft ist auch im Regen schön. Nässe lackiert die bunten Steine und bringt die Farben besser zur Geltung. Auch das Herbstlaub glänzt und schimmert wie frisch poliert. Der Wanderweg schmiegte sich an das Bachbett des *Chorrillo del Salto* an. Ich erkenne den Fluss sofort. Auf einer Ansichtskarte im Fotogeschäft habe ich ihn heute bewundert. In kleinen Kaskaden schäumte er da über ockerfarbene Felsen, gesäumt von blutroten Bonaibäumen, im Hintergrund ein blauer Gletscherbruch und die Felspyramide des *Fitz Roy*. „Wo um Himmels



Nur 1 Stunde Gehzeit liegt zwischen diesen gegensätzlichen Landschaften.
Eine weitere Stunde und man wäre am Beginn der Eiswelt.
Doch Regen & Sturm treiben uns zurück.



Laguna Capri



Herbst - Die Farben der Bonsai-Buchen entschädigen für die unsichtbaren Berge, die sich hinter den Wolken verstecken.



Willen wurde dieses Bild gemacht?“, fragte ich den Verkäufer, der meine Aufregung nicht nachvollziehen konnte. Er zuckte mit den Achseln. Ich aber hatte nie zuvor ein so perfektes Idyll gesehen. Jetzt stehe ich selbst genau an jener Stelle, wo der Fotograf gestanden haben musste. Die kleinen Wasserfälle, die orange-ocker-melierten Steine, die bunten Bonsai-Buchen, sogar der Gletscher im Hintergrund ist exakt wie auf der Postkarte. Nur das Sonnenlicht fehlt. Und natürlich der *Fitz Roy*. Dennoch mache ich ein Foto.

Es ist das letzte an diesem Tag.

Denn kurz darauf erwischt uns ein massiver Regenschauer mit spitzen Graupelkörnern durchsetzt, die wie Nadeln ins Gesicht stechen. Rasch kehren wir um, das Tosen des Sturms ständig im Rücken. Erst als wir ins Tal nach *El Chaltén* hinabsteigen, lässt das Brausen und Heulen endlich nach. Erleichtert klappen wir die Kapuzen zurück, deren Knattern uns die Ohren zugehörnt hat.

Es ist Abend geworden und wir kehren auf dem Rückweg gleich in unser Stammlokal zum Kartoffelpüree und den Penne ein. Der Wirt hat gute Neuigkeiten: „Morgen ist das Wetter schön!“ Als wir zu seiner Verwunderung keine Freude zeigen, erkläre ich ihm, dass wir abreisen müssten.

„Nehmt doch den Abendbus“, rät er uns. „Der fährt um 18:00 Uhr, da könnt ihr sogar vorher nochmals euer Kartoffelpüree essen!“

Eigentlich wollten wir mittags nach *El Calafate* fahren, damit wir bei Tageslicht ankommen. Aber da wir bereits eine Unterkunft reserviert haben, spricht eigentlich nichts gegen den Abendbus. Damit hätten wir fast einen ganzen Tag hier gewonnen.

Wir stopfen Püree und Nudeln in uns hinein, so schnell es geht und eilen in unsere Pension. Hoffentlich gibt es noch Plätze für den späteren Bus! Diesmal ist das Glück endlich auf unserer Seite, wir bekommen die letzten zwei Tickets.

Während wir unsere Sachen für morgen herrichten und den Rest bereits fertig verpacken, stellen wir uns immer wieder dieselbe Frage: „Sollen wir morgen Richtung *Cerro Torre* oder zum *Fitz Roy* gehen?“

„Warten wir erst einmal ab, ob der Wetterbericht Recht behält“, verschiebt Markus die schwierige Entscheidung auf morgen.

EIN FARBENPRÄCHTIGER ABSCHIED

30. Tag, Sonntag, 3.4.2011

Es ist wolkenlos. Hektisch räumen wir das Zimmer, deponieren unser Gepäck und stürzen das Frühstück hinunter. Trotzdem ist es bereits 8:30 Uhr als wir aufbrechen. Das Ziel ist plötzlich klar. Bei diesem Wetter möchten wir den *Cerro Torre* aus der Nähe sehen. Schweigsam legen wir die Strecke zum ersten *Mirador* in einer knappen Stunde zurück. Die Felspyramide des *Fitz Roy* ist in warmes Morgenlicht getaucht, nur wenige Nebelfetzen quellen vor der Wand. Über seinem Gipfel, weit oben im makellosen Blau des Himmels stehen zwei parallele weiße Wolkenstreifen. Vom Sturm glatt geschliffene Linsen, die ein untrügliches Anzeichen eines neuerlichen Wetterumschwunges sind.

Leider macht sich das nahende Tief auch an den *Torres* bemerkbar, der ersten Barriere, auf die die feuchte Luft nach der Überquerung des Eisfeldes trifft. Die schlanken Granitnadeln tragen dicke Schals und Kappen aus Wolkenklumpen. Ab und zu werden sie vom Sturm auseinandergerissen und zwischen den grauen Fetzen können wir einen Blick auf die Gipfel erhaschen.

Wir überlegen daher kurz, ob es sich lohnt den langen Marsch ins Tal zur *Laguna del Torre* anzutreten, oder ob es besser wäre, sofort den Weg zum *Fitz Roy* einzuschlagen, dessen Gipfel noch wolkenfrei ist.

Gegen jede Logik lassen wir uns von der Sehnsucht leiten. Und die gilt eindeutig dem schönsten und unwirklichsten Berg, den wir je zuvor gesehen haben, dem *Cerro Torre*. Ich habe das Buch von Gregory Crouch gelesen, einem begeisterten Alpinisten, der bereits zweimal auf dem Gipfel des *Cerro Torre* gestanden ist. Einmal übernachtete er sogar dort oben und erlebte danach einen spektakulären Sonnenaufgang. Aber oft saß er wochenlang in Sturm und Schlechtwetter in irgendwelchen grindigen Hütten, Biwaks oder feuchten Zelten und wartete. Er beschreibt Tiefdruckgebiete, die über zwanzig Tage dauerten und die Berge kein einziges Mal dem sehnsüchtigen Blick der an ihrem Fuß ausharrenden Bergsteigern freigaben. Nach dieser Lektüre betrachte ich den Umstand, die scheuen Gipfel bereits am ersten Tag nach unserer Ankunft gesehen zu haben als absoluten Glücksfall. Für das Omelett-Malheur war schließlich nicht der Wettergott zuständig. Und heute besteht vielleicht noch eine zweite Chance!

EIN EINZIGER BLICK...

Das Tal mit den bunten Bonsai-Buchen liegt im morgendlichen Schatten, die betörenden Farben lauern im Dunkeln. Erst am Rückweg werden sie uns wieder vom Weg abbringen, unnötig aufhalten und zu dutzenden Fotos zwingen. Jetzt aber kommen wir zügig und ungehindert voran. Unser Blick ist nur auf die schemenhaft durch Nebelschleier erkennbare Felsnadel gerichtet.

Wir kommen zu einer Wegkreuzung. Rechterhand zweigt eine selten begangene Route zum *Fitz Roy* ab, auf dem Schild steht „El Chaltén 5 Stunden“. Wir sind bereits zwei Stunden unterwegs. Wenn wir uns vom *Fitz Roy* verabschieden wollen, dann bleiben uns für den *Cerro Torre* nur dreißig Minuten.

Eilig stürmen wir weiter taleinwärts, erreichen nach einem Waldstück, das uns die Sicht auf den Gipfel nimmt, den ersten Moränenhügel und steigen erwartungsvoll hinauf. Noch immer verhüllen Schleier den eisgekrönten Gipfel, aber sie scheinen filigraner und durchsichtiger zu werden. Für einen kurzen Moment, der gerade ausreicht, um uns beiden einen Blick durchs Fernglas zu erlauben, steht der *Cerro Torre* frei gegen den Himmel. Danach schiebt sich ein dunkelgrauer Wulst von hinten über die Granitzacken und löst ihre Konturen wie in einem Säurebad auf. Bald ist vom ganzen Gebirge nichts mehr zu sehen.

Die halbe Stunde ist um, wir hetzen zur Abzweigung zurück. Vielleicht erreichen wir den *Mirador* am Fuß des *Fitz Roy* bevor die nahende Front auch ihn verschluckt.

In steilen Serpentin windet sich der Pfad auf das Hochplateau mit den großen Seen hinauf. Einen davon, die *Laguna Capri*, haben wir vor gestern besucht. Jetzt sollten wir auf die *Laguna Hija* (= Tochter) und die *Laguna Madre* (Mutter) treffen. Aber das Waldstück zieht sich, der Weg ist teilweise so verwachsen oder teilt sich im sumpfigen Terrain in verschiedene Trampelspuren, sodass wir befürchten, uns verlaufen zu haben. Äste peitschen uns ins Gesicht, verfangen sich in den Haaren und zerren am Rucksack. Wir stecken mitten drin im leuchtenden Bund der Bonsaibuchen. Hätten wir es nicht so eilig, würden wir uns am Bad in den Farben berauschen. Jeder Blick auf die Uhr aber treibt uns voran und wir pflügen durch das herbstliche Blättermeer. Endlich eine Lichtung! Bedeckt mit wogendem, goldenen Gras, umrahmt von den bunten Krüppelbuchen, darüber das unwahrscheinliche Blau des südlichen Himmels. Wohl wissend, dass uns die Zeit davonrennt, bleiben wir trotzdem stehen und genießen den Anblick. Er ist einfach zu perfekt.

Danach tauchen wir wieder in den Wald. Diesmal sind es hohe Bäume, moosbewachsen, mit grünem Teppich zwischen den Stämmen. Wir gehen wie auf Samt und atmen den Geruch von totem Holz und Moder.

Kurz darauf knirscht plötzlich Kies unter unseren Sohlen. Der Pfad wird sandig und verliert sich an einem perfekten Strand. Das Wasser der *Laguna Hija* glitzert wie ein mit Strass besticktes, flatterndes Tuch. Nur in den windgeschützten Buchten kann sich das Blau des Himmels spiegeln. Der See schmiegt sich längs an den Fuß eines bewaldeten Bergrückens. Am anderen, dem Hochplateau zugewandten Ufer, breitet sich eine dicke Rasenmatte aus, auf der ein einzelner, markanter Baum steht. Der perfekte Picknickplatz. Zehn Minuten Pause räumen wir uns ein, um sowohl dieses Idyll als auch unsere Jause zu genießen.

Ein Bergrücken nimmt uns die Sicht auf das Massiv des *Fitz Roy*. Wir sehen nur immer wieder zerzauste Wolkenfetzen, die vom Sturm abgerissen aus seiner Richtung kommen. Ob der Gipfel wohl frei ist?

Der Blick auf die Uhr und unsere Neugier treiben uns weiter an. Es ist unglaublich schade, in einem derartigen Tempo durch die einmalige Landschaft zu hetzen. Den Fotoapparat halte ich im Anschlag, knipse im Vorüber Eilen mal diesen, mal jenen Baum vor dem malerischen See. Selbst Markus flucht bereits, wenn der Blick immer neue Schönheiten offenbart.

Der Weg steigt leicht bergan, unter uns wird das tiefe Blaue der *Laguna Madre* sichtbar. Wie der Name vermuten ließ, ist dieser See deutlich größer als die Tochter. Seine Ufer sind fast vollständig vom bunten Buchenwald gesäumt, nur vereinzelt breiten sich sumpfige Flächen mit schilfähnlichen Gräsern aus. Noch bevor wir das nördliche Ende des Sees erreichen, gibt der Bergrücken, der die Seen flankiert hat, endlich den Blick auf das Tal frei, in dem sich die Granitzacken zu beiden Seiten des *Fitz Roy* wie in einem Amphitheater aneinanderreihen.

Im Vordergrund das leuchtende Rot der Buchen, die den Bergsee einrahmen, dahinter nochmals bunte Wälder bis hinauf zur Schneegrenze, darüber das schimmernde Weiß der Gletscher aus denen schließlich graubraune Granitwände gen Himmel wachsen.

„Man sieht ihn!“, ruft Markus begeistert.

Aber man muss sich sehr anstrengen und etwas Fantasie gebrauchen, wenn man hinter den Wolkenschleiern den Gipfel des *Fitz Roy* ausmachen will. Die Nebelfetzen sind zwar dünn, aber hartnäckig. Zusammen mit den vom Sturm verursachten Schneefahnen verhüllen sie die Grate und spitzen Türme und nur schemenhaft sind deren Formen zu erahnen.

Als wir schließlich den *Mirador* erreichen, haben sich die Wolken beinahe aufgelöst und immer mehr Gipfel schälen sich aus der Verhüllung. Wir können unser Glück kaum fassen. Dazu kommt die Zeitangabe auf einem Hinweisschild: *El Chaltén 3 Stunden*. Damit hätten wir von den insgesamt veranschlagten 5 Stunden 2 verbrauchen dürfen. Trotz Picknick an der *Laguna Hija* benötigten wir für den zurückgelegten Weg aber nur 1,5 Stunden. Wir sind also deutlich schneller unterwegs als der durchschnittliche Wanderer. Das bedeutet, dass wir fast 1 Stunde gewonnen haben.

FARBSYMPHONIE

Erleichtert stellen wir die Rucksäcke ab, setzen uns auf die weichen Rasenpolster und scannen mit dem Fernglas die Details der Gletscherbrüche und der faszinierenden Berge. Das Panorama ist derart kitschig, dass ich es kaum beschreiben kann. Wir sitzen auf einer kleinen Anhöhe. Zu unseren Füßen breitet sich eine sumpfige Fläche aus, durch die kleine Bäche mäandrieren. Ihr Wasser erscheint tiefblau wie Tinte. Lange, goldene Sumpfgräser wiegen sich im Wind. Kleine Erhebungen, wie Wellenberge ragen aus dem Sumpfland. Ihre Kuppen sind mit weinroten, niederen Sträuchern bewachsen. Wenn sich mehrere solcher Inseln zu einer trockenen Fläche zusammenballen, wachsen Krüppelbuchen darauf. Ihre Herbstfarben betören. Manche haben oranges Laub, manche blutrotes, manche dottergelbes. Abgestorbenes, bleiches Totholz ergänzt das landschaftliche Gemälde zu einem äußerst kitschigen Bild. Dieser Anblick allein würde schon reichen. Aber hinter dieser Sumpfebene quellen Gletscher über Geländestufen. Brechen blaue Kanten und tiefe Spalten aus dem blendenden Weiß. Aus dieser geborstenen Eismasse wachsen Granitwände empor. Tausend Meter hoch. Das bräunliche Gestein wirkt warm und steht in krassem Widerspruch zu den Wächtern und Eiskappen, die der Wind an den Vorsprüngen aufgetürmt hat. In den glatten Wänden selbst kann sich kein Schnee halten. Sie sind makellos und scheinen unbezwingbar. Kein Wunder, dass sich viele Bergsteiger und Kletterer davon herausgefordert fühlen.

Von den Graten lodern die Schneefahnen wie weiße Flammen weit in den blauen patagonischen Himmel hinaus.

Das Gesamtbild ist perfekt. Wir knipsen dasselbe Motiv immer wieder und immer wieder, als ob wir es nicht fassen könnten. Es ist tatsächlich zu schön, um wahr zu sein. Kann man den eigenen Augen trauen, hat die Kamera das wirklich so verspeichert?

Als wir aufbrechen, sind alle Nebengipfel des *Fitz Roy* wolkenfrei. Nur der Meister verbirgt noch sein Haupt.

Da wir ihm nun auf dem weiteren Weg den Rücken zukehren, drehen wir uns alle zehn Minuten um. Es könnte ja sein, dass sich die letzten Wolken auflösen, und den Moment wollen wir auf keinen Fall verpassen.

Auf einem liebevoll angelegten Holzsteg verlassen wir das sumpfige Grasland mit den langen, goldenen Wedeln und tauchen wieder in die Farbenflut der Bonsai-Buchen ein. Ein unglaubliches Feuerwerk an bunten Blättern spielt sich vor unseren Augen ab. Der Wind zaust die niederen Kronen und kehrt die Blättchen um, die dadurch zu blinken scheinen. Wie in Trance wandere ich durch diese Landschaft, die mir wie eine extrem verkitschte Kulisse aus



Auf dem Weg zum Cerro Torre treffen die ersten Sonnenstrahlen auf das Bunt der Bäume





Es ist unser letzter Tag. Obwohl die Gipfel meist hinter Wolkenschleiern verborgen sind, zählt diese farbenprächtige Abschiedsrunde zu den Highlights unserer Reise.



Fitz Roy



Am Nachmittag lösen sich die letzten Wolken auf und wir bekommen freie Sicht auf den Gipfel.

Aber selbst ohne einen Gipfel ist die Landschaft von einmaligem Kontrast (siehe unten).





Fitz Roy

Blick durch
die Heck-
scheibe des
Busses



Blick durch
die Front-
scheibe
des Busses

lodernde Pampa



einem Luis Trenker Film vorkommt. Mit den zu dick aufgetragenen Gletschern, mit den zu blauen Seen, den zu bunten Bäumen und den zu steilen Felsnadeln.

DER TRAUM GEHT IN ERFÜLLUNG

Wir kommen in ein kleines Tal und das Rauschen eines Baches dringt an unsere Ohren. Mit einem Mal kommt mir der Weg bekannt vor, glaube ich, diesen oder jenen besonderes bizarren Baum schon einmal gesehen zu haben. Da fällt mir der gestrige Ausflug ein, der in diesem Tal wegen des peitschenden Regens ein jähes Ende gefunden hat. Ich war so wütend gewesen, hätte heulen können vor Zorn und Enttäuschung, dass sich ein grauer Vorhang aus Wasser und Wolken über dieses Farbspektakel ausgebreitet hatte. Jetzt könnte ich heulen vor Glück und Dankbarkeit über die zweite Chance. Ich eile voraus, hin zu dem Felsen, der über den kleinen Kaskaden thront. Hier springt der *Chorillo del Salto* glitzernd über ockerfarbene Steine, eingerahmt von den blutroten Krüppelbuchen und überragt vom *Fitz Roy*. Das Postkartenmotiv aus dem Fotogeschäft!

Die Wolken sind fast zur Gänze verschwunden. Die Felspyramide zeichnet sich dunkel durch die Nebelschleier ab, gleich wird sich der Gipfel zeigen. Nervös fummle ich an der Kamera, weil ich mein Glück nicht fassen kann. Beinahe fällt sie mir ins vor Gischt brodelnde Wasserbecken hinab.

Nachdem ich zehnmal auf den Auslöser gedrückt habe, überlasse ich die Kamera Markus, setze mich auf den Felsen nieder und genieße den Augenblick. In wenigen Stunden werden wir von hier abreisen und ich möchte mir jedes Detail einprägen. Vor allem diese unglaublichen Farben! Ich fürchte fast, nie wieder Gefallen an unserem heimischen Herbst mit den verfärbten Laubwäldern zu finden. Denn mit dieser Vielfalt, dieser Palette an satten Farben können sie nicht aufwarten. Ganz abgesehen von den bläulich schimmernden Gletschern, die sich dahinter türmen.

Die Zeit drängt. Wir müssen weiter Richtung *El Chaltén*.

Bevor wir zum Ort hinabsteigen, verabschieden wir uns vom *Fitz Roy*. Der Gipfel ragt aus einer dicken Wolkenstola heraus, Sturmböen treiben weiße Fransen in den klaren Himmel des späten Nachmittags.

In unserer Pension, wo wir das Gepäck deponiert haben, dürfen wir uns nochmals duschen. Es bleibt uns sogar Zeit für ein schnelles Abendessen in unserem Stammlokal. Den ganzen Tag haben wir uns schon auf die Penne mit Kartoffelpüree gefreut. Doch das Restaurant hat entgegen der Ankündigung des Wirts geschlossen.

Als wir im Bus aus *El Chaltén* hinausschaukeln, tippt mir Markus plötzlich auf die Schulter und verlangt eiligst den Fotoapparat. Im großen Rückfenster des Busses taucht der *Fitz Roy* auf. Das gezackte Massiv ragt wie ein schwarzer Scherenschnitt in den Abendhimmel, dunkle Wolken ringsum entzünden sich am Licht der untergehenden Sonne, ihre ausgefransten Ränder lodern. Ein magisches Bild zum Abschied.

Vor uns eilt der lange Schatten des Busses auf dem endlosen Asphaltband geradewegs dem Horizont zu.

HISTORISCHE BEGEGNUNG IN DER PAMPA

Die Grasbüschel der Steppe sehen aus wie kleine Feuer. Der Schaft, dem sie entspringen ist oft von welken Blättern verfilzt und dunkelbraun bis schwarz. Die von der Sonne gebleichten, langen Gräser aber züngeln flammengleich daraus hervor. Im Abendlicht brennt die ganze Pampa. Selbst über der windgepeitschten Oberfläche des *Lago Viedma* schwebt ein bläuliches Flimmern, als hätte man Spiritus angezündet.

Während andere Businsassen schlafen, starren wir gebannt aus den Fenstern. Welch Kontrast an einem einzigen Tag!

Während wir durch die patagonische Steppe brausen, löst sich das Abendlicht langsam vom Boden. Spielt noch kurz mit den Spitzen der langen Gräser, klettert in die Kronen windgebeugter Bäume und schafft schließlich den Absprung von den Wipfeln der schlanken Pappeln in den Himmel, wo es sich an die Unterseite der Wolken hängt.

Der bronzene Landschaft bekommt eine dunkle Patina, der Glanz erlischt, selbst das Wasser der Flüsse wirkt stumpf. Die Wolken haben das Licht in Watte verpackt und ziehen wie eine Girlande matter Lampions mit ihrer glimmenden Beute davon.

Nach 110 Kilometern, also genau in der Hälfte der Fahrstrecke zwischen *El Chaltén* und *El Calafate*, biegt der Bus von der *Ruta 40* ab und rumpelt auf den unbefestigten Vorplatz einer *Estancia*. Kaffeepause.

Da wir ohne Abendessen aus *El Chaltén* abgereist sind, betreten wir hungrig das Holzgebäude. Ein Kuchenbuffet mit Bananen- und Schokotorten erwartet uns, aber auch eine interessante Bildergalerie an den Wänden. Während wir die süßen, selbstgebackenen Köstlichkeiten in uns hineinstopfen, lesen wir voller Erstaunen die Bildunterschriften.

„Butch Cassidy, Ethel Place und Sundance Kid“ steht unter einer schwarzweiß-Fotografie, die zwei lässig auf Holzstühlen sitzenden Männer und eine selbstbewusste, aufrecht stehende Frau in ihrer Mitte zeigt.

Waren das nicht die legendären Bankräuber?

Sie waren es.

Nur erkannte sie niemand, als sie nach dem Überfall auf die Bank of London in Rio Gallegos sich in dieser Herberge im Jahr 1905 für gut einen Monat einquartierten, bevor sie ihren Fluchtweg nach Chile fortsetzten. Erst die Fahndungsfotos einer vorbeikommenden Polizeipatrouille machten dem Gastwirt klar, dass sich die meistgesuchten Verbrecher der damaligen Zeit bei ihm eingemietet hatten.

Die *Estancia* hat eine lange und interessante Geschichte hinter sich. Sie liegt am Ufer des *Río Leona*, einem breiten Fluss, der seinen Namen einem Pumaweibchen (span. Leona) zu

verdanken hat, welches einen durchreisenden Forscher angefallen und schwer verletzt hatte. Es handelte sich um den argentinische Wissenschaftler *Perito Moreno*.

Die Flussquerung war nicht nur wegen der Raubtiere gefährlich. Der *Rio Leona* führte oft zu viel Wasser, sodass man selbst mit Pferden nicht ans andere Ufer gelangen konnte. Dadurch war ein Weidegebiet von rund 5.000 km² nicht zugänglich. Es lag eingeklemmt zwischen den großen Seen *Lago Viedma* im Norden und *Lago Argentino* im Süden, den Bergen im Westen und dem Fluss im Osten.

Daher wurde im Jahr 1894 ein Fährbetrieb mit einem großen Floß installiert. Aber die Kapazität war für die riesigen Schafherden zu gering. Mehr als 200 Tiere fanden auf dem Floß nicht Platz. Reisende und Tiere stauten sich am Fluss.

Um sowohl den Fährleuten als auch den wartenden Menschen ein Dach über dem Kopf zu bieten, wurde eine Herberge errichtet. Eine dänische Einwandererfamilie übernahm den Betrieb und baute eine Gaststätte mit Restaurant, Weinstube und Schlafzimmern auf. Später kam ein Laden für allgemeine Waren und Lebensmittel dazu. Die Gebäude bestanden aus getrockneten Lehmziegeln, die man an Ort und Stelle stampfen und in der Sonne trocknen konnte.

Der Fährbetrieb zog immer mehr Leute an, die Wartezeit betrug oft mehrere Tage, in denen der Alkohol reichlich floss. Streitereien waren unvermeidlich. Messerduelle, die meist mit dem Tod eines Beteiligten endete, gehörten zum damaligen Umgangston. So berichten die Schautafeln zwischen den Fotografien. Kein Wunder, dass die drei Bankräuber in dieser Gesellschaft nicht auffielen.

Es gab allerdings auch behördliche Massaker. Während des Generalstreiks der patagonischen Arbeiter, die an den Gutshöfen wie Sklaven gehalten wurden, pferchte man die Aufständischen in die Räume der Herberge. Die gastfreundliche *Estancia* mutierte zum Gefängnis. Schließlich wurden die Inhaftierten zum Fluss hinab geführt und ohne Gerichtsverhandlung reihenweise erschossen.

Danach war es mit der blutigen Geschichte zum Glück vorbei. Die Fotos an der Wand der Teestube zeigen berühmte Bergsteiger, die sich auf dem Weg zu ihren Abenteuern hier einquartiert hatten. Ich lese Namen wie Lionnel Terray (Erstbesteiger Fitz Roy) und Casimiro Ferrari (Erstbesteiger Cerro Torre, wenn man den Schilderungen Cesare Maestris nicht glaubt).

Es gäbe in dieser *Estancia La Leona*, die beinah musealen Charakter hat, noch viel zu entdecken, aber der Busfahrer hupt schon zum dritten Male und wir haben ganz vergessen, den Kuchen fertig zu essen.

EL CALAFATE

UNSER KNUSPERHÄUSCHEN

Spät abends treffen wir in *El Calafate* ein. Voller Neugier lassen wir uns zu dem zweistöckigen Haus führen, das wir vorab übers Internet reserviert hatten. Von außen war dem Grundstück in der *Via Valentina Feilberg* nichts anzusehen. Keine Spur von mannshohen Lavendelsträuchern und entzückenden Bungalows, die in einem Garten stehen. Nur ein niedriges Gebäude, in dem der Besitzer uns bereits erwartete.

„Ihr wollt also ein Gartenhaus“, sagt er und fingert einen Schlüssel aus einer Art Setzkasten. „Folgt mir!“

„Den Lavendel gibt es tatsächlich“, stellt Markus zufrieden fest, als er sich durch die schmale Lücke der zwei Meter hohen Büsche zwängt. Dann höre ich einen überraschten Ausruf, sehe aber nicht den Grund dafür, weil mir die Zweige mit den Bienen unsummten violetten Blüten ins Gesicht fahren.

Als ich die Augen öffne, blicke ich auf eine Reihe spitzer Giebel, die wie Zwergenhüte hinter einer weiteren Lavendelhecke in den Himmel ragen. In hölzernen Dreiecken befindet sich je ein Fensterchen, in dessen bunten Rahmen ein Kinderkopf passen könnte. Die steilen Dachflächen ziehen sich zeltartig bis zum Boden hinab. Ein für uns ungewohnter Baustil, den man aber in Patagonien öfters antrifft.

Eine Luke im Lavendelgebüsch ermöglicht den Zugang zur Haustüre, an der sich unser Vermieter zu schaffen macht. Der alte Schlüssel mit Bart stammt noch aus Großmutterns Zeiten und passt zum märchenhaften Eindruck des Gartens. Vor dem unteren Fenster unseres Häuschens ist der Lavendel bis auf Simshöhe gestutzt worden und ich versuche etwas darin zu erkennen, während der Mann an dem Schloss hantiert.

Da öffnet sich – knarrend und quietschend – die Holztüre.

Von der Beschreibung der Ausstattung im Internet – ein Doppelbett, ein normales Bett, Dusche, WC, Waschbecken, Mikrowelle, Gasofen, Tisch und zwei Stühle – schloss ich auf eine geräumige Unterkunft. Welch ein Irrtum! Es ist zwar alles vorhanden, aber derart ineinander verschachtelt und platzsparend arrangiert, dass mir das Häuschen wie eine Zwergenstube erscheint. Fehlt nur mehr Schneewittchen.

Markus klettert die steile Leiter zum Obergeschoß hinauf. Der Holzboden ächzt unter seinen Schritten, dann höre ich ihn stöhnen.

„Das ist ein Mörderbett“, ruft er zu mir herab, „darin kann nur eine Person schlafen!“

Weil ich vermute, dass Markus bloß die Dachgaube für sich reservieren will, muss ich das Bett selbst inspizieren. Bereitwillig überlässt er mir den idyllischen Platz unter dem spitzen Giebel. Wenn ich in der Mitte der Matratze liege, kann ich mit den ausgebreiteten Armen links und rechts die Wände berühren. Ich befinde mich in einem Holzzelt mit zwei kleinen Fensterchen hinten und vorne. Es wäre unglaublich romantisch hier zu zweit. Aber das geht in diesem Bett wirklich nicht. Die Matratze ist in der Mitte derart durchgelegen, dass man von allen anderen

seitlichen Positionen unweigerlich in diese tiefe Kuhle rollt. Und die bietet keinen Platz für zwei Körper.

„Schade“, seufze ich.

Wir werden uns abwechseln. Die erste Nacht schlafe ich hier heroben, die zweite Markus.

Doch zuerst muss ich auf die Toilette, danach duschen und Zähne putzen. Am einfachsten ließe sich alles gleichzeitig erledigen. Denn das Bad ist so winzig, dass man das Klopapier in Sicherheit bringen muss bevor man die Dusche aufdreht. Ein Vorhang trennt zwar die Klotuschel dürftig ab, aber das Spritzwasser kommt überall hin. Der Brausestrahl zielt nämlich geradewegs auf das Waschbecken und der Boden steht in Kürze unter Wasser. Mit einer einzigen Dusche hat man das komplette Bad gereinigt. Beim Rückzug aus der Nasszelle dient ein Gummiwischer dazu, die Flut in Grenzen zu halten. Abtrocknen macht erst außerhalb des Bades Sinn. Wenn da Platz wäre! Ich stehe gebückt unter der Leiter und rubble mich mit dem Handtuch ab, weil der Gang zwischen Bett und Tisch mit unserem Gepäck gefüllt ist. Das Knusperhäuschen ist eben doch eher eine Puppenstube. Trotzdem gefällt es mir.

Markus hat den Ofen entfacht und wartet auf dem Bett sitzend, bis ich ins Obergeschoß entschwunden bin. Gleichzeitig können wir uns kaum im Haus bewegen, ohne einander auf die Füße zu treten.

Ich rufe ihm ein „Gute Nacht“ hinunter und schlafe mit Lavendelduft, der durch das Fensterchen strömt, bald ein.

31. Tag, Montag, 4.4.2011

Das Frühstück wird im flachen Hauptgebäude serviert. Zwei alte Frauen kümmern sich rührend um unser Wohlergehen. Am liebsten würden sie uns noch die Marmelade aufs Brot streichen. Menschen unter 60 Jahren scheinen bei ihnen Mutterinstinkte zu erwecken.

Markus ist froh, als uns der Bus abholt und wir zum berühmtesten aller Gletscher aufbrechen. Auch wenn der Andrang der Touristen groß ist, es führt kein Weg an diesem Pflichtbesuch vorbei. Jeder sagt danach, es rentiere sich trotz der Menschenmassen. Denn diese seien angesichts des Eismonsters verschwindend klein.

PERITO MORENO GLETSCHER

Ich fürchte, dass wir nach all unseren Gletscherbesichtigungen auf dieser Reise vom *Perito Moreno* enttäuscht sein könnten. Schließlich sehen die meisten Touristen nur diesen einen, leicht zugänglichen Gletscher und sind natürlich beeindruckt. Wir hingegen können Vergleiche anstellen und ich bin gespannt, wie der *Moreno* abschneiden wird.

Seine Berühmtheit hat er verschiedenen Umständen zu verdanken. Erstens ist er alle paar Jahre für ein einzigartiges Spektakel verantwortlich, das Touristen und Fotografen aus der ganzen Welt anzieht. Seine rasch vorstoßende Eismasse schafft es mitunter, einen Seitenarm des *Lago Argentino* vollständig zu überqueren und den Wasseraustausch zu unterbinden. Während auf der einen Seite das Wasser weiterhin abfließen kann, staut es sich auf der

anderen Seite an der Eisbarriere. Der Niveauunterschied kann auf etliche Meter ansteigen. Dann beginnt ein Kräftemessen zwischen Wasser und Eis. Wie lange kann die schmale Gletscherzunge dem Wasserdruck standhalten? Wann bricht sie? Diese letzte Frage stellen sich die Schaulustigen oft monatelang. Schlussendlich entscheidet wohl der glückliche Zufall, wer das Naturschauspiel mit eigenen Augen sehen darf. Oder filmen kann, wie das Eis birst und sich eine gewaltige Flutwelle Bahn durch eine erste schmale Lücke bricht und immer mehr Eis mit sich fort reißt. Die spektakulärsten Fotos zieren tags darauf die Zeitungen in der ganzen Welt. Es dauert oft Wochen, bis der Wasserstand wieder ausgeglichen ist und während dieser Zeit tobt ein Wildbach durch die Enge zwischen Gletscherzunge und den Eisresten am Ufer. Manchmal bleibt eine Brücke über dem Kanal bestehen, die irgendwann einstürzt. Ein weiteres Ereignis für Fotografen, die auf diese eine Sekunde lauern.

Derzeit ist allerdings mit keinem Spektakel zu rechnen. Der *Perito Moreno* ist zwar dem Ufer recht nahe, aber bis zum Stau können noch Jahre vergehen. Das hängt vor allem vom Wachstum des Gletschers ab. Angeblich ist der *Perito Moreno* einer der wenigen Gletscher dieser Welt, der überhaupt noch wächst. Diese Angabe beruht jedoch auf dem Umstand, dass sich die Eismasse mit einer Geschwindigkeit von rund einem Meter pro Tag durch den See vorwärts schiebt. Angetrieben von dem gewaltigen Druck des patagonischen Eisschildes im Hinterland, das den *Perito Moreno* speist. Es gibt aber auch Theorien, die besagen, dass die große Fließgeschwindigkeit mit einem Masseverlust einhergehen könnte. Aufgrund der allgemeinen Klimaerwärmung schmelzendes Eis bildet Wasserströme, die unter dem Gletscher in Kombination mit dem Gesteinsabrieb eine rutschige Schicht bilden, die ein rasches Abgleiten ermöglichen. Dann wäre die Geschwindigkeit von einem Meter pro Tag ein Indiz für das schwindende Volumen des Gletschers.

Ich gehe davon aus, dass Höhendaten der Erdoberfläche, die von Satelliten aus erfasst werden, demnächst dem wissenschaftlichen Streit ein Ende bereiten werden. Noch ist der *Perito Moreno* jedenfalls beeindruckend. Dreißig Kilometer weit zieht er von dem Eisschild ins Flachland hinaus und taucht in den Seegrund des *Lago Argentino* hinab. Das Eis reicht hundert Meter unter den Wasserspiegel, gut 75 Meter ragt es darüber auf.

Während der Busfahrt erhalten wir all diese Informationen von einer freundlichen Reisebegleitung. Die Frau erklärt auch die unterschiedlichen Klimazonen von den niederschlagsreichen Gebirgen bis zur staubtrockenen Steppe, berichtet vom ewigen Wind und der daran angepassten Flora. Gerade als sie zur Fauna überwechselt bremst der Bus abrupt ab und rollt rechts an den Fahrbahnrand.

Große schwarze und braune Greifvögel streiten um den Balg eines Feldhasen, hacken mit gelben Schnäbeln drohend in die Richtung des Konkurrenten und schlagen mit den Flügeln. Von uns fotografierenden Touristen nehmen sie kaum Notiz. Nur zwei Vögel, die auf Zaunpfosten hocken, drehen gelangweilt ihre Köpfe in unsere Richtung. Der eine ist ein *Caracara*, erkennbar an seinem schwarzen Gefieder und der typischen Augenpartie, der andere dürfte ein Adler sein. Den spanischen Namen merke ich mir leider nicht. „Condor no“, sagt die Reisebegleiterin auf meine Frage.

Während der Weiterfahrt erklärt sie, dass die Vögel hier ein einfaches Leben hätten. Sie würden den Tag über auf den Zaunpfosten hocken und warten, bis ein Auto die Beute für sie

erlegt hätte. Täglich würden unzählige Hasen, Füchse oder anderes Kleingetier überfahren. Die Straße sei wie ein angerichtetes Buffet. Wenn dies so weiterginge, hätten kommende Vogelgenerationen vielleicht gar keine Flügel mehr, scherzt sie.

Am Parkeingang hält der Bus für 15 Minuten an. Pinkelpause. Hier gäbe es gute sanitäre Anlagen, heißt es in der Begründung für den Aufenthalt. Außerdem muss die Reiseleiterin telefonisch die Passagierliste für die Bootstour durchgeben. Vor der ständig bröckelnden Eiswand des Gletschers kann man nämlich mit einem Boot hin und herfahren und sich das Spektakel aus der Nähe ansehen. Wer möchte die Tour buchen?

Boot und Gletscher, wie oft hatten wir diese Kombination in diesem Urlaub schon?

Ich schaue Markus fragend an.

„Natürlich die Bootstour!“, sagt Markus zu meiner Überraschung.

Nimmt er mich auf den Arm?

„Wenn wir schon den ganzen Rummel hier mitmachen“, erklärt er, „dann das volle Programm.“

„Ist sicher eine teure Abzocke“, warne ich ihn.

„Davon bin ich überzeugt“, lacht Markus, „aber darauf kommt es bei dem Urlaub auch nicht mehr an.“ Dann fügt er hinzu: „Außerdem ist die letzte Bootsfahrt zu einem Gletscher schon fast eine Woche her.“

Bevor wir zum Hafen gebracht werden, bleibt der Bus in einer Parkbucht stehen, von der man den Gletscher zum ersten Mal sehen kann. Ein Fußweg führt gut hundert Meter zu einem Aussichtspunkt, wo man hinter einer dicken Glasscheibe vor dem Wind geschützt das Eis in der Ferne betrachten kann.

Der Sinn dieser Anlage bleibt mir verborgen. Nur der Idee mit dem Fenster kann ich etwas abgewinnen, denn ein vom Gletscher kommender Sturm peitscht den Regen fast waagrecht übers Land. Doch wozu ein Aussichtspunkt in ein paar Kilometer Entfernung, wenn wir in Kürze auf hundert Meter an das Eis herankommen?

Frustriert über die verlorene Zeit stehen wir hinter der Glaswand und warten, bis jeder aus unserem Bus seine Fotos gemacht hat. Oder sich knipsen ließ. Professionelle Fotografen, leicht zu erkennen an monströsen Kameras und Laptops, schicken gegen Barzahlung das digitale Bild nach Begutachtung durch den Kunden sofort an dessen Mail-Adresse.

Eine Schweizerin spricht mich an. Sie bittet um ein Portrait mit Hintergrundgletscher und reicht mir ihre Kompaktkamera. Dann posiert sie mit einer Miene, die sie für vorteilhaft hält, vor der Glasscheibe. Meine Bedenken wegen der Wassertropfen, wischt sie mit dem Kommentar: „Besser als eine Sturmfrisur“ beiseite. Die Frau wäre genau die richtige Kundschaft für die Fotografen. Die lichten die Personen ebenfalls im Schutz der Glaswand ab, können danach aber am Laptop den hässlichen Hintergrund gegen einen beeindruckenden Gletscher ersetzen. Mit ein paar Mausclicks entsteht das perfekte „Ich-war-da-Foto“.

Die Schweizerin kontrolliert mein Bemühen auf dem Display. Ich weise sie nochmals darauf hin, dass man von dem Gletscher eigentlich nichts erkennen könne, aber sie bedankt sich mit den Worten: „Ist schon ok. Das Foto ist für meinen Mann.“

In meinem Hirn explodieren die Fragen. Sieht der sie so selten? Oder sollte es heißen, „es ist bloß für meinen Mann, der verdient nichts Besonderes“. Während mir eine dritte Deutung einfällt, hupt der Bus. Endlich geht es weiter!

Die Schweizerin steigt ebenfalls ein. Vielleicht sollte ihr Mann gar nicht erkennen, wo sich seine Frau herumtreibt, denke ich. Oder, und das wäre für normale Menschen wohl die naheliegendste Antwort: Die Frau gefällt sich und geht davon aus, dass sie ihrem Mann damit eine Freude macht.

„Du fotografierst mich nie“, sage ich vorwurfsvoll zu Markus, „immer nur Gletscher, blankes Eis oder nackte Felsen.“

„Und du knipst jedes Gestrüpp, das sich dir in den Weg stellt, vor allem, wenn es blüht oder Beeren trägt.“

Tatsächlich sind wir beide auf den über 2000 Fotos höchstens zwei dutzend Mal zu sehen. Vorwiegend von hinten, weil es entweder um die Farbe des Anoraks ging, der zum Motiv passte, oder um einen Größenvergleich.

Der Regen wird immer heftiger. Als wir beim Hafen ankommen, würde ich am liebsten im Bus sitzen bleiben. Unsere superdichte Patagonien-Regenbekleidung liegt gut verstaut in unserem Gepäck in *El Calafate*. Hatten wir tatsächlich geglaubt, dass ein bewölkter, aber trockener Morgen über der Pampa eine Garantie für gutes Wetter in den Bergen sein könnte? Nach bald fünf Wochen Aufenthalt in diesem unberechenbaren Klima? Die Antwort ist einfach: Wir haben überhaupt nichts gedacht.

Beinah neidisch blicken wir auf die Japaner mit ihren lächerlichen Cellophanhüllen, die im Wind knattern, aber immerhin den Regen eine Zeitlang abhalten. Ich habe nicht einmal den Goretex-Anorak an, sondern einen, der zwar warm aber nicht wasserdicht ist. Sehr intelligent. Die Schweizerin schlüpfte in eine Überhose, die sie aus ihrem Rucksack fischte, schenkt mir ein Lächeln und steigt aus dem Bus.

Ich renne ihr nach, überhole sie und stürme auf das Schiff zum verglasten Panoramadeck. Markus, mit Goretex geschütztem Oberkörper, kann sich etwas mehr Zeit lassen.

Das Boot legt ab und fährt nahe an Eiswand heran. Gefährlich nahe, finde ich, angesichts der leicht überhängenden weißen Masse, die von etlichen blauen Rissen und Spalten durchzogen ist. Das Wasser hat das Eis stellenweise ausgewaschen und den dreißig, vierzig Meter hohen Zacken das Fundament unterhöhlt. Die filigranen Spitzen und Türme neigen sich in verschiedene Richtungen, wie etwas zu dick geratene Mikadostäbe. Ein chaotisches Durcheinander aus weißem und blauem Eis, von Spalten zerrissen, vom Druck geborsten, kurz vor dem Sturz ins Wasser. Ich versuche mir auszurechnen, ob die Spitze jenes kolossalen Eisturmes mit bedenklicher Schiefelage das Boot erreichen könnte, wenn er der Länge nach umkippen würde. Es dürfte zumindest knapp werden. Obwohl mir unsere Nähe zur Gletscherfront bedrohlich erscheint, hoffe ich wie alle anderen Passagiere, dass etwas passiert. Der Regen verschmiert die Scheiben. Wenn wir mehr sehen wollen, müssen wir an Deck.

Ein eisiger Wind reißt uns die Kabinentür aus der Hand, gleich darauf massakrieren kleine, im Regen eingelagerte Eiskristalle unsere Gesichtshaut mit Nadelstichen. Aber alles ist in dem Moment vergessen, als sich der Eispeiler in unsere Richtung neigt, es sich dann jedoch

anders überlegt, eine halbe Drehung vollführt und kerzengerade wie ein Turmspringer ins Wasser abtaucht. Nachströmende Wassermassen schäumen auf, als würden sie kochen und mitten in dem brodelnden Inferno stößt der Eiszacken wieder empor, legt sich in Zeitlupe auf die Seite und schaukelt dann als Eisberg in den Flutwellen, die er selbst ausgelöst hat. Das Schauspiel war begleitet von einem Krachen und Getöse, das mir übertrieben laut vorkam. Wie muss das erst lärmern, wenn eine ganze Eiswand umfällt?

Das Schiff kreuzt noch zweimal die Kante entlang. Die Gletscherfront ist auch ohne Bruch sehr beeindruckend. Fasziniert betrachten wir die Verwerfungen in den Eisschichten, die sich durch die Intensität ihres Blaus unterscheiden. Man kann sich kaum die Kräfte vorstellen, die imstande sind eine derartige Masse wie einen Teig zu verformen. Im Uferbereich, wo der Gletscher unter Wasser auf Hindernisse stößt, ist der Eisverbund nur mehr ein Trümmerhaufen. Als hätte ein gewaltiges Erdbeben eine Großstadt aus Eis, mitsamt ihren Wolkenkratzern und Türmen, zum Einsturz gebracht. In der Seemitte hingegen ist die Eismasse homogener, die Wand erscheint recht kompakt, wie weißer Marmor mit blauer Maserung. Erst weiter oben bilden sich die Zacken und Kanten heraus, die an eine wehrhafte Burg erinnern oder an die zierlichen Fialen der Gotik.

Zum Glück ist die Fahrt nach einer halben Stunde vorüber, wir wären sonst an Deck ebenfalls zu Eissäulen erstarrt. Im geheizten Bus kartt man uns einige hundert Meter weiter zu einem großen Besucherzentrum, in dem es ein Restaurant, einen Souvenirshop und einen riesigen Monitor gibt, auf dem die schönsten Bild- und Filmaufnahmen vom Gletscher in einer Endlosschleife gezeigt werden. Uns bleiben noch zweieinhalb Stunden Zeit bis zur Abfahrt unseres Busses. Wir können nur hoffen, dass der Regen, der mittlerweile Gedanken an eine neue Sintflut aufkommen lässt, aufhört. Die Wassermassen vom Dach schießen weit über die Abflussrinnen hinaus, prasseln wie ein Wasserfall auf die Terrasse nieder und verwandeln die Aussichtsplattform in einen unpassierbaren See. Nur ganz hartgesottene Japaner in Gummistiefeln waten darin herum.

Wir holen uns am Buffet Tee, eine heiße Suppe und Pommes Frites und starren auf den Bildschirm. Selbst beim zehnten Durchgang des Bruchs der Eisbarriere und des Einsturzes der Gletscherbrücke kann ich mich nicht satt sehen. Die Flutwelle ist so hoch, dass sie die unterste Plattform, die zum Glück aus Sicherheitsgründen gesperrt war, überschwappt. Ob wir heute noch dorthin gelangen?

Eine Stunde vergeht, Nebel ziehen über den Terrassen-See, vom Gletscher ist nichts zu sehen. Menschenmassen drängen sich im Restaurant, die Fenster beschlagen. Jetzt ist nicht mehr erkennbar, ob es tatsächlich Nebel ist, der uns die Sicht nimmt. Wir gehen hinaus.

Es regnet immer noch, aber im dunklen, tief hängenden Gewölk gibt es ein paar helle Stellen. Das stimmt uns zuversichtlich.

Über breite hölzerne Stege, die sich oft zu Balkonen oder Plattformen weiten, steigen wir zur untersten Aussichtsterrasse hinab. Je näher wir kommen, umso bedrohlich klingt das Knirschen und Krachen des sich ständig in Bewegung befindlichen Gletschers. Eine unheimliche Geräuschkulisse, die durch den Nebel zu uns dringt.

Dann stehen wir direkt vor dem *Perito Moreno*. Seine Gletscherzunge hat vor kurzem unser Ufer erreicht und sich danach wieder etwas zurückgezogen. Eisblöcke von der Größe

mehrstöckiger Häuser liegen unterhalb unserer Plattform. Zwischen ihnen und der Eiswand fließt graubraunes Seewasser durch einen schmalen Kanal, in dem sich Eisberge stauen. Kaum hat sie die starke Strömung hinaus auf die offene Fläche des *Lago Argentino* gerissen, bricht neues Material von der Eisfront ab. Sie ist hier deutlich höher als vorhin vom Boot aus gesehen. Das liegt wahrscheinlich daran, dass vor der Landspitze die gesamte Eismasse aus dem seichten Wasser aufsteigen muss. Jetzt glauben wir der Reiseleiterin, die von einer 70 Meter hohen Bruchkante gesprochen hatte.

Pausenlos lösen sich Eisbrocken und stürzen in die Tiefe. Doch nur die wenigsten Ereignisse sind für uns sichtbar. Meist fallen die bizarren Türme in sich öffnende Spalten oder bersten mit lautem Knall. Unsere Augen kleben dennoch ununterbrochen an der Wand, in der Hoffnung, nochmals so ein Schauspiel wie auf dem Boot zu erleben. Zwischenzeitlich haben sich die Nebel aufgelöst, sogar einige Sonnenstrahlen irren in dem Eislabyrinth umher. Rasch steigen wir einige Plattformen höher, um den gesamten Gletscher überblicken zu können.

Aus dem diffusen Weiß am Horizont, wo wir das patagonische Eisschild vermuten, quillt der *Perito Moreno* hervor und füllt das fünf Kilometer breite Tal komplett auf. Sein zerklüfteter Rücken ist gewölbt, was ihn noch mächtiger und massiger erscheinen lässt. Er kriecht geradewegs auf uns zu. Die Berge, die das Tal flankiert haben, bleiben am Ufer des *Lago Argentino* zurück. Der Gletscher bahnt sich einen Weg quer über das Wasser, breitet sich wie ein Fächer aus, als wolle er die neue Freiheit genießen. Die Frontlinie bildet ein Dreieck, deren Spitze auf uns zielt. Die Narben und Furchen auf der Gletscherhaut bilden ein deutliches Bewegungsmuster, man glaubt das Fließen tatsächlich beobachten zu können. Zumal es von ständigem Krachen und Knirschen begleitet ist.

Trotz Weitwinkel brauche ich drei Fotos, die ich später zu einem Panorama zusammenfügen muss, um den Eiskoloss in Pixel zu bannen.

Danach stehen wir schweigend fast eine Stunde lang vor dem Gletscher. Lauschen, schauen und merken nicht, wie der Regen langsam an Stärke zunimmt. Als die Wolken niedersinken und der Sturm uns Eiskristalle ins Gesicht schleudert, wachen wir aus unserer Versunkenheit auf.

Wir rennen zum Bus hinauf. Alle warten schon lange. Sie wollten früher abreisen, aber ohne die zwei Österreicher, die erst zur vereinbarten Abfahrtszeit erscheinen, saßen sie frierend im Bus. Vorwurfsvolle Blicke begleiten uns zu unseren Sitzplätzen. Als der Motor startet, sagt die Reiseleiterin beschwichtigend zu den Japanern, wir hätten vielleicht noch nie zuvor einen Gletscher gesehen.

FLAMENCO!

Der Busfahrer dreht die Heizung auf die höchste Stufe, dennoch beschlagen die Fenster. Die Landschaft versinkt im Nebel. Kurz vor der Stadt trocknen endlich die Scheiben ab und ich erkenne den *Lago Argentino*. In der seichten Lagune leuchten rosa Kugeln.

„Flamingos“, rufe ich laut und die Japaner schrecken aus ihrem Nickerchen hoch.

Die Reiseleiterin versteht unsere Aufregung nicht, denn diese Vögel seien immer in der Lagune anzutreffen.

El

Calafate



Wir wohnen im Knusperhäuschen und besuchen den weltberühmten Gletscher.





Flamencos

Bevor wir Richtung
Buenos Aires
abheben, können
wir endlich
Flamingos aus der
Nähe beobachten.



Wir wollen aussteigen.

„Hier?“, fragt die Reiseleiterin entgeistert, während der Bus an der Lagune vorbei braust.

„Ja hier, sofort!“, schreie ich, damit der Fahrer endlich bremst.

„Aber es sind noch etliche Kilometer bis ins Zentrum“, wirft die besorgte Reiseleiterin ein. Doch der Busfahrer hat verstanden. Er hält an. Die Japaner betrachten skeptisch unseren überstürzten Aufbruch. Vielleicht erklärt man ihnen, wir hätten noch nie Flamingos gesehen. Diesmal würde es stimmen.

Fast. Bei *El Chaltén* lag allerdings ein ganzer See zwischen uns und den Vögeln. Diesmal stehen sie ganz am Ufer. Ich klettere über die Begrenzungsmauer der Straße und springe auf die saftig grüne Grasmatte hinab, die sich bis zum Wasser erstreckt. Ich merke sofort, dass etwas nicht stimmt. Eine Landung schmatzt normalerweise nicht. Das auf der Wiese angepflockte Pferd schaut mich erstaunt an. Offenbar hat es nicht mit Besuch gerechnet. Bevor es sich eine angemessene Reaktion überlegt hat, klettere ich flugs die Mauer wieder hinauf und leere oben meine Schuhe aus. Braunes Wasser plätschert in den Morast unter mir, der sich als Wiese getarnt hatte. Gemeiner noch: als Pferdeweide. Da käme doch niemand auf die Idee, dass zwischen den Grashalmen der See bis an die Mauer schwappet.

Die Flamingos haben meinen Annäherungsversuch nicht bemerkt. Siebzehn rosa Kugeln schweben über dem Wasser, das in nervösen Wellen unter ihnen durchströmt. Durch das Fernglas sehe ich, dass ihre Körper nicht rund sind, sondern die Form von liegenden Tropfen besitzen. Die Intensität des Rosa nimmt zum Schwanz hin zu. Solange die Vögel ihre Schwingen eng angelegt halten, schimmert wenig dieser charakteristischen Farbe durch. Die Deckfedern weisen nur einen blassen Hauch von Rot auf. Dafür leuchten die Fußgelenke orange. Da sie sich bei den Flamingos wie auch bei anderen Vögeln in der Mitte der Beinlänge befinden, entsteht der irrtümliche Eindruck, dass die Knie in die falsche Richtung geknickt werden.

Unsere Flamingos balancieren alle auf je einem Bein. Beim Blick durchs Fernglas könnte ich wirklich glauben, dass sie nur eines besitzen. Die Vögel ruhen oder schlafen sogar. Den langen Hals haben sie vor ihrer Brust in S-Form zusammengelegt und den Kopf rücklings zwischen die Schulterblätter gesteckt. Markus klatscht in die Hände, um etwas Bewegung in das Stilleben zu bringen. Erfolglos. Der Lärm der nahen Baustelle hat die Vögel unempfindlich gemacht. Wir werfen Steine. Das lockt zwei, drei neugierige Köpfe aus der Schlafstellung hervor. Es folgt ein Fußwechsel, damit das ausgekühlte Bein im Federkleid gewärmt werden kann und danach kehrt wieder Ruhe ein.

Da kommt uns die Baustelle zu Hilfe. Irgendein schwerer Gegenstand kracht gegen eine Wanne aus Metall. Ein gewaltiger Gong ertönt und schreckt die Flamingos auf. Plötzlich haben alle zwei Beine und auf den schlangenartigen, langen Hälsen sichern kleine Köpfe die Umgebung. Als die erste Aufregung abgeklungen ist, senken sich die Köpfe hinab ins Wasser. Gerade so weit, dass die Oberseite des großen schwarzen Schnabels, ins Nass taucht. Dann schwenken die Flamingos die Häuse hin und her und sieben mit den Lamellen ihres Seihnschnabels Nahrung aus dem Wasser. Das Prinzip funktioniert wie beim Bartwal. Anstelle des Planktons erwischen die Flamingos hauptsächlich Mücken- und Fliegenlarven, kleine Krebse und Schnecken. Manche Arten haben sich auch auf Kieselalgen oder Bakterien

spezialisiert. Die in den Algen enthaltenen Farbstoffe, vorwiegend Carotinoide, wandeln die Vögel in Pigmente um, die in Haut und Federn abgelagert werden. Junge Flamingos, die noch nicht selbständig fressen können, sind daher grau. In der ersten Woche nach dem Schlüpfen werden sie von den Eltern mit einer Flüssigkeit ernährt, die in der Zusammensetzung der Milch von Säugetieren ähnelt. Sowohl Männchen als auch Weibchen sind imstande eine Kropfmilch zu erzeugen, die sie dem Jungen in den Schnabel träufeln können.

Wieder scheppert etwas auf der Baustelle. Diesmal bricht Panik unter den Vögeln aus. Die weit ausladenden Flügel werden entfaltet und hektisch auf und ab geschlagen. Orangerote Federn wechseln mit schwarzen, Wasser spritzt und dann erhebt sich die Schar in die Luft. Im Flug kommt die Farbenpracht Vögel erst richtig zur Geltung. Die Flügel sind an der Vorderseite bis über die Mitte in einem intensiven Orange-Rosa gehalten, den hinteren Abschluss bilden tiefschwarze Federspitzen. Die Flamingos fliegen mit geradeaus gereckten Hälsen, die langen Beine sind rückwärts gestreckt. Der Wind über dem *Lago Argentino* ist stark, die Vögel bleiben mehr oder weniger an der gleichen Stelle, trotz kräftigem Flügelschlag. Für uns ein glücklicher Umstand, da wir das Schauspiel direkt vor uns verfolgen können, für die Vögel wahrscheinlich frustrierend. Sie drehen ab, schießen wie Torpedos mit dem Wind im Rücken über das Seeufer und lassen sich dann in rund einem Kilometer Entfernung in einer Lagune nieder.

Da wir in dieselbe Richtung müssen, hoffen wir, ihnen vielleicht noch einmal zu begegnen. Es ist ein weiter Weg, der uns hauptsächlich die lärmende Baustelle entlang führt. Die Böschungsmauer und die angrenzende Fahrbahn werden unter Freisetzung von viel Staub erneuert. Der Wind hebt die schmutzigen Fahnen in die Höhe und braust mit ihnen auf die Stadt zu, als wolle er Feindesgebiet erobern. Seine Kraft verliert sich zwar zwischen den Häusern, aber die graubraune Luft hängt wie eine Siegesflagge über *El Calafate*. Obwohl wir die Flamingos nochmals zu Gesicht bekommen, verweilen wir nicht mehr zur Beobachtung. Das Triumphgeheul des Sturmes nervt und Markus leidet unter dem Staub, der für ihn als Kontaktlinsenträger eine Qual darstellt.

Nach Stunden sind endlich die spitzen Giebel der Cabanitas in Sicht. Erschöpft und ausgefroren sperren wir die Haustüre hinter der Lavendelhecke auf. Während Markus unter der heißen Dusche steht, schaue ich mir die Fotos des heutigen Tages auf dem Display der Kamera an. Wir hatten ein Experiment gemacht und das Fernglas direkt vor das Objektiv gehalten. Die Flamingos sind bildfüllend, wenn auch etwas unscharf zu sehen. Ich hätte nie gedacht, dass sich unser Wunsch, diese prächtigen Vögel aus der Nähe beobachten zu können, sich am letzten Tag in Patagonien erfüllen würde.

Um unserem Vermieter von diesem Glück berichten zu können, suche ich im Wörterbuch den spanischen Namen heraus. Flamingo heißt *flamenco*. Vor meinen Augen erscheint nochmals das Bild der aufflatternden Vögel, des Leuchten der orange-rosa Flügel, die schwarzen Federspitzen, das zarte Blassrosa der eleganten Körper und langen Hälse. Die Ähnlichkeit mit den weitschwingenden, Rüschen besetzten Röcken der Tänzerinnen in ihren enganliegenden

Oberteilen belegt eindeutig, woher die Namensgebung stammt. Das ist mir bislang nur noch nie aufgefallen.

Um unseren letzten Abend in Patagonien zu würdigen, besuchen wir ein sehr teures, dafür ausgezeichnetes Restaurant mit rein vegetarischer Küche. Zum fast lilas-schwarzen Malbec (argentinischer Spitzenwein) wird selbstgebackenes, ofenfrisches Brot gereicht. Ich muss mich sehr zusammenreißen, um nicht an der dampfenden Köstlichkeit mit Kräuterbutter meinen Appetit vorschnell zu stillen. Denn danach bekommen wir die beste Lasagne serviert, die uns jemals in einem Restaurant vorgesetzt worden ist.

Hätten wir dieses Lokal bereits bei unserem ersten Aufenthalt gekannt, wäre uns das Omelett-Desaster erspart geblieben.

32. Tag, Dienstag, 5.4.2011

Markus klettert noch schlaftrunken aus dem oberen Stock herab und kuschelt zu mir ins warme Bett, das neben dem Ofen steht. Die Nacht war kalt und ich froh, in der Nähe der Heizung zu liegen, wenn mich auch die kleine bläuliche Flamme des brennenden Gases irritierte. In einem Holzhaus ist mir Feuer nicht ganz geheuer.

Nach dem gemütlichen Frühstück holt uns gegen 11 Uhr ein Bus ab, der uns zum Flughafen bringt. Das türkise Blau des *Lago Argentino* füllt die Ebene zwischen den Hügeln mit den darunter liegenden Schneegipfeln und der trockenen Pampa an unserem Ufer. Die letzten Häuser *El Calafates* sind aus unserem Blickfeld verschwunden, die Landschaft erscheint unberührt. Ich kann mich an der Weite der Pampa, den Farben des Eiswassers und den Spuren des ewigen Windes nicht satt sehen. Patagonien hat mit seiner ungestümen Wildnis, dem ursprünglichen Charakter der Natur und dem rauen Wetter etwas in mir berührt, das dem Sehnen nach einer unbekanntenen Heimat ähnelt. Im Innersten bin ich stets auf der Suche nach der ungefassten Quelle, aber stehe ich davor, muss ich erkennen, dass aus ihr nicht nur Schönheit sondern auch Gefahr sprudelt. Ohne technische Hilfsmittel, ohne Errungenschaften der Zivilisation und ohne menschliche Eingriffe stoße ich rasch an Grenzen. Seien es Sümpfe, die ein ganzes Tal beherrschen, oder Stürme, gegen die ich mich nicht auflehnen kann. Hätten nicht schon tausend Füße vor mir die stachelige Pampa durchquert, wäre mir das Wandern oftmals verwehrt geblieben. Hätten nicht Pioniere hier Siedlungen und Straßen errichtet, hätte ich diese Pampa nie bereisen können. Ohne die Häfen und Schiffe wäre mir das Eis der Gletscher nicht vor Augen geführt worden. So sehr ich mich auch nach menschenleeren Gegenden sehne, es ist mir stets bewusst, dass ich auf andere Menschen angewiesen bin.

Bevor wir uns ins Flugzeug Richtung Hauptstadt setzen, klettern wir unter einer Absperrung durch und wandern ein kleines Stück über den sandigen Boden der Pampa, die direkt neben der Landepiste beginnt. Goldene Grasbüschel sprießen aus dem staubtrockenen, grauen Erdreich. Kleine Disteln treiben gelbe Blütendolden aus. Dazwischen leuchten gefährlich rot die Stacheln junger *Calafatetriebe*. Die Pflanzen stehen in großem Abstand zueinander und

bilden keine geschlossene Vegetationsdecke, die den Boden vor dem Austrocknen schützen könnte. Es ist mir ein Rätsel, wie hier überhaupt etwas wachsen kann. Die Regenwolken bleiben in etlichen Kilometern Entfernung an den Schneegipfeln hängen, während über uns die Sonne vom makellosen Himmel strahlt.

Der Wind greift sich eine Handvoll Staub zwischen den Sträuchern, schleudert ihn in die Luft, dreht ihn zu einer kleinen Säule und wirbelt diese wie einen Kreisel über die Pampa.

ABFLUG

Bald darauf steigen wir in steilen Kurven über das Türkis des *Lago Argentino* in den Himmel hinauf. Unter den Tragflächen des Flugzeuges wirken die Schlingen und Schleifen im Delta des mäandrierenden Zuflusses wie ein abstraktes Gemälde. Milchig blaue Schlieren winden sich auf einer Palette von Brauntönen, die Übergänge sind weich und fließend, wie bei einem Aquarell. Im Hintergrund blitzen die Schneekappen der hohen Gipfel auf, dann tauchen wir in die Wolkendecke ein, die sich zwischenzeitlich gebildet hat. Drei Stunden lang nimmt sie uns jede Sicht auf das Land unter uns. Erst im Anflug auf *Buenos Aires* klart das Wetter auf und wir blicken staunend auf das Meer von Häusern, das sich in der topfebenen Landschaft breit gemacht hat. Das Flugzeug schwenkt über die Küste hinaus und sinkt dann parallel zur Skyline der Hauptstadt hinab. Mittlerweile hat das Kaffeebraun des *Rio Plata* das Blau des Meeres verdrängt. Nur am Glitzern seiner Oberfläche ist das Wasser als solches zu erkennen, ansonsten würde man es für einen frisch gepflügten Acker halten. In knapper Höhe überfliegen wir Hafenanlagen mit roten Lastkränen, die nach den Schiffen angeln, danach umrahmen breite Promenaden luxuriöse Hochhäuser von Banken und Handelsunternehmen, es folgt das Bahnhofsareal, das die zahlreichen aus verschiedenen Richtungen ankommenden Gleise wie eine Klammer bündelt, etwas später stelzt eine achtspurige Autobahn hoch über die armselige Ansammlung von Wellblechhütten hinweg als wolle sie sich auf keinen Fall schmutzig machen, dahinter dominiert das monotone Grün von Sportstätten, gefolgt vom vielfältigen Grün einer Parklandschaft, ein paar Containerstapel flitzen vorbei und wir setzen auf.

Von der Einsamkeit der patagonischen Pampa mitten ins Herz der Millionenmetropole. Ich weiß nicht, ob mich darüber freuen kann.

BUENOS AIRES

Wir haben übers Internet ein Zimmer im Stadtteil *Palermo*, der als die grüne Lunge von *Buenos Aires* bezeichnet wird, gebucht. Das Hotel hat einen seltsamen Namen: *Mansilla 3935*. Es heißt wie seine Adresse. Die Straßenzüge sind oft kilometerlang, aber anhand der Hausnummern kann man sich orientieren. Der Taxifahrer will zuerst die Tausenderzahl wissen, dann die Hunderter und als wir im richtigen Block sind, kriechen wir im Schrittempo den Türschildern entlang, um die 35 zu finden.

Der Taxler hat die besseren Augen, er hält an. Ich zögere, denn ich sehe zwar ein fünf mal zehn Zentimeter großes Emailschild mit der Nr 3935 drauf, aber von Hotel steht da nichts. Es gibt überhaupt keinen Hinweis, dass man hier ein Zimmer mieten könnte. Unser Gepäck liegt aber bereits am Gehsteig, der Taxler will sein Geld. Ich bitte ihn einen Moment zu warten und drücke auf die Türklingel. Eine Stimme krächzt aus der Sprechanlage. In Spanisch natürlich. Ich versuche zu fragen, ob dies ein Hotel sei. Die Antwort ist ein Seufzer, gefolgt von einem unverständlichen Redeschwall. Kurz darauf wird die Tür so plötzlich aufgerissen, dass ich fast in den Gang falle. Eine Frau lacht mich an. „Mittelberger?“, will sie wissen.

„Wir sind richtig“, rufe ich Markus zu, der den Taxler hingehalten hatte. Während Markus das Gepäck zum Eingang schleppt, mustere ich nochmals die Fassade. Sie ist von hohen Fenstern durchbrochen, die mit Rundbögen abschließen. Butzenglasscheiben bilden in den Halbkreisen Ornamente und setzen bunte Akzente in die sonst nur zweifärbig gehaltene Wand. Der Grundton des Hauses ist ein warmes Beige, die Fenster und Türrahmen sind weiß, ebenso die zwei Rundsäulen, die auf den Ecken eines kleinen Balkons stehen und das Dach eines Erkers tragen. Es gibt ein paar wenige Stuckelemente an der Unterseite des Balkons, die Fenster sind mit geschmiedeten Gittern versehen. Alles in allem erweckt das Gebäude den Eindruck einer prächtigen Villa des 19. Jahrhunderts. Es findet sich kein einziges Indiz für das darin versteckte Hotel. Es scheint, als ob die *Porteños* – so nennen sich die Bewohner der Hauptstadt Argentiniens – sehr auf Diskretion bedacht sind. Schrille Neonreklamen, Plakatwände und Ladenschilder sucht man hier vergebens. Nichts verschandelt die schönen Fassaden der alten Gebäude, die mehr an eine europäische Kleinstadt als an eine Millionenmetropole erinnern.

Ich folge Markus ins Innere von *Manzilla 3935*. Erstaunt blicke ich auf ein Klavier, antike Möbel, Regale voller Bücher und eine Ledergarnitur. Die Gemälde an den Wänden werden von dicken, goldlackierten Rahmen gehalten, in einer geräumigen Bodenvase neben dem offenen Kamin stecken Golfschläger.

Häkeldeckchen zieren einen fast schwarzen Holztisch mit geschwungenen Beinen, auf den Stucksimsen stehen Figuren, Trockenblumen und Nippes aus aller Welt. Der Raum ist sehr hoch, die Decke befindet sich fast fünf Meter über uns, dennoch ist es dunkel. Durch die schweren Vorhänge dringt kaum Licht von der Straßenseite herein. Doch nach hinten öffnet sich das Gebäude und zahlreiche gläserne Innenhöfe und Schächte, in denen viel Grünzeug sprießt, sorgen für ausreichend Helligkeit. Unser Zimmer befindet sich im modernen Trakt und

besitzt ein Fenster, das in einen der Lichtschächte führt. Grundsätzlich wäre für Frischluft gesorgt. Aber ein kleines Tischchen mit überquellendem Aschenbecher weist darauf hin, dass die grüne Oase eine vielbesuchte Raucherecke ist.

Bevor wir uns ins Getümmel der Großstadt stürzen, genießen wir eine Stunde der vollkommenen Ruhe. Kein Geräusch dringt durch das massive Gemäuer in unser Zimmer. Die Oropax, die ich vorsorglich gegen den Stadtlärm mitgenommen habe, werde ich nicht brauchen.

DER STADTDSCHUNDEL IST TATSÄCHLICH GRÜN!

Mit einem Stadtplan und den Restauranttipps in der Hand, verlassen wir gegen 18:00 Uhr unser Hotel. Haustürschlüssel bekommen wir keinen. Es sei immer jemand wach, der uns öffnen würde, versichert man uns. Wir prägen uns genau das Straßenbild ein und studieren die Reihenfolge der Hausnummern zur Orientierung. Irgendwie sollten wir ja wieder zurückfinden.

Unser Hotel liegt in einem sehr ruhigem Viertel. Erst in der zweiten Querstraße, der *Avenida Scalabrini Ortíz* belebt sich die Szenerie. Straßencafés, Geschäfte, kleine Parks mit Ringelspielen und Verkaufsbuden trotzen dem Verkehr, der sich gnadenlos durch die schmalen Straßen zwängt. Er ist nicht gefährlich, nur lästig. Man kann die im Stau wartenden oder im Schrittempo kriechenden Fahrzeuge leicht umgehen, aber den Auspuffgasen entkommt man nicht. Das überfordert auch die zahlreichen Bäume, denen eine wichtige Filterfunktion zukommt. Ihre Blätter sind grau vom Staub und man wundert sich, wie die Pflanzen inmitten der Stadt überleben können. Ihre Wurzeln sind mit Pflastersteinen oder Asphalt bedeckt, nur ein ganz kleiner Flecken Erdreich ist um den Stamm sichtbar. Alte Bäume haben den ihnen zugedachten Rahmen längst gesprengt und den Gehsteig zu Wellen aufgeworfen. Tückische Stolperfallen für Touristen, die typischerweise den Blick nie auf dem Boden halten. Einheimische heben die Füße in Baumnähe bereits unbewusst höher an.

Obwohl ich mir beim ersten Gang durch *Buenos Aires* mehrmals die Zehen anschlage, freue ich mich über das viele Grün. Zusammen mit den niederen Häusern und dem Kopfsteinpflaster auf den Gehsteigen vermitteln sie das Flair einer europäischen Altstadt mit angeschlossenem Park. Der Bezirk *Palermo* ist weder laut noch schrill, sondern normal. Das schreibe ich jetzt, weil ich seit Mexiko City einen ziemlichen Horror vor Megacities habe. Dort war nichts „normal“.

Ich habe gelesen, dass man *Buenos Aires* gerne mit Paris vergleicht, aber da ich Frankreich noch nicht besucht habe, kann ich darüber kein Urteil abgeben.

Uns plagt der Hunger. Als wir das ausgesuchte Restaurant endlich finden – auch hier können wir es nur anhand der Hausnummer identifizieren – müssen wir lesen, dass heute Ruhetag ist. Es war eines von zwei vegetarischen Optionen in der Nähe unseres Hotels. Was nun? Markus

schlägt vor, ins nächstbeste Lokal zu gehen. Meine Begeisterung kennt Grenzen. Mir kommt *EL Calafate* in den Sinn und der Unterschied zwischen dem vermaledeiten Omelett und dem Abendmenü gestern Abend. Die nächste Gelegenheit ist selten die beste.

Auf dem Stadtplan sieht die Strecke zum zweiten empfohlenen Restaurant nicht allzu weit aus. Doch wenn man sich knurrenden Magens immer mehr von einladenden Gastgärten entfernt, entsteht der Eindruck eines endlosen Marathons.

Die Straßen, denen wir folgen, leeren sich. Es gibt weder Geschäfte noch Cafes, sogar der Verkehr lässt nach. Der Abstand der Laternen verdoppelt sich und im Dämmerlicht lassen sich die Straßennamen kaum entziffern. Endlich haben wir die richtige Querstraße erreicht. Jetzt gilt es die Hausnummer 3877 zu entdecken. *Artemisia* heißt unser Ziel. Auf der Rangliste der besten Restaurants der Hauptstadt wird es auf Platz 13 geführt. Deshalb gehen wir davon aus, dass zumindest eine kleine Tafel oder ein Schild zum Eingang weist. Fehlanzeige. Zweimal laufen wir daran vorbei, ohne es zu erkennen. Erst als wir uns exakt an die Hausnummern halten, finden wir die richtige Türe. Sie ist offen und wir betreten einen großen Raum mit Wänden aus rohen Ziegelmauern. Tische mit weißen Tüchern und elegantem Service stehen locker gruppiert im rustikalen Ambiente. Das Lokal gefällt mir auf Anhieb. Allerdings kommen wir ungebeten. Ein junger Mann stürmt bei unserem Anblick auf uns zu. „Geschlossen!“, ruft er und weist uns zur Tür. Als er unsere enttäuschten Gesichter sieht, muss er allerdings laut lachen. Wir rühren uns nicht von der Stelle, denn es sieht nach wunderbarem Essen aus. Sind wir etwa zu wenig elegant gekleidet?

Das Problem klärt sich bald auf. Wir sind für argentinische Verhältnisse einfach viel zu früh dran. Gegessen wir erst um ca 21:00 Uhr. Eine halbe Stunde vorher sperrt das Restaurant offiziell auf.

Irgendwie müssen wir die Zeit bis dahin verbringen. Jetzt ist es erst sieben. Was tut man in der gottverlassenen Gegend? Markus sieht mich mit Augen an, in denen ich zu lesen glaube: „Es war deine Idee, hierher zu hatschen“.

Zum Glück finden wir ein paar hundert Meter weiter ein Lokal, in dem wir etwas trinken können. Es gibt, wie fast überall in Argentinien, frisch gepressten Orangensaft.

Punkt 20:30 Uhr stehen wir wieder vor dem *Artemisia* und werden nur unter Widerspruch vom Personal eingelassen. Die Küche sei noch nicht so weit, das Brot befinde sich erst im Ofen und überhaupt sei das doch keine Zeit für ein Abendessen. Wir lassen uns nicht abwimmeln, suchen uns einen Tisch in möglichst großer Distanz zur Klimaanlage, die demnächst Eiskristalle auswerfen wird und ziehen die mitgebrachten Jacken an. Als der Kellner die zweite Klimaanlage, die sich fast direkt über unseren Köpfen befindet und die wir übersehen haben, anwirft, flehen wir um Gnade. Beim Betreten des Restaurants hatte es angenehme 22 Grad. Mittlerweile ist die Temperatur auf gefühlte 12° gesunken.

Da wir bislang die einzigen Gäste sind, kann man uns die Bitte nach mehr Wärme nicht abschlagen. Endlich ist die Küche betriebsbereit und wir bekommen ein köstliches Essen vorgesetzt, das all die Unannehmlichkeiten sofort vergessen lässt. Die Produkte stammen aus biologischem Anbau und sind mit viel Liebe und Kreativität zubereitet. Da erstaunt es nicht, wenn dieses vegetarische Restaurant selbst von Fleischessern so hoch gelobt wird.

Als wir aufbrechen, trudeln weitere Gäste ein, die sich dem Rhythmus der Stadt angepasst haben. In den Wandergebieten Patagoniens liegt man zu dieser Zeit im Bett oder Zelt. Davon sind wir noch eine gute Dreiviertelstunde Fußmarsch entfernt.

33. Tag, Mittwoch, 6.4.2011

Das Frühstück steht am Mahagonitisch. Zehn verschiedene Sorten von Keksen und Biskuit, Plätzchen und kleine Kuchen locken mit süßer Verführung. Ein Stück Brot und Käse wäre mir lieber, aber das zählt hier nicht zur Tradition. Ich entscheide mich für leicht salzige Cracker, die an getrockneten Pizzaböden erinnern und schmiere Butter darauf. Ein anderer Gast aus Europa tut es mir gleich. Die Amerikaner hingegen stürzen sich hocheifrig auf das klebrige Gebäck. Nationenklischees, die sich auch in der Leibesfülle äußern.

STADTBESICHTIGUNG

Heute machen wir uns auf den klassischen Sightseeing-Pfad, der im Reiseführer vorgeschlagen ist. An der *Avenida Scalabrini Ortiz* tauchen wir in die Unterwelt hinab. Wir wollen mit der U-Bahn ins historische Zentrum von *Buenos Aires* fahren. Allerdings gibt es keine direkte Verbindung, sondern wir müssen umsteigen. Aber wo? Beziehungsweise wohin? Diese Frage muss als erstes geklärt werden. Die Fahrtrichtung der U-Bahn ist mit dem jeweils letzten Stationsnamen angegeben, der hat allerdings auf dem kleinen Ausschnitt unseres Stadtplanes keinen Platz mehr gefunden. Während wir unschlüssig am Bahnsteig die schematisierten Wegdiagramme studieren, werden wir sofort von Einheimischen gefragt, ob sie uns helfen können. Innerhalb kürzester Zeit kümmert sich eine ganze Gruppe um uns. Sie diskutieren eine Weile, dann konfrontieren sie uns mit dem Resultat: Wir befinden uns am falschen Bahnsteig. Wir wundern uns, was sie so lange beraten mussten und gehen mit ungutem Gefühl wieder zurück auf die Straße, suchen eine Ampel und steigen dann auf der anderen Seite wieder hinab. Beim Ticketschalter zieht die Frau erstaunt die Augenbrauen in die Höhe, als sie mein Reiseziel vernimmt. Ein Mann, der hinter mir wartet, mischt sich hilfsbereit ein. Die beiden unterhalb sich in einer Geschwindigkeit, sodass ich dem Inhalt unmöglich folgen kann. Dann bekomme ich zwei Tickets und Gute-Fahrt Wünsche. Wir wissen immer noch nicht, ob wir in die richtige U-Bahn einsteigen.

Anscheinend sieht man uns die Unsicherheit an. Kaum im Waggon drinnen, werden wir schon wieder angesprochen und gefragt, wo wir hin möchten.

Weshalb löst unsere Antwort jedes Mal eine Debatte aus, an der sich alle Anwesenden beteiligen?

Wir werden es nie erfahren, denn nur zwei Haltestellen später sollen wir aussteigen, die Straße überqueren, ein Stück durch die Fußgängerzone gehen und dann zur Linie A hinabsteigen. Das sei die einfachste Route.

Mich erstaunt die Hilfsbereitschaft der *Porteños*. Das sind wir von zuhause nicht gewöhnt. Wenn bei uns ein Tourist blöde in die Luft oder in einen Stadtplan stiert, dann gehen wir grinsend vorüber. Manche denken sich dabei „Ausländer“ und freuen sich, wenn der Fremde

Buenos

Aires



Mit der U-Bahn, die mit Holzbänken und Fenstern aus Glas ausgestattet ist, rattern wir ins Zentrum der Stadt



Frauenbrücke



Die kühle
Eleganz menschlicher
Bauwerke
hinter wogendem
Schilf, die pracht-
vollen Falter und
ein Ibis nahe
dem Flughafen...

Widerspruch / Ergänzung ?



sich in unserem Labyrinth nicht zurechtfindet. Selber Schuld, wenn er nicht daheim bleibt! Uns muss man schon um Hilfe bitten, oder besser in Verzweiflung anflehen, damit wir uns herablassen, eine Auskunft zu erteilen.

Wir folgen den Ratschlägen der Argentinier und stehen bald darauf am Bahnsteig der Linie A. Aber anstelle einer U-Bahngarnitur kommt eine Art Straßenbahn angezuckelt. Ein hölzernes Museumsstück mit Fenstern aus echtem Glas! Mit einem Lederriemen kann man sie in die Höhe ziehen und verankern. Theoretisch. Jetzt sind die dazu vorgesehenen Löcher in den Riemen ausgerissen und alle Fenster herabgelassen. Ein ziemlicher Lärm umgibt uns, als wir im offenen Waggon durch die Tunneln rattern. Das Holz ächzt und die Scharniere quietschen wie in einer Geisterbahn, feuchte Höhlenluft weht uns ins Gesicht.

1913 war dies die erste U-Bahn auf der südlichen Hemisphäre. Seitdem scheint sich zumindest in diesem Abschnitt nicht viel geändert zu haben.

HISTORISCHE ALTSTADT

Am *Plaza del Mayo* endet der Nostalgiezug, die Rückkehr an die Erdoberfläche ist wie eine Zeitreise, bei der wir hundert Jahre überspringen. Polizisten mit Schlagstöcken und großen Schutzschildern formieren sich, aus einer Seitenstraße dringen Trommelschläge und Sprechchöre. Eine Demonstration nähert sich. Der Platz ist mit hohen Absperrgittern umzäunt, Plakate mit Forderungen nach gerechter Justiz und Aufklärung von vertuschten Verbrechen hängen daran. Der *Plaza del Mayo* ist vor allem durch die aufmarschierenden Mütter bekannt geworden, die sich seit 1977 jeden Donnerstag Nachmittag hier versammeln und Auskunft über den Verbleib ihrer Kinder wollen, die während der Diktatur verschleppt worden sind. Zwischen 1976 und 1983 verschwanden selbst nach offiziellen Angaben fast 13.000 Oppositionelle, die meisten wurden gefoltert und getötet. Menschenrechtsgruppen schätzen die Zahl sogar auf 30.000. Die Frauen waren die ersten, die es wagten, gegen die Militärmachthaber ihre Stimme zu erheben und Aufklärung zu fordern. Als Erkennungszeichen trugen sie weiße Kopftücher, in die sie die Namen ihrer geraubten Kinder eingestickt hatten.

Heute ist jedoch Mittwoch und die nahende Demonstration muss einen anderen Hintergrund haben. Dieser geschichtsträchtige Ort wird so oft für politische Kundgebungen genutzt, dass die Baustellengitter wahrscheinlich eine Dauerinstallation darstellen. Der *Plaza del Mayo* ist das Herz der Hauptstadt. Hier stand 1595 das erste Fort, über seinen Fundamenten wurde 1884 der Präsidentenpalast erbaut, der wegen seiner Fassadenfarbe auch *Casa Rosada* genannt wird. Neben Regierungsgebäuden finden sich auch die Kathedrale von Buenos Aires und die Nationalbank rings um den Platz. Der Name *Mayo* bezeichnet den Monat Mai in spanisch. In diesem Monat erlang Argentinien 1810 eine weitgehende Unabhängigkeit von Spanien. Im Gegensatz zu vielen anderen zentralen Stadtplätzen ist der *Plaza del Mayo* keine offene Fläche, sondern beherbergt in seiner Mitte einen kleinen Park mit wunderschönen Baumriesen. Das Herz der Hauptstadt ist grün.

Während andere Touristen die historischen Gebäude fotografieren, klettere ich auf den Wurzeln eines weit ausladenden Baumes zu seinem Stamm, der mindesten sieben, acht

Meter Umfang aufweist. Dann kehren wir brav ins Sightseeing-Programm zurück und flanieren den prachtvollen Fassaden entlang. Als ich über einem Eingang ein Schild entdeckte, macht mich das ein wenig stutzig. Ist doch sonst nicht ihre Art, denke ich. Dann lese ich *Cafe Tortoni* und blättere im Reiseführer nach, weil mir der Name irgendwie bekannt vorkommt.

„Da müssen wir rein“, bestimme ich. Markus ist begeistert. Er kann dem alte-Steine-Schauen ohnehin nicht viel abgewinnen. Es sei denn, sie ragen tausende Meter in die Höhe, wie der *Cerro Torre* und sind nicht von Menschenhand erbaut.

Das Kaffeehaus blickt auf eine über 150 Jahre alte Tradition zurück. Es wurde 1858 von einem Franzosen eröffnet und war Treffpunkt berühmter Künstler, Politiker und Intellektueller. Ich setze mich auf einen Stuhl auf dem vielleicht schon Albert Einsteins Hintern geruht hat, oder das königliche Gesäß von Juan Carlos I. Die Bühne im Hinterzimmer wird heute noch für Lesungen, Schauspiel oder kleine Konzerte genutzt. Das Kaffeehaus hat sich seinen Charme trotz der zahlreichen Schaulustigen erhalten, die es zurzeit bevölkern. Wir sind keine Ausnahme, wenn wir die Digitalkamera auf den kleinen Marmortisch legen, um das wunderbare Deckenfenster zu fotografieren, das sich aus bemalten Milchglasscheiben zusammensetzt. Es gibt aber auch Dauergäste, die nicht bloß einen Kaffee bestellen, um den Besuch im *Tortoni* zu rechtfertigen. Sie sitzen in einer Ecke, mit einer Kordel abgetrennt vom restlichen Getümmel. Ein eigener Ober bedient die beiden Herren im Anzug, die unbewegt geradeaus starren. Es sind lebensechte Puppen, die wahrscheinlich die Gesichter berühmter Persönlichkeiten tragen, die ich kennen müsste. Vielleicht Schriftsteller oder Philosophen? Markus fotografiert sie, danach ziehen wir weiter. Das Pflichtprogramm ruft.

„Wie weit willst du denn noch gehen?“, fragt Markus angesichts der endlosen Häuserzeile.

„Bis zum *Teatro Colón*“, antworte ich, „das muss man gesehen haben!“

Schließlich zählt es zu den weltbesten Opernhäusern. Markus tritt hinter mir her. Wir sehen das Gebäude von der falschen Seite, der Haupteingang befindet sich gegenüber. Ich mache ein Pflichtfoto und setzte mich dann neben Markus ins Gras unter einen Baum. Ohne die vielen Parks wäre der Stadtbummel unerträglich.

„Und jetzt?“, fragt Markus mit resignierender Stimme.

Ich habe eine Idee. Gleich in der Nähe gibt es einen U-Bahn-Anschluss, der uns mit einmal umsteigen zum Hafen bringen würde. Hinaus aus der Stadt, ans Ufer zum *Río de la Plata*.

Doch zuerst müssen wir die *Avenida 9 de Julio* queren, angeblich die breiteste Fahrbahn der Welt mit jeweils zehn Spuren für nur eine Richtung. 140 Meter Spießrutenlauf für Passanten. Wenn die Fußgängerampeln auf Grün schalten, beginnt ein Countdown: Leuchtziffern zählen die 15 Sekunden herunter, die man für sieben Fahrspuren bekommt. Bei 0 wird man wahrscheinlich überfahren. Jedenfalls fangen bei 5 die Menschen an zu laufen und bei 3 heulen die Motoren auf wie bei einem Rennstart der Formel 1.

Im Zentrum dieser Hauptverkehrsader ruht ein fast 70 Meter hoher Obelisk. Ein Kreisverkehr zwingt die Autos, das Bauwerk zu umrunden wie Gläubige einen Schrein. Ich bin sicher, seine Anwesenheit hat etwas zu bedeuten, aber in dieser Stadt hat jeder Stein eine Geschichte, die interessant wäre, wenn man ein Faible dafür besitzt. Wir haben keines. Nicht im Moment.

Im Nachhinein habe ich mir von Wikipedia erklären lassen, was der Straßename 9. Juli zu bedeuten hat. Als ich las, dass am diesen Tag im Jahr 1816 die Unabhängigkeit erlangt wurde, wunderte ich mich. Schon wieder? War nicht der Mai 1810 wegen des gleichen

Ereignisses so gefeiert, dass man ihn im *Plaza del Mayo* verewigt hat? Und schon war ich mitten drin in der Historie meines Urlaubslandes. Hätte ich zuvor ebenso intensiv recherchiert, wäre ich an vielem nicht einfach blind vorüber marschiert. Dann wären wir im Inneren des Obelisken 206 Stufen hinaufgestiegen und hätten eine wunderbare Aussicht genießen können.

ALTE BEKANNTE: ZWEI GLETSCHER UND EIN BOOT

So aber kehren wir der großartigen Altstadt den Rücken und rauschen mit der *Subte* (Name für die U-Bahn in Buenos Aires) zum Hafen *Puerto Madero*. Besser gesagt in seine Richtung. Die *Subte* endet mitten im Getümmel. Wir kämpfen uns durch die Menschenmassen und stehen plötzlich zwei Gletschern gegenüber. Damit hätten wir in der Hauptstadt nicht gerechnet. Es hat immerhin 25° Lufttemperatur. Den beiden Gletschern ist zu warm. Auf ihre spaltenreiche, zerfurchte Oberfläche aus dickem weiß-blauen Filz ist ein leidendes Gesicht gemalt. Ein Gletscher trägt zur Verdeutlichung ein überdimensionales Fieberthermometer mit sich herum, dessen rote Farbe knapp unter 40° endet. Die Botschaft ist klar: Die Klimaerwärmung macht den Gletschern zu schaffen und die Regierung wird aufgefordert etwas dagegen zu tun. Während ich unterschreibe, versucht Markus von oben einen Blick ins Innere eines Eiskostüms, das aus einer offenen Kartonröhre mit Filzbesatz gefertigt wurde, zu werfen. Aber bevor er den Menschen darin sehen kann, stiebt das Eis kreischend davon.

„Ein weiblicher Gletscher“, stellt Markus amüsiert fest und unterschreibt dann bei der etwas weniger scheuen Thermometerträgerin die *Petition*. Wir berichten den Aktivistinnen von den wunderbaren Eiswelten Patagoniens, die wir mit eigenen Augen sehen durften und wünschen ihnen für ihr Vorhaben viel Glück.

Nach Überquerung von Bahn und einer letzten Straße ist das Röhren der Motoren schlagartig verschwunden. Die Hochhäuser, die wir vom Flugzeug aus gesehen hatten, fungieren als perfekte Lärmschutzwand.

Wir promenieren am breiten Pier entlang und lauschen dem leisen Glucksen, das sanft schwappende Wellen an der Mauer verursachen. Das Wasser des *Rio de la Plata* ist in vier riesigen Becken gefangen, die als Hafen dienen. Über schmale Passagen sind sie untereinander verbunden. An diesen Engstellen wurden bewegliche Brücken errichtet, die bei Bedarfsfall einem großen Schiff Platz machen können. Eine ganz besonders elegante Brücke ist die *Puerta de la Mujer* (Frauenbrücke). Die schlanke Silhouette trägt den 6 m breiten Gehweg, der nur für Fußgänger zugelassen ist, in einem kaum merklichen flachen Bogen von einem Ufer zum anderen. Ermöglicht wird die gewagte statische Konstruktion durch einen Sporn, der fast 40 Meter hoch in der Brückenmitte emporragt, aber nicht kerzengerade, sondern diagonal im 45° Grad Winkel. In dem sich ergebenden Dreieck sind Stahlseilen wie Saiten einer Harfe gespannt. Der Architekt sagte über sein Werk, es stelle ein Tango tanzendes Paar dar, wobei der Mast den Mann repräsentiert, der sich über die ihm zu Füßen liegende Frau beugt. Auch wenn hier spanischer *Machismo* spricht, der Brücke darf man das nicht ankreiden. Sie ist ein sehr ästhetisches und sinnliches Bauwerk.

In einem der zahlreichen Restaurants nehmen wir einen Imbiss zu uns und spazieren danach weiter in Richtung Frauenbrücke. An den Eckpunkten der Hafenbecken stehen riesige Giraffen aus Stahl auf roten Beinen. Der Körper und lange Hals der Lastkräne sind dottergelb und mit schwarzen Beschlägen und Gelenken versehen. Die Ungetüme überragen die mehrstöckigen Hafengebäude um fast das Doppelte. Zwischen diesen kraftstrotzenden Monstern liegt ein alter Dreimaster vertäut. Das Segelschiff erregt sofort unsere Aufmerksamkeit. Als wir näherkommen, sehen wir Matrosen auf Deck. Über einen schmalen Steg wäre das Schiff erreichbar. Sollen wir? Ich sehe nirgends eine Absperrung oder ein Verbotsschild.

An Deck steuere ich geradewegs auf einen Herrn in weißem Marineanzug zu und mache mich auf einen Rausschmiss gefasst. Zu meiner Überraschung lächelt mich der Mann erfreut an und sagt, wir sollen uns alles nach Belieben ansehen, auch unter Deck. Wir seien herzlich willkommen auf der *Corbeta Uruguay*. Erst als ich die Hinweisschilder zur Leitung des Besucherstroms sehe, dämmert mir, dass dies ein Museumsschiff ist. Ich kehre zu dem Mann zurück und frage, ob wir denn keinen Eintritt bezahlen müssten. Normalerweise schon, antwortet er, aber wir beide seien heute davon befreit. Dann lacht er und schickt mich ohne weitere Erklärung auf Entdeckungsreise.

Ich finde Markus im Maschinenraum wieder, wo die wichtigsten Werkzeuge an der Wand aufgehängt sind. Schraubenschlüssel, in deren Öffnung mein Kopf passen würde. Nicht einmal mit beiden Händen kann ich das Gerät anheben. In einer anderen Kammer sind die Waffen und Kanonen ausgestellt, mit denen das Schiff in den ersten 13 Jahren bestückt war. Danach wurde es zu Schulungszwecken verwendet oder diente als Expeditionsschiff. Eine Karte zeigt die zahlreichen Weltumsegelungen, die die Corvette gemeistert hat. Seit 1874 war sie im Dienst Argentiniens unterwegs.

Wir wandern durch den Rumpf des Schiffes und gelangen zu den Kajüten. Die Türen sind auffallend niedrig. Groß durften die Matrosen damals nicht gewesen sein. Auch ein Blick in eine voll möblierte Kammer eines Kapitäns zeigt ein beängstigend kurzes Bett, eingeklemmt zwischen Kästen und Regalen, einem Schreibtisch und kleinen Stuhl. Das polierte Teakholz und die roten Samtbezüge finden sich wahrscheinlich nur in den Kabinen der höherrangigen Besatzung. Die Kajüten der Matrosen sind unseren Blicken leider verschlossen. Ein länglicher Raum mit einem zentralen Tisch in der Mitte, der von einer Glasplatte geschützt ist, war wohl das Besprechungszimmer. Auf den weiß getäfelten Wänden hängen die Portraits der Kapitäne und der Offiziere. Darunter ist der obligatorische Handlauf befestigt, an dem man sich bei stürmischen Zeiten entlang hanteln konnte. Ich kann mir nicht vorstellen, wie man es monatelang auf so beengtem Raum aushielt. Die Decken sind niedrig, die Durchschlupfe zwischen den Räumen schmale Löcher, die Treppen mörderisch steil. Trotzdem hat das Boot etwas Faszinierendes. Aber nur, wenn ich an Deck stehe und mir die im Wind geblähten Segel vorstelle und die braune Suppe des *Rio de la Plata* durch ein endlos blaues Meer ersetze.

Die *Uruguay* ist sehr aufwändig und liebevoll restauriert worden. Die Kupfer- und Messingbeschläge sind blank wie Spiegel, das Teakholz gewienert und die Taue in schlangenförmigen Haufen geordnet. Man hat den Eindruck, dass sofort die Segel gehisst

werden könnten und man sich mit diesem Schiff aufs offene Meer wagen würde. Dann aber lese ich, dass die *Uruguay* seit 1967 als Museum dient und ihr Leben, das ab diesem Zeitpunkt so lange ist wie meines, nur mehr in diesem Hafen fristet.

Markus steht an der Bugspitze und schaut nachdenklich aufs Wasser hinab. „Jetzt sind wir extra für drei Tage nach Buenos Aires geflogen um uns die Stadt anzusehen und wo landen wir? Auf einem Schiff.“

„Nachdem wir Gletscher an dem *Plaza del Mayo* getroffen haben“, ergänze ich lachend.

KORMORAN UND IBIS

Eigentlich hätte uns ein Tag in der Hauptstadt gereicht, aber wir haben nicht auf uns gehört, sondern auf die zahlreichen Stimmen, die Buenos Aires als ein unbedingtes Muss gepriesen haben, für das man mindestens eine ganze Woche einplanen müsse.

„Und jetzt?“, fragt Markus.

Ich zeige ihm den großen, grünen Bereich auf dem Stadtplan, der mit „*Reserva Ecologica*“ bezeichnet ist. Das klingt nach Erholung. Im Reiseführer steht zudem, dass sich in den zahlreichen Lagunen eine unglaubliche Vielfalt von Vögeln aufhält, mitunter auch Flamingos. Wir marschieren endlose Kilometer an der Mauer entlang, die den Park begrenzt, bis wir eines der 3 Eingangstore erreichen und uns dort vor der Nase zugesperrt wird. Der Mann mit dem Schlüsselbund bemüht sich zu keiner Erklärung. Er gibt uns nur den Tipp, falls wir es morgen nochmals versuchen wollten, Fahrräder mitzunehmen, zu Fuß sei der Park nicht zu erkunden. Wir blicken durch das schmiedeeiserne Gitter auf eine Schotterstraße, deren Staub die Schilfwedel zu beiden Seiten hat ergrauen lassen. Genau dieses Schilf ist es auch, das uns daran hindert, einfach die Begrenzungsmauer zu überklettern. Denn dahinter liegt ein Dickicht aus fast fünf Meter hohen Schilfgräsern, zwischen deren Stängel der Boden nass glitzert. Ohne Straße gibt es kein Durchkommen. Ohne Schlüssel keinen Zutritt.

Eine Weile lang müssen wir noch der Begrenzungsmauer folgen, bis wir wieder eine belebte Straße erreichen. Neben dem Gehsteig an der Mauer parken Autos. An sich nichts Ungewöhnliches. Wenn da ein Abstand zwischen den Stoßstangen wäre. Aber die Fahrzeuge berühren sich fast. Eine Kette von fünfzig Wagen ist äußerst platz sparend abgestellt. Dann kommt eine Luke, gefolgt von einer weiteren Blechschlange. Natürlich drängt sich die Frage auf, wie das funktionieren kann. Halten sich die Fahrer an einen Zeitplan für die Abreise? Oder kann man die Autos rollen, weil sie wie in Italien keinen Gang eingelegt haben? Wir können es nicht ausprobieren, denn die Wagen werden bewacht. Auch Putztrupps schwirren mit Kübeln und Wischtüchern herum. Vielleicht sind sie des Rätsels Lösung? Bekommen sie morgens einfach den Schlüssel vom Autobesitzer, der sich dann abends seinen sauberen Wagen wieder abholt?

Um das Geheimnis zu ergründen, müssten wir länger verweilen, als uns lieb ist. Wir winken stattdessen ein Taxi herbei und lassen uns in einen anderen Park chauffieren, der im Stadtplan als „*Japanischer Garten*“ betitelt wird. Aufgrund des Verkehrs brauchen wir fast eine Stunde, zu Fuß wären wir wahrscheinlich schneller gewesen. Dafür dürfen wir erleben, wie es

sich anfühlt, dank der Ungeduld des Taxlers, der bei gelb über die Ampel fuhr, auf einer siebenspurigen Kreuzung zu stehen, weder vor noch zurück zu können und vom wütenden Querverkehr angehupt zu werden. Wir ziehen die Köpfe ein und überlassen die Schande ein Verkehrshindernis zu sein dem Chauffeur, der in entschuldigender Geste seine Arme bis zum Volant hebt. Der Schweiß steht ihm auf der schamroten Stirn.

Als wir endlich beim japanischen Garten ankommen, bin ich reif für eine entspannende Tasse Grüntee. Offenbar stelle nur ich die Verbindung von Japan und Teezeremonie her, denn es gibt keinen Tee.

Mit je einer Flasche Cola und Mineralwasser lehnen wir am Geländer einer knallroten, steilen Bogenbrücke und blicken in die aufgerissenen Mäuler bunter Kois hinab. Wenigstens ein Klischee wird erfüllt. Mitten im Teich erhebt sich eine Vogelskulptur mit ausgebreiteten Flügeln, die Flossenfüße auf einer Betonkugel ruhend. Plötzlich nehme ich aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Tatsächlich! Der Vogel drehte sich mit kleinen Trippelschritten auf der Kugel, um den optimalen Winkel zu den Sonnenstrahlen auf seinen nassen Flügeln zu erhalten, die er offensichtlich zum Trocknen abgespreizt hat. Markus linst durchs Fernglas und grinst.

„Ein Kormoran“, sagte er leise, damit niemand der anderen Besucher merkt, dass die Skulptur lebt. Denn kaum sichtet ein Tourist irgendwo einen Schmetterling, Käfer oder Wurm, kreischt er in den höchsten Tönen und zieht damit eine Horde knipswütiger Männer und Frauen an, die sich auf das Objekt stürzen und es damit garantiert in die Flucht schlagen. Außer es ist tatsächlich ein Wurm.

Damit ist ein weiteres Klischee erfüllt. Das von den Kamera-behängten Japanern. Aber wenn ich in ihre entzückten Gesichter sehe, fallen mir automatisch die Fernsehbilder von gestern Abend ein, die den gefluteten Reaktor von Fukushima zeigten. In Buenos Aires haben wir seit langem wieder einmal ein Zimmer mit TV-Anschluss und die ungeheure Tragödie schnitt sich erneut den Weg in unser vom schönen Urlaub erfüllten Bewusstsein. Wir fliegen übermorgen in unsere Heimat zurück. Manche Japaner können das vielleicht nie mehr. Diese heiteren Touristen hier zählen aber eher nicht dazu. Dennoch bringe ich diesen Gedanken beim Anblick eines asiatischen Augenpaares nicht aus dem Kopf.

Wir spazieren gelangweilt durch diese künstliche Landschaft. Als wir einmal für ein paar Schritte den Kiesweg verlassen, um uns einen weißen Vogel, der auf einem Floß unweit des Ufers sitzt, anzusehen, werden wir augenblicklich von einem Parkwächter zurückgepiffen. Ich bitte ihn, mir wenigstens Zeit für ein einziges Foto zu gewähren, ernte aber nur Schimpf und Drohungen. Der Vogel flattert vom Lärm erschreckt auf und fliegt davon.

Frustriert wollen wir die Umrundung des Teichs beenden, um wieder zum Eingangstor zu gelangen. Da tritt uns erneut der Parkwächter entgegen und schüttelt energisch den Kopf. Warum? Wir sind doch brav auf dem Pfad geblieben?

Diesmal tragen nicht wir die Schuld, sondern eine japanische Hochzeitsgesellschaft, die den Holzpavillon am Seeufer gemietet hat. Der Bereich ist derzeit für Touristen gesperrt.

Ich sehne mich zurück in die ungezähmte Wildnis Patagoniens, wo nur Sümpfe, undurchdringliche Wälder oder Gletscher Menschen in die Schranken weisen. In meinen Gedanken kehre ich zurück in die Gegend hinter *Ushuaia*, zu dem Moment, in dem der Fuchs mich bemerkte und mir in die Augen sah. Da zupft mich Markus am Ärmel und holt mich in die

Realität des japanischen Gartens zurück. Der weiße Vogel ist wieder da. Direkt vor uns. Unsere Anwesenheit scheint ihn nicht zu stören. Langsam gehen wir in die Knie und schleichen uns so nah an ihn heran, dass wir ihn mit der ausgestreckten Hand berühren könnten. Der Vogel blickt weiterhin mit höchster Konzentration auf die Wasseroberfläche vor ihm. Sein gelbes Auge mit der weit geöffneten Pupille sitzt am Ansatz eines pinzettenartigen, langen Schnabels, der wie ein schwarzer Dolch auf die Beute zielt, die der Vogel im Visier hat. Die Körperhaltung des Vogels verrät die Anspannung. Seine langen, schwarzen Beine verharren in Schrittstellung, bereit für einen sofortigen Einsatz. Die leuchtend gelben Zehen sind weit gespreizt, um im sumpfigen Uferbereich das Einsinken zu verhindern.

Wir machen zahlreiche Fotos, währenddessen der Vogel wie eingefroren in seiner Position bleibt. Sowohl Körper als auch der lange Hals sind zusammengekrümmt, wie eine gepresste Sprungfeder kurz vor dem Aufspringen. Gebannt warten wir, was passiert. Es passiert: nichts. Nach ein paar Minuten entspannt sich der Vogel, blinzelt mit den Augen, lockert seine Flügel und reckt den Hals.

Jetzt erst sehen wir, wie schön sein blendend weißes Federkleid ist. Über den Deckfedern trägt er eine Art Spitzenstola, bestehend aus filigranen, fransenartigen Federchen, die im Gegenlicht der Sonne die Aura eines Heiligenscheins erzeugen. Vor der Brust, am Ansatz des langen Halses, hängt ein weiteres Büschel von Spitzenfedern herab, ebenso am Hinterkopf. Letztere kann er zu einer Punkfrisur aufstellen, wenn er Eindruck schinden will.

Nachdem er sich uns in seiner vollen Pracht präsentiert hat, nimmt der Vogel wieder seine Lauerstellung ein. Diesmal allerdings erzeugt er mit seinen Füßen eine leichte Vibration, sodass die Blätter der Wasserpflanzen zittern. Offenbar scheucht er damit Fische aus ihrer Deckung ins offene Wasser hinaus. Blitzschnell fährt der spitze Schnabel ins Wasser und wieder zurück. Etwas Silbergrünes zappelt darin. Es hat keine Chance. Mit einer eleganten Bewegung öffnet der Vogel den Schnabel, dreht das Fischchen in Längsrichtung und verschluckt es. Das arme Ding zappelt sicher im Magen weiter, bis es tot ist. Wie sich das für den Vogel wohl anfühlen mag?

Fragend betrachten wir das Tier. Irritiert erwidert der Vogel den Blick. Aber daran dürfte nicht das Fischlein im Bauch schuld sein, sondern unsere lästige Nähe mit dem nervenden Auslösegeräusch des Fotoapparats. Der Vogel scheint zu sagen: „Jetzt ist es genug. Lasst mich in Ruhe.“

Wir gehen. Aus dem Internet erfahren wir später, dass es ein weißer Ibis war.

DER KULINARISCHE HÖHEPUNKT

Der lange Fußweg zurück zum Hotel hat uns jede Lust genommen, zum Abendessen nochmals so weit wie gestern zu gehen. Unsere Gastgeber schauen uns mitleidig an, als wir sie um einen Tipp für ein vegetarisches Restaurant bitten. Dann aber erinnert sich jemand, dass in der Nähe, also nur zwei Straßen weiter, so ein komisches neumodernes Ding eröffnet worden sei. Mit Tofu und ähnlichem Zeug auf der Speisekarte.

Hoffungsvoll machen wir uns auf die Suche. Es ist wirklich nicht weit. Zehn Minuten später stehen wir am Eingang zum Vegi-Paradies. Der lichte Speisesaal wird von einem mindestens

zehn Meter langen Buffet beherrscht. Die kleinen Tischchen sind da Nebensache. Staunend stehe ich vor zwanzig verschiedenen Salatsorten und habe den Teller bereits vollgeladen, bevor ich überhaupt einen Blick auf die Vor-, Haupt- und Nachspeisen geworfen habe. Uns gehen die Augen über. Wenn wir zuhause nur einen Bruchteil dieses Angebotes in einem Restaurant bekommen könnten! Ich zähle – ohne Übertreibung – vierzig verschiedene Hauptgerichte! Es gibt einfach alles, angefangen von asiatischer Küche, über italienische Pasta und Lasagne bis hin zu Kartoffelgratin oder Blumenkohlaufauf. Viele Speisen sind mir gänzlich unbekannt und ich würde am liebsten alles durchprobieren. Dazu reicht allerdings das Fassungsvermögen meines Magens nicht aus. Außerdem bringen Köche pausenlos neue, köstliche Dinge aus der Küche.

Wir finden einen Sitzplatz gegenüber der Dessertabteilung, in der soeben Kuchen, Torten Puddings, Fruchtcocktails, Meringue und Eisbecher aufgetürmt werden.

Ein Kellner fragt, was wir zum Trinken wünschen. Wir zeigen auf das gut sortierte Weinregal hinter der Theke und bestellen je ein Achtel Rot. Der Kellner entschuldigt sich wortreich für das täuschend echte Aussehen der Flaschen, aber es gäbe in diesem Lokal keinen Alkohol. Es handle sich um unvergorenen Traubensaft der besten Rebsorten. Begeistert nehmen wir eine ganze Flasche.

Dann stoßen wir mit dem edlen Tropfen auf unsere Entdeckung an.

Bei der Abrechnung folgt die nächste Überraschung. Während ich der Kassiererin versuche klarzumachen, dass ich nicht nur für mich sondern für zwei Personen bezahlen möchte, lacht sie und sagt, dass ich das soeben getan hätte. Es koste nicht mehr.

Mit einem Prospekt und Hinweis auf die Öffnungszeiten kehren wir ins Hotel zurück und fallen mit vollgefressenem Bauch müde ins Bett.

IM VERMEINTLICHEN NATURRESERVAT

34. Tag, Donnerstag, 7.4.2011

Die U-Bahn bringt uns ins Stadtzentrum, wo wir Fahrräder ausleihen wollen, um den großen Park am Ufer des *Rio de la Plata* zu erkunden. Neben dem *Plaza del Mayo* finden wir einen der zahlreichen Abstellplätze für öffentliche Räder. Aber es gibt ein für uns unverständliches Problem. Touristen ist das Ausleihen eines Fahrrades untersagt. Nur Bewohnern von Buenos Aires ist es gestattet, sich einen Drahtesel zu borgen. Obwohl die Einheimischen das Angebot selten bis gar nicht nutzen. „Die fahren lieber Auto“, seufzt derjenige, der den Verleih organisiert und uns die Abfuhr erteilt. Er könne nichts dafür, Vorschrift sei Vorschrift. Ohne permanente Wohnadresse könne man sich an klauenden Touristen nicht schadlos halten, daher das Verbot, lautet seine Erklärung. Aber es gäbe ca zehn Häuserblocks weiter einen Radverleih für Ausländer.

Wir machen uns auf den Weg, ohne zu Bedenken, dass ein Häuserblock rund 500 Meter lang ist.

Nach gut einer Stunde haben wir das winzige Geschäft endlich gefunden. Zu unserer Überraschung begrüßt uns eine Österreicherin, die hier als Volunteer eine Zeit lang arbeitet. Sie würde gerne Fahrräder an uns vermieten, wenn wir unseren Reisepass hinterlegen

könnten. Aber den haben wir nicht genommen. Schließlich tut es auch ein 500 Euro-Schein, den ich als eiserne Reserve immer mit mir herumtrage. Als wir endlich unsere Räder ausfassen, fragt uns die Österreicherin, wohin wir denn der Ausflug gehe. Meine Antwort löst Gelächter aus. „Kennt ihr eigentlich die Geschichte dieses ökologischen Parks?“, fragt sie mit schelmischem Unterton. Da wir keine Ahnung haben, klärt sie uns darüber auf, dass der sogenannte Park ursprünglich eine Bauschuttdeponie war, die mehr oder weniger sich selbst überlassen wurde. Die Natur eroberte sich das Gelände, die Seen verlandeten und übrigblieb ein Gestrüpp aus Schilf und Sträuchern, das von staubigen Straßen durchzogen ist.

„Eine Deponie?“, frage ich entsetzt nach. Unter einer „reserva Natural“ hatte ich mir etwas ganz anderes vorgestellt.

Die Österreicherin nimmt mir jede Illusion: „Das Material fiel bei den Bauarbeiten zur Avenida 9 de Julio an, als eine komplette Häuserzeile geschleift werden musste, um die breiteste Straße der Welt verwirklichen zu können“, erzählt sie.

Ich habe das unangenehme Gefühl, sie weidet sich an unserer Enttäuschung. Offenbar will sie uns die Freude verderben. Mein Reiseführer bietet eine andere Version zur Entstehung des Naturschutzgebietes: Geplant war ein neues Verwaltungsviertel mit modernen Bürotürmen und Geschäften. Gleichzeitig musste etwas unternommen werden, um den Uferbereich des *Rio de la Plata* vor der zunehmenden Erosion zu schützen. Da bot es sich an, einfach durch Aufschüttung neues Land zu gewinnen. Die Gebäude wurden allerdings nie darauf errichtet und so überließ man es der Natur.

Im Internet kursiert eine dritte Version: Früher gab es am Ufer des *Rio de la Plata* ein Freizeitparadies inklusive Strandbad. Die Stadtbewohner tummelten sich an den freien Tagen gerne am Fluss oder schwammen in den zahlreichen Lagunen. Die Wasserqualität nahm jedoch rapide ab, was in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Wachstum der Stadt stand, die ihre Abwässer ungefiltert über den *Rio de la Plata* entsorgte. Man warnte die Erholungssuchenden vor möglichen Infektionen, die das Baden zur Folge haben könnte, aber die Unkenrufe verhallten nutzlos. Als es ein erstes Todesopfer gab, schritt die Regierung zu rigorosen Maßnahmen. Nicht, dass sie Kläranlagen bauen ließ, nein, sie schütteten das Gelände einfach zu. Aus fertig.

Während wir zum Hafen radeln und mir die drei Entstehungsgeschichten durch den Kopf gehen, fällt mir auf, dass sie alle wahr sein könnten. Eine Variante schließt die andere nicht aus. Im Gegenteil. Je mehr ich darüber nachdenke, umso deutlicher wird mir, dass die Regierung alle Probleme mit einem Schlag erledigen konnte: Beseitigung von Bauschutt, Befestigung des Ufers, Durchsetzung des Badeverbots und Schaffung neuen Baulandes. Einzig letzteres ging in die Hose, also erklärte man den Pfusch kurzerhand zum „reserva Natural“ und hängt sich damit ein grünes Mäntelchen um.

Ahnungslose Touristen wie wir lassen sich davon anlocken und leihen sich um teures Geld Fahrräder um des Reservat zu erkunden. Jetzt ist mir auch klar, weshalb uns die Österreicherin vom Radgeschäft auf die historischen Hintergründe des Parks hingewiesen hat. Sie wollte uns nicht den Spaß verderben, sondern sie wollte uns warnen, damit die Enttäuschung nicht zu groß ist.

Wir fahren durch das erste Portal und sind mit einer staubigen Kreuzung konfrontiert, an der sich vier Schotterpisten trennen. Auf meiner Karte sind bloß zwei Straßen eingezeichnet.

Eine, die parallel zur Begrenzungsmauer, welche den Park zur Stadt hin abtrennt, führt und eine zweite, die um das gesamte Gelände herum verläuft. Immer noch überzeugt davon, dass ein Naturschutzgebiet etwas Erholsames und Interessantes ist, wähle ich entschlossen den weiten Umweg. Markus hätte lieber einen der unbekanntenen Wege verfolgt, aber er fügt sich meiner Entscheidung. Wir radeln in einem grünen Tunnel. Unmittelbar neben dem Fahrbahnrand erheben sich rechts und links undurchdringliche Wände aus Schilf und Gestrüpp, welches sich über unseren Köpfen wieder verfilzt. Nicht nur der Blick auf den Himmel wird dadurch verwehrt, auch die Luftzirkulation ist unterbunden. Die warme Feuchte lässt sich durch den Fahrtwind kaum vertreiben. Sobald wir langsamer fahren klebt sie sich auf unsere Haut und kriecht unters T-Shirt. Eine halbe Stunde lang radeln wir sinnlos dahin, ohne dass sich etwas an der Landschaft ändert. Eine ziemlich verfahrenere Situation, im wahrsten Sinn des Wortes. Zu unserer Linken sollte sich nach Angabe der Karte ein großer See befinden. Wir könnten durch das Gestrüpp hindurch nichts erkennen. Einmal kommen wir an einer alten Aussichtsplattform vorbei, die wohl als Besuchersteg gedacht war. Das Holz ist vermodert und die Konstruktion eingestürzt, einzig die Schneise im Dickicht ist noch erhalten. Wir klettern ein Stück in die Höhe und sehen nichts außer Schilf und Gestrüpp. Die riesige Lagune ist vollständig zugewachsen, nur das Glitzern am Boden weist auf den sumpfigen Untergrund hin. Eine ideale Brutstätte für Stechmücken, die in Schwärmen plötzlich über uns herfallen. Da hilft nur eins: Schnell fahren, um die Biester im Fahrtwind loszuwerden. Ganz automatisch und ohne Absprache drehen wir unsere Räder um und strampeln retour. Meine Idee von der großen Umrundung des Parks ist gestorben.

Wir wählen die Straße, die parallel zur Begrenzungsmauer verläuft. Das Bauwerk hält die wuchernde Vegetation wenigstens ein bisschen in Zaum und ermöglicht ab und zu einen Blick auf die Skyline von Buenos Aires. Hinter flauschigen Schilfwedeln strecken sich verspiegelte Glasfassaden gen Himmel, der protzige Tower einer Bank wird von schlanken Rohrkolben flankiert. Das optische Aufeinandertreffen unregelmäßiger Natur vor der anorganischen Welt der Architektur erzeugt einen surrealen Reiz. Es entstehen dadurch Bilder, die wie eine Fotomontage wirken. Aus einem wogenden Meer langer Binsengräser wachsen 60-stöckige Wohnsilos in die Höhe; der sich elegant dem Wind anpassende Bambus stiehlt einer verwegenen Stahlkonstruktion die Show.

Ich fotografiere Monarchfalter, die für ihre tausende Kilometer langen Wanderungen berühmt sind, während Flugzeuge über uns hinweg donnern. Stechmücken nutzen die Zeit, die ich bewegungslos mit der Kamera in der Hand auf Schmetterlinge lauend verbringe und schlagen mich letztendlich in die Flucht.

Markus ist in Richtung *Rio de la Plata* abgezweigt, in der Hoffnung, dass in Ufernähe eine frische Brise die Quälgeister vertreiben könnte.

Es gibt zwar Wind, man erkennt seine streichende Hand in der Oberfläche der braunen Fluten, die sich leicht kräuseln, aber er dringt nicht durchs Gestrüpp zu uns herab. Das hohe Sirren der Moskitos zwingt uns im Fahrradsattel zu bleiben. Als sich das Gelände einmal etwas öffnet, steige ich ab, um die mitgebrachte Jause zu essen und einen Blick auf den *Rio de la Plata* zu werfen. Sein kaffeebraunes Wasser schlägt sich an der steinigen Uferböschung

Klimaerwärmung

Besäße man doch das richtige Werkzeug um das Steuerrad herumzureißen und sich aus der Sackgasse zu manövrieren!



Die Gletscher haben Fieber

Demo auf der Plaza del Mayo



**Die „Uruguay“
Baujahr 1874**



Abschied

Beim Versuch, Flüchtlings zu konservieren, gehen meist die Farben verloren.



zu grauem Schaum mit Blasen, so groß wie Tennisbälle. Dazwischen treiben Plastikflaschen und ineinander verschlungener Unrat aus Nylon und Stoffetzen. Markus, der auf einer Lichtung pausenlos im Kreis fährt, um den Stechmücken zu entgehen, fragt, ob es etwas Interessantes zu sehen gäbe, das mich zum Absteigen bewogen hat.

Nein, antworte ich, nichts Interessantes sondern etwas Dringendes. Ich muss meine Blase entleeren. Während ich hinter einem Gebüsch in die Hocke gehe, zapfen mich mindestens drei Blutsauger gleichzeitig an. Der ungeschützt dargebotenen nackten Haut können sie nicht widerstehen, selbst wenn es ein Hinterteil ist.

Aus der Rast wird nichts. Fluchend stopfe ich meinen Müsliriegel zur Gänze in den Mund und stramble kauend hinter Markus her, der den kürzesten Weg Richtung Ausgang eingeschlagen hat.

Verschwitz bringen wir die Räder zurück. Es ist erst kurz nach Mittag. Was tun wir jetzt, da unser Plan mit dem Picknick im „Naturpark“ nicht aufgegangen ist?

Markus hat ein Idee: „Wir gehen auf ein Boot. Das wäre einmal etwas anderes.“

Gestern hatten wir unweit der Corvette *Uruguay* ein zweites Segelschiff gesehen, es aber nicht besucht. Es handelt sich um die „*Fragata Sarmiento*“, ein ehemaliges Segelschulschiff, das zwischen 1899 und 1938 40 Mal die Welt umsegelt hat. Die Fregatte ist 85 Meter lang und 13 Meter breit.

Sie wurde 25 Jahre später gebaut als die *Uruguay* und besitzt einen beeindruckenden Maschinenraum mit dicken Rohrleitungen, unzähligen Messgeräten und Hebeln. Ein schmaler Gang aus Gitterrost windet sich zwischen Kohleschütten und Heizkesseln hindurch, jeder Schritt hallt in dem stählernen Schiffsbauch wider. Welch unerträglicher Lärm muss da bei vollem Betrieb geherrscht haben? Wenn da Feuer prasselten, Wasser brodelte und Dampf durch die Rohre zischte, um die riesigen Kolben zu bewegen! Von der Hitze, Kohlenstaub und extremer Luftfeuchtigkeit ganz zu schweigen! Mir fallen Szenen aus dem Film „Das Boot“ ein, die den Alltag in einem Schiffsrumpf eindrücklich zeigen. Die Treppen sind genauso waghalsig steil, eigentlich sind es Leitern aus Stahl, die Verbindungstüren zwischen den Räumen winzige Schlupflöcher mit oben angebrachten Haltegriffen, an denen man sich filmreif hindurch schwingen kann. Vorausgesetzt, man hat ein wenig Übung darin. Ich haue mir beim ersten Versuch die Birne an und könnte vor Schmerz aufheulen. Jetzt ist mir klar, wie Herbert Grönemeyer zu seinem typischen Gesang gekommen ist. Die Dreharbeiten zum Film müssen ausschlaggebend für seinen Stil gewesen sein.

Wir verlassen das Museumsboot. Das zehnte Schiff in diesem Urlaub, so habe ich inzwischen nachgerechnet, wobei ich nur die verschiedenen Modelle zählte und nicht die Anzahl der Fahrten. Für einen Wander- und Trekkingurlaub eine überraschende Quote, stellen wir amüsiert fest.

Nach einem Abstecher auf die schwankende Frauenbrücke, die durch ihre Schwingung den Vergleich mit dem Tango tanzenden Paar unterstreicht, kehren wir ins Hotel zurück und hungern dem Abendessen entgegen.

Ich stelle mir vor, wie ich all jene Speisen verkoste, die ich gestern aus Platzmangel in meinem Magen auslassen musste. Als sich um 19:00 Uhr endlich die Pforten zum Schlemmerparadies öffnen, muss ich enttäuscht und überrascht zugleich feststellen, dass das

Buffet komplett durch eine neue Auswahl ersetzt worden ist. Obwohl ich mir nur jeweils winzige Portionen nehme, schaffe ich es wieder nicht, alle Gerichte zu probieren. Schade, dass wir morgen Abend zum Flughafen müssen und sich ein weiterer Besuch in diesem Vegi-Schlaraffenland nicht ausgehen wird.

WIE HUND UND KATZ'

35. Tag, Freitag, 8.4.2011

Der letzte Urlaubstag ist angebrochen. Wir wollen ihn gemütlich verbringen. Vorgestern am Heimweg sind wir am *Jardín Botánico* vorbei gekommen. Botanische Gärten können oft wahre Kleinode in einer Stadt sein. Können, müssen aber nicht. Der in Buenos Aires hat nicht sehr viel zu bieten, außer einem strikten Hundeverbot. Das dürfte sich unter der städtischen Katzenpopulation herumgesprochen haben. Hunderte schnurrende und miauende Tiere bevölkern den Park. Manche von ihnen betteln um Futter, andere holen sich ein paar Streicheleinheiten, die meisten aber dösen zusammengeringt im Schatten der Sträucher. Die exotischen Baumriesen werden von den Katzenkrallen verschont. Die Tiere bleiben lieber faul am Boden, zumal keinerlei Gefahr droht. Weder von Mensch noch Hund. Der hohe Zaun ringsum den botanischen Gärten bietet hundertprozentigen Schutz. Ich beobachte eine Katze, die in der Nähe des Zauns schläft, als sich eine winselnde Hundeschnauze durch das Gitter zwängt. Die Katze erwacht, dehnt genüsslich ihre Glieder, dreht sich auf den Rücken und zeigt dem Feind den offenen Bauch. Wohl wissend, dass von dem winselnden, Augen rollenden Kretin keine Gefahr droht. Ich schätze ihre Intelligenz höher ein als die des Hundes, der glaubt, wenn ein Teil seines Gesichts durch die Öffnung im Zaun passt, dann müsse der Rest vom Körper auch durchgehen. Jedenfalls presst er sich mit aller Gewalt an das scharfkantige Schmiedeeisen und winselt dabei gleichzeitig vor Schmerz. Beim Anblick der sich am Rücken wälzenden Katze versucht der Hund zu bellen, was mit der eingeklemmten Schnauze natürlich nicht geht. Nur die Lippen ziehen sich ein wenig auseinander und das Aufeinanderschlagen der Zähne wird hörbar. Das „Wau“ bleibt dem dummen Hund im Hals stecken und verkommt zu einem lächerlichen „Grrmmffff“. Die Katze stolziert mit aufgerichtetem Schwanz davon.

Ich gebe gerne zu, dass mir Katzen sympathischer sind als Hunde. Dafür gibt es einen ganz wesentlichen Grund: Sie vergraben ihren Kot. Sandkastenbesitzer mögen einwenden, dass genau diese Tatsache sie zu Katzenhassern macht. Da ich aber keine im Sand spielenden Kinder habe, leide ich vielmehr unter Hundekot auf dem Gehsteig, in der Unterführung, im Park, am Wanderweg. Außerdem finde ich den permanenten Anblick kackbereiter Hunde, die mit eingeknickten Hinterbeinen und weit aufgerissenem Arschloch, sich einen geeigneten Platz suchen, obszön. Ganz abgesehen davon, dass sich die Idee mit dem Plastiksack und dem Wegräumen der dampfenden Scheiße nicht durchgesetzt hat. Weder in Österreich mit der relative hohen Polizeidichte und Privatsheriffs, noch im Rest der Welt. Buenos Aires ist eine einzige Kloake. In den belebten Straßen der Innenstadt sind die Gehsteige übersät von braunen Flecken aller Schattierungen, weil ein Haufen nie lange seine Form behält, sondern von den tausenden Sohlen platt gemacht und verteilt wird. Hier in den von Parks

durchzogenen Außenbezirken ist die Gefahr eines weichen Tritts wesentlich höher. Deshalb trägt kein Einheimischer jemals Flip-Flops oder Sandalen. So blöde sind nur Touristen, die noch dazu ihren Blick nicht auf den Boden, sondern auf die Sehenswürdigkeiten gerichtet haben.

Wir haben mittlerweile dazu gelernt. Gestern ließen wir unsere Schuhe im Gang stehen, um den Gestank von Scheiße nicht in unser Zimmer zu tragen. Heute gehen wir gesenkten Hauptes und weisen uns permanent auf die Tretminen hin.

Im Stadtplan überwiegt in unserem Bezirk die grüne Farbe. Ein Park reiht sich an den nächsten. Wir können vom Botanischen Garten aus unter Bäumen zum Planetarium wandern und von dort weiter Richtung Hafen. Doch der Maßstab der Karte trügt. Die grünen Flächen sind zwar immer wieder von Verkehrswegen durchschnitten, aber trotzdem staunen wir, wenn wir achtspurige Straßen überqueren oder Kreisverkehre überwinden müssen, die in ihrem Ausmaß an Autobahnknoten erinnern.

Wir hätten eigentlich das Gehen auf dem breiten Bürgersteig bevorzugt, weil man auf dem hellen Belag den Hundekot besser erkennt, aber der Verkehrslärm treibt uns in die Parks hinein. Auf den Rasenflächen ist besondere Achtsamkeit geboten, sie dienen als grüne Freilufttoiletten, während sich die Gassi-Geh-Frauen auf einer Bank zum Matetee niederlassen. Immer wieder sind uns Frauen begegnet, nie Männer, die in einem Gewühl aus über einem Dutzend Leinen die kläffenden Köter in eine bestimmte Richtung zogen. Das Rassengemisch reichte von Dackel bis zum Windhund. Wir fragten uns beim Anblick der zierlichen Frauen, wie sie im Falle eines Streites unter den Tieren wohl reagieren würden? Was wäre, wenn die Meute sich gemeinsam auf ein Eichhörnchen oder eine verirrte Katze stürzen würde? Mit dem ums Handgelenk gewundene Knäuel aus Leinen hätte die Frau keine Chance, dem Zug stand zu halten.

Aber vielleicht sind das alles wohl erzogene und brave Hunde? Offen blieb auch die Frage, ob die Frauen, die allesamt kleine Rucksäcke trugen, dort vielleicht das „Sackerl fürs Gackerl“ eingepackt hätten. Wie wir geahnt haben, war das eine Wunschvorstellung. Jetzt sehen wir, dass Teekannen die Rucksäcke füllten. Die Frauen haben die zusammengeknoteten Leinen an einen Baum gebunden, gerade in so einem Abstand, dass sich die verschiedenen Hundegruppen nicht direkt beschnuppern können, sondern aufs Bellen angewiesen sind. Ein ohrenbetäubendes Gekläff schallt durch den Park. Die Frauen sind es gewöhnt, sie schreien sich den Tratsch neben dem Matetee zu, als wäre diese Form der Unterhaltung völlig normal.

PAPAGEIEN UND BLATTSCHNEIDERAMEISEN

In der Nähe des Planetariums wird es ruhiger. Seltsame Geräusche locken uns unter einen Hain. Die Laute klingen exotisch und vertraut zugleich. Merkwürdig. Dann erspähen wir im dichten Laub Papageien. Ihre Art der Kommunikation mit den vielfältigen Tönen und Geräuschen hat uns bereits in *El Chaltén* fasziniert.

Während Markus versucht, sie zu fotografieren, untersuche ich merkwürdige Linien am Boden, die mir bereits in anderen Parks aufgefallen sind. Es sind kahle, wenige Zentimeter breite Streifen, die strahlenförmig von einem Baum ausgehen und nach etlichen Metern in einem Loch enden. Erst als ich in die Knie gehe, erkenne ich die Urheber dieser Pfade. Es sind winzige Ameisen, die sich einen hindernisfreien Weg durch den Rasen gebissen haben. Jetzt können sie auf diesen Autobahnen ihre Beute mit geringem Kraftaufwand in den Bau transportieren, dessen Eingang das Loch im Boden ist. Fasziniert beobachte ich wie ein Strom schwarzer Krabbeltiere aus dem Loch quillt und Richtung Baum zieht, während ein anderer die geernteten Blätter zum Bau transportiert. Einem Förderband gleich, ziehen kreisrunde, grüne Stückchen an mir vorbei. Die Blattschneiderameisen haben das harte Laub mit ihren Mundwerkzeugen fein säuberlich zerlegt und halten es mit zwei Beinen hochkant auf ihrem Rücken fest. Dabei schwankt die Fracht hin und her und erinnert an kleine grüne Segelschiffchen in rauer See.

Rund um den Park braust der Verkehr auf einer achtspurigen Autobahn, während hier ein Stück ursprünglicher Natur erhalten geblieben ist. Nie hätte ich mit Blattschneiderameisen im Herzen einer Millionenmetropole gerechnet.

FRIDA KAHLOS AUGENBRAUEN NEBEN EINER ENTARTETEN BANK

Das Planetarium ist leider geschlossen und wir setzen unseren Marsch in Richtung Hafen fort, wo wir mit der U-Bahn wieder ins Hotel zurückkehren können. Der Weg ist noch weit, aber obwohl der Verkehr durch die Straßen tobt, machen die vielen Grünanlagen das Gehen erträglich. Wir nähern uns dem Viertel mit den berühmten Museen und Galerien. Als erstes lockt uns ein modernes Gebäude, MALBA für *Museo de Arte Latinoamericano de Buenos Aires*, steht an seiner Fassade. Es handelt sich um die öffentlich zugängliche Privatsammlung von Eduardo F. Costantini. Momentan liegt der Schwerpunkt auf Frida Kahlo. Da mich ihr Werk immer schon fasziniert hat, kann ich nicht widerstehen. Diese Augenbrauen!

Es sind dann aber nicht einmal Kahlos Bilder, die uns am meisten beeindrucken. Denn die zeitgenössischen Skulpturen sind mindestens ebenso spannend, wie die Gemälde der alten Meister. Eine hölzerne Installation möchte ich stellvertretend für die vielen wunderbaren Exponate beschreiben: Auf den ersten Blick handelt es sich um eine normale Parkbank, bestehend aus schmalen Holzleisten, die längs zur Sitzrichtung parallel angeordnet sind. In der Mitte der Lehne überkreuzen sich jedoch zwei Leisten, eine Ungehörigkeit, die sich im weiteren Verlauf fortsetzt. Denn jede zweite Holzleiste hält sich nicht an das vorgegebene Ende der Parkbank sondern schießt darüber hinaus, wächst gemeinsam und verschlungen mit den anderen Ausbrechern zu einer Girlande und wuchert über die Balkonmauer, die die Etage zum Stiegenhaus hin abschließt. Dort teilen sich die Leisten wieder. Ein paar klettern weiter bis ins Obergeschoß, andere hängen lianengleich zum Foyer hinab.

Leider ist fotografieren nicht erlaubt, aber im Internet sind Abbildungen der Holzskulptur zu finden.

Gleich neben dem MALBA befindet sich ein Restaurant, in dem eine winzige Portion Spaghetti mit Tomatensauce mehr kostet als das gesamte Abendbuffet im Vegi-Restaurant. Kunst hat eben seine Preis, oder zumindest ein betuchtes Publikum. Der Kellner betrachtet uns geringschätzig, als wir das zweite Brotkörblein leer futtern und die Tomatensauce damit aus dem Teller tunken.

Weil wir unmittelbar danach die Rechnung auf dem Tisch haben, setzen wir unseren Weg fort. Noch immer ist die breite Straße von Parks und Grünflächen umgeben. Obwohl das Gehen dadurch angenehm ist, stellt sich automatisch die Frage, wie weit wir den Spaziergang ausdehnen wollen. Mein Stadtplan zeigt ein touristisches Muss ganz in der Nähe. Das möchte ich mir ansehen. Nach rund fünfhundert Metern sticht uns das rote Gebäude vom „Nationalmuseum der Schönen Künste“ bereits ins Auge und wir suchen vergeblich den Eingang. Es kann doch nicht sein, dass eines der bedeutendsten Museen Lateinamerikas keinen Zugang erlaubt? Verzweifelt wenden wir uns an einen Herrn, der plötzlich wie aus dem Nichts auftaucht und uns argwöhnisch beobachtet. Er erklärt uns, dass wir versucht hätten das Depot zu betreten, die Ausstellungsräume befänden sich im Hauptgebäude gleich nebenan.

Das kommt davon, wenn man nicht den offiziellen Weg benützt, sondern querfeldein durch den Park stiefelt! Zum Glück waren alle Türen, an denen wir gerüttelt hatten, verschlossen gewesen. Denn ob mein Spanisch ausgereicht hätte, zu erklären, dass wir bloß versehentlich ins Depot eingedrungen wären, bezweifle ich.

Wir lassen uns von dem Mann, der uns nicht aus den Augen lässt, bis wir die Eintrittskarten gelöst haben, zum Haupteingang führen.

Im Erdgeschoss flanieren wir durch 24 Ausstellungsräume mit einer internationalen Sammlung vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. Die erste Etage beherbergt Werke der wichtigsten argentinischen Maler des 20. Jahrhundert, deren Namen ich zu meiner Schande noch nie gehört habe. Nach dem wir uns in der zweiten Etage Fotografien und Skulpturen angesehen haben, schwirrt uns der Kopf.

DIE LEBLOSE BLUME

Es gäbe noch viele Museen, aber uns steht der Sinn nach Rückzug. Da fällt mein Blick auf eine Blume aus Metall, die ich aus der Nähe betrachten will.

„Aber danach ist Schluss mit Sightseeing“, sagte Markus, der mir fast widerwillig den halben Kilometer bis zum *Carlos Thais* Park folgt. Die riesige Lotusblüte konnten wir sogar vom Flugzeug aus sehen, als wir den Inlands-Airport ansteuerten. Ihre 20 Meter hohen Blütenblätter sind aus poliertem Aluminium und können sich öffnen und schließen. Der Mechanismus wird allerdings erst in der Dämmerung aktiv, außer er ist - wie so oft - defekt. In der Mitte der Blume recken sich Staubgefäße in die Höhe, an deren Spitze kleine Lampen befestigt sind. In der Nacht sollen sie angeblich in rötlicher Farbe erglühen. Die künstliche Blüte wächst aus einem runden Wasserbecken empor und ist so vor menschlicher Berührung

geschützt. Kein fettiger Abdruck stört das Bild der Stadt oder des Himmels, das sich auf den Blättern spiegelt.

Nachdem wir die edle Skulptur aus allen Blickrichtungen fotografiert haben treten wir den Heimweg an. Am Rande des Parks leuchtet ein Baum rosarot.

„Das ist so einer wie am Anfang“, rufe ich Markus zu, während ich losrenne.

„Wer ist was?“ fragt Markus, als er mich auf der Wiese einholt, die mit bunten Blättern übersät ist.

Ich strecke ihm eine der fast 15 Zentimeter großen Blüten entgegen.

„Kannst du dich an die vielen rosaroten Bäume erinnern, als wir in Buenos Aires ankamen und mit dem Taxi zum Inlandsflughafen fuhren? Der Chauffeur nannte mir damals den Namen des Stadions anstelle der Baumbezeichnung.“

„Stimmt“, sagt Markus, „erstaunlich, dass sie fünf Wochen später noch nicht verblüht sind.“

Ich rieche an der verführerisch duftenden Blüte. Ihre Blätter sind außen pink und innen dottergelb. Rote Striche durchziehen das Gelb wie Blutspritzer. In der Mitte sitzen am Schaft eines imposanten Stempels die Staubgefäße. Kreisförmig angeordnet, orange und prall mit Nektar gefüllt. Nach eingehender Betrachtung halte ich sie mit ausgestrecktem Arm so weit vor mir, dass sie die Metallblume im Hintergrund verdeckt.

Auf nach:



Buenos Aires

Fitz Roy
Torres del Paine
Ushuaia

Kap Hoorn



Argentina

- International boundary
- Province boundary
- National capital
- Province capital
- Railroad
- Road

The city of Buenos Aires comprises a federal district.

0 100 200 300 Kilometers
0 100 200 300 Miles

Lambert Conformal Conic Projection, SP 235/50S

Falkland Islands (Islas Malvinas) (administered by U.K., claimed by Argentina) Stanley

TIERRA DEL FUEGO, ANTARTIDA E ISLAS DEL ATLANTICO SUR

Boundary representation is